

A photograph of a person walking a black dog on a dirt path. The path is surrounded by dry, yellowish-brown grass and some trees. In the background, there are blue mountains under a cloudy sky. The text is overlaid on the image.

ANGELIKA UNSELD

NO PROBLEM - KANNSTE EH NIX MACHEN

DIE GESCHICHTE ZWEIER, DIE AUSZOGEN, DAS EINFACHE LEBEN
ZU FINDEN UND FESTSTELLTEN, DASS ES EINFACH SCHWIERIG
WAR.



ANGELIKA UNSELD

NO PROBLEM - KANNSTE EH NIX MACHEN

DIE GESCHICHTE ZWEIER, DIE AUSZOGEN, DAS EINFACHE LEBEN
ZU FINDEN UND FESTSTELLTEN, DASS ES EINFACH SCHWIERIG
WAR.

Angelika Unseld

no problem - kannst du eh nix machen

**Die Geschichte zweier, die auszogen,
das einfache Leben zu finden und
feststellten, dass es einfach schwierig
war.**

Allen, die es wagen, gegen den Strom zu schwimmen oder
wenigstens davon träumen.

Erstes Kapitel

1

**Alle fragen: „Warum seid ihr nach Argentinien gekommen?“
Zufall oder Vorbestimmung, Abenteuerlust oder Suche nach der
heilen Welt?**

**Im zarten Alter von neun Jahren brachte ich meinen ersten und
einzigen Roman zu Papier. Es war eine äußerst verzwickte
Liebesgeschichte zwischen Inés, der reichen, schönen Tochter
des Gutsbesitzers und dem heißblütigen Gaucho Manuel. Die
Romanze nahm ihren Lauf auf einer feudalen Estanzia in der
unendlichen Weite der argentinischen Pampa. Keine Ahnung,
was mich damals gerade zu diesem Handlungsort inspiriert
hatte. Danach vergingen mehr als zwanzig Jahre, ehe ich wieder
etwas mit Argentinien zu tun hatte.**

**In jenen Jahren lebte ich mit meinem Mann Alfred an Spaniens
sonniger Orangenblütenküste. Wir verbrachten unsere Zeit
hauptsächlich mit unnützen, angenehmen Dingen: Baden im
Meer, im warmen Sand räkeln, Muscheln sammeln und Orangen
essen. Eines Tages lernten wir ein argentinisches Pärchen auf
Flitterwochenreise kennen. Unsere Einladung zu einem
Abendessen bei Kerzenschein nahmen sie anstandslos an und
blieben der Einfachheit halber gleich zehn Tage uneingeladen.**

**Von da an stelzte mein Alfred stolz in echt argentinischen
Gauchostiefeln herum, die ihm der etwas saftlose,
bleichschnäblige Porteño (Einwohner Buenos Aires‘) als
großzügige Aufmerksamkeit für unsere bescheidene
Gastfreundschaft hatte zukommen lassen. Der junge Gatte
ahnte nicht, dass sich mein samtpfötchenweicher Alfred sein
Gastgeschenk längst bei der glutäugigen, wohlproportionierten**

Gattin erschmeichelt hatte. Von da an zerfiel unsere längst morsche Ehe im Handumdrehen. Noch viel geschwinder hatte sich das argentinische Pärchen aus dem Staub gemacht, nicht ohne uns um ein paar wertvolle Erbstücke zu erleichtern.

Alfreds Tachtelmechtel mit der aufreizenden Puppe war mir auf den Magen geschlagen, nun wollten mir die Orangen nicht mehr schmecken. Ich packte meine Sachen und zog in die „größte deutsche Kleinstadt“(Thaddeus Troll), nach Stuttgart, um mir einen Jugendtraum zu erfüllen: Ich wurde Heilpraktikerin. Hier kam trotz Büroarbeit und Abendschule die Liebe wieder in mein Leben.

Wilhelm, ein gutaussehender Mann von langsamen Entschlüssen, dickschädlicher Ausdauer, mit bürgerlichen Wertmaßstäben, stand mitten in einer erfolgversprechenden Karriere, als er mich heiratete. Einerseits genoss ich die finanzielle Sicherheit, die mir unsere Verbindung bot. Andererseits fiel es mir schwer, nach all den Jahren des ungebundenen, zwanglosen Lebens unter Spaniens Sonne, nun die brave, biedere Hausfrau zu werden, die täglich mit dem Einkaufsnetz an Supermarktkassen Schlange steht und die Maultaschen pünktlich auf den Tisch bringt, die Hemden makellos bügelt, freitags kehrwöchelt und samstags im Schönbuch wandert. (In Schwaben ist auch Ende des 20. Jahrhunderts die Kehrwoche ein heiliges Ritual und aus keinem halbwegs ordentlichen Leben wegzudenken.)

Je mehr es mir gelang mich meiner Idealvorstellung einer häuslichen Gattin zu nähern, einschließlich des wöchentlichen Kaffeeklatsches mit anderen angepassten Frauen, desto öfter sagte mein Willi:

„Das kann doch nicht alles gewesen sein. Draußen findet das Leben statt, während ich im Einerlei ersticke und angekettet an meinen ergonomischen Bürosessel meine besten Jahre am Computer vergeude.“

Angesichts der am deutschen Wirtschaftshimmel heraufziehenden Wolken, beneideten ihn alle um seinen gut bezahlten, sicheren Posten; er aber träumte immer öfter vom großen Aufbruch und Abenteuer. Zunächst goss ich Wasser auf seine Mühle. Zu zweit hingekuschelt in der Sofaecke, träumten wir bei einem Glas Württemberger vom Globetrotten, vom Siedeln, vom einfachen Leben irgendwo im letzten Erdenwinkel.

Als mein Willi jedoch immer mehr in Aufbruchsstimmung geriet und immer weniger Lust zur Büromühle hatte, wurde ich wachsam. Die Existenzangst packte mich. Mir gefiel nämlich die wohlgefüllte Haushaltskasse, nach all den Jahren der zwar holden, aber entbehrungsreichen Freiheit in Spanien. Nach einer Erbschaft hatten Alfred und ich damals unsere Traumwohnung am Meer gekauft und sehr komfortabel eingerichtet, doch davon abgesehen waren wir arm wie Kirchenmäuse.

Auf meinem Stuttgarter Tisch standen, statt der Suppe aus Fischabfällen, Forellen mit Kräuterbutter mit jungen Kartoffeln; statt der Eintöpfe aus billigen Gemüseresten vom Markt, gab es Schweinebraten mit Spätzle und Kartoffelsalat. Ab und zu schwelgten wir in irgendeiner Besenwirtschaft im Remstal in Schlachtplatten und Trollinger. Ich liebte all die kulturellen Möglichkeiten, die uns Stuttgart bot. Bücherei, Oper, Ballett, gemütliche Weinstuben. Mein schwäbisches Schlaraffenland wollte ich nicht einfach darangeben für eine ungewisse Zukunft. Meine Freiheit, von der ich immer geglaubt habe, sie sei mir das Wichtigste, hatte ich frohgemut weggeschmissen zu Gunsten der Annehmlichkeiten eines angepassten Lebens. Außerdem träumte ich von einer Naturheil- Praxis. Schließlich hatte ich nur deshalb jahrelang die Abendschule besucht und gebüffelt, um kranken Menschen zu helfen. Ich hatte teure Seminare mitgemacht, Kongresse besucht und als Praktikantin gebuckelt.

In den langen Nächten eines besonders kalten Winters

versuchte ich meinen Willi davon zu überzeugen, dass er, als etablierter Spießer, auf keinen Fall das Zeug zum Abenteurer habe.

„Warum nicht?“, fragte er.

„Weil Du die ausgelatschten Pfade liebst“, sagte ich. „Wenn ich quer durch das Schwarzwälder oder Hohenloher oder was weiß ich für heimatliches Unterholz brechen will, versteifst du dich auf den Weg, der in der Wanderkarte eingezeichnet ist.“ Er schwieg dazu.

Eins zu Null für mich.

„Du bist kein Unternehmer“, sagte ich am nächsten Abend. „Außerdem geht dir jegliche Phantasie ab für selbstgebackene Pläne. Du kämpfst doch viel lieber für vorgegebene Ziele.“

„Mann, redest du einen Stuss daher!“ Eingeschnappt stand er auf und ging in die Küche und holte sich ein Bier aus dem Kühlschrank.

Zwei zu Null für mich.

„Willst du denn Tag und Nacht schuften?“, fragte ich später im Bett.

„Nö, wieso?“ knurrte er.

**„Pioniere müssen nämlich darben, schwitzen, schuften, reiben sich völlig im Überlebenskampf auf. Willst du das wirklich?“
Er schnarchte leise.**

Drei zu null für mich.

Schauerliches malte ich ihm aus, Abend für Abend und mit wachsender Inbrunst. Teils schöpfte ich aus meinem eigenen Erfahrungsschatz vom Leben im ewigen Geldmangel, teils aus

den Erzählungen der Abenteurer und Aussteiger, deren Biographien ich zeitlebens mit Heißhunger verschlungen habe.

Längst stand es über Hundert zu Null für mich, als mein schweigender Willi endlich den Mund öffnete und meinen, in monatelanger Kleinarbeit, mühsam errungenen Punktsieg mit einem Schlag zunichtemachte.

„Wenn ich es nicht versuche, werde ich es nie wissen. Also versuche ich es.“ Punktum.

Als der Mai mit all seinen süßen Düften und der bunten Blumenpracht den Stuttgarter Talkessel herausputzte, hatte ich meinen Willi wenigstens so weit gebremst, dass er seine Stellung bei dem Industriegiganten nicht einfach hinwarf, sondern sich erst einmal mit einer längeren Reise „irgendwohin“ zufriedengeben wollte.

Nun lag die ganze Welt vor uns. Die einzigen Grenzen setzte unser Sparbuch. Monatelang schmökerten wir in Reiseführern, beschlossen und verwarfen Traumziele auf allen Kontinenten. Eines lauen Abends, als wir von der Alten Weinsteige auf die Dächer der Stadt hinab schauten, trat Argentinien wieder in mein Leben.

„Buenos Aires. Patagonien. Feuerland“, sagte mein Willi und schaute dem Flugzeug nach, dessen Kondensstreifen golden in der Abendsonne schimmerte. „Wir gehen nach Argentinien.“

Warum gerade dieses Reiseziel?

So halt.

Hätten wir damals gewusst...

Unsere Reisepläne hatten feste Formen angenommen. Wir wussten über Land und Leute, Geschichte, Klima und Verkehrsverbindungen Bescheid. Eine hervorragende, im ganzen Ländle zusammengekaufte Ausrüstung harrte auf ihren Einsatz. Niemals hätte ich mir träumen lassen, als ich mit dem vom Verkäufer so hochgelobten Igluzelt in der Straßenbahn heimwärts fuhr, dass ich mein Schlafzimmer für viereinhalb Jahre auf dem Schoß hatte. Planen und vorbereiten war aufregend für uns Neulinge. Manche Nacht lag ich wach in meinem Bett und bekam Gänsehaut bei der Aussicht in Patagoniens Einsamkeit, vom Puma belauert, den berühmten Stürmen, den „brüllenden Fünfigern“, nichts als die Zeltplane entgegen setzen zu können. Mein Willi fieberte mit 38°C im wahrsten Sinne des Wortes der Reise entgegen und war noch auf dem Transatlantikflug so krank, dass die Stewardessen ihn bevorzugt behandelten. Seine plötzliche Genesung beim Überqueren des Äquators grenzte an ein Wunder.

Kreuz und quer, mit Flugzeug, Bus, Boot, Fähre und zu Fuß reisten wir durchs wilde Patagonien und kamen, wie geplant, in der zehnten Woche nach Los Abedules. Trotz allerlei Zwischenfälle hatten wir uns, wie es sich für meinen Willi gehört, genau an unser Reiseprogramm gehalten. Nichtsahnend, dass ab jetzt alles anders werden würde, schweiften unsere Blicke von der Höhe über das liebe Tal. Im Abendsonnenschein lag das Städtchen eingebettet zwischen bewaldeten Höhenrücken, mit den gletscherbedeckten Anden im Westen und im Osten den schroffen Zacken des „Der in den Wolken träumt“, der langgestreckt und gewaltig mit seinen über 2000 Metern Höhe das Tal beherrschte. Während der Bus die Landstraße hinab dem Ort zueilte, sagte mein Willi:

„Wie schön. Hier möchte ich leben.“

„Deprimierend“, knurrte ich mürrisch. Ich war müde, verdrossen, verschwitzt und verstaubt.

Los Abedules, das Heiligtum der Hippies der 60er Jahre, das Eldorado vieler, auch europäischer Aussteiger, der Tummelplatz

der Esoteriker, ein Fleckchen, wo die Welt noch in Ordnung zu sein scheint, dieses Markenzeichen für heile Welt liegt wie eine Oase am Rand der windgepeitschten patagonischen Trockensteppe. Das Mikroklima erlaubt sogar den Anbau von Obst und Hopfen.

Für uns wäre Los Abedules eigentlich bloß eine Busstation auf dem Weg zum Lago-Blanco-Nationalpark gewesen, aber wir hatten Freunden versprochen, bei einer deutschen Familie hier am Ort Grüße zu bestellen. So lernten wir Erna und Richard kennen. Sie freuten sich riesig und nahmen uns liebevoll auf.

„Ich bin früh in Pension gegangen“, erzählte Richard. „Wir beschlossen Argentinien kennenzulernen.“

Sie lebten zuerst mal hier, mal dort und landeten am Ende in Los Abedules.

„Uns gefällt es. Hier bringt uns keiner mehr weg.“

Sie lebten in einem gemieteten Häuschen, waren aber bereits stolze Bauherren eines hübschen Fachwerkhauses mitten im Ort.

Erna verwöhnte unsere strapazierten Mägen mit guter deutscher Hausmannskost. Richard fuhr mit uns in seinem klapprigen Lieferwagen über holprige Schotterpisten, um uns die Berge, Wälder, Flüsse und Wasserfälle in der Umgebung zu zeigen. Wir blieben länger, als geplant. Hätten wir gewusst... „wären wir schnell weitergereist“, sollte mein Willi später oft sagen.

Schließlich verbrachten wir noch ein paar sonnige Frühherbsttage am Lago Blanco, stopften uns mit süßen Brombeeren voll und schipperten mit Manuel, einem Aussteiger aus Spanien, auf dem See herum. Einen trägen Nachmittag lang, an dem die Zeit still stand, erzählte er von seinem Märchenland, talaufwärts, wo er ein paar Hektar Wald und Dickicht sein eigen nannte.

Abends am Lagerfeuer brutzelten wir eine Lammkeule.

„Ach Geli“, seufzte mein Willi. „Schon bald sitze ich wieder in diesem Stahlbetonkäfig mit Ausblick auf die Trasse der

Stadtautobahn, als winziges Teilchen im ungeheuren Räderwerk der Wirtschaftsmaschinerie, während hier ein Tal seinen Traum lebt.“

Nachdenklich blickte er in die Flammen und kraulte das zottige Fell des herrenlosen Köters, der sich zum Feuer gesellt hatte, in der berechtigten Hoffnung auf einen großen Knochen.

Wir saßen immer noch, als das Feuer längst verglüht war und lauschten dem Rascheln des Nachtgetieres im Buschwerk. Die Luft war still, klar und würzig vom taufeuchten Gras. Im See spiegelte sich der Vollmond. Die Berge hoben sich scharf ab gegen den dunkelblauen Samt des Firmamentes, Schneefelder schimmerten im fahlen Licht.

Ein letztes Mal besuchten wir Erna und Richard. Wir saßen bei Kaffee und Apfelkuchen, als ein Freund unserer Gastgeber hereinschaute. Mit diesem Besuch sollte unser Leben eine entscheidende Wendung nehmen.

3

Anstatt, in den nächsten 14 Tagen an den chilenischen Seen zu wandern, verbrachten wir die Zeit in verstaubten Amtsstuben, in klapprigen Autobussen unterwegs in die Kreisstadt, manchmal an Ernas Küchentisch und - auf unserem eigenen Grund und Boden. Unser Zelt hatten wir auf einem sehr gepflegten, sehr komfortablen Campingplatz weit außerhalb des Ortes aufgestellt. Nur eine Handvoll Sommergäste waren übrig geblieben. An jenem schicksalsträchtigen Nachmittag in Ernas guter Stube hatten wir nämlich den alten Eugen kennengelernt. Hager, groß, trotz seiner 75 Jahre ungebeugt, begrüßte er uns mit festem Handschlag. Er war ein lebhafter und gesprächiger Mann, und wir hörten ihm gerne zu, wenn er in seinem holprigen, altertümlich anmutenden Deutsch erzählte, wie er als kleiner Bub mit Vater und Mutter aus Deutschland ins Land der Gauchos gekommen war. Unser kurzer Abschiedsbesuch dehnte sich dadurch mehr und mehr in die Länge und wurde schließlich Auftakt für unser patagonisches Abenteuer.

Im Laufe des Nachmittags wurden nebenbei auch die neuesten Neuigkeiten aus dem Dorfleben ausgetauscht. Wir erfuhren, dass Eugens Freund Paul von Frau und Kindern im Stich gelassen worden war. Wir hörten zu, nichtsahnend, dass, von uns allen unbemerkt, die Nornen unsere Schicksalsfäden mit denen des so schändlich Verlassenen zu verspinnen begonnen hatten. Eugen erzählte mit bekümmelter Miene:

„Abgehauen, einfach abgehauen sind sie, diese elende Bande, dahin zurück, wo sie vor drei Jahren herkamen. Jetzt muss der Paul sein Häuschen verscherbeln und dann nichts wie weg, der Frau hinterher. Hoffentlich renkt sich das wieder ein. Die Laura ist eine verdammt schwierige Person und wollte auf keinen Fall hier leben. Aber tüchtig ist sie immer gewesen und der Paul braucht sie. Er ist ein guter Mensch, aber halt ein Träumer.“

Wir erfuhren eine Menge über Pauls Schicksal. Am Ende wusste ich nicht, ob mir der arme Kerl oder seine Frau mehr leidtun sollte. Er wollte sich den Traum vom Landleben erfüllen, als er mit Kind und Kegel nach Los Abedules kam, wollte seinem Leben eine Wende geben. Sie wäre lieber in der Stadt am Meer geblieben, wo die Eltern lebten, die Geschwister und all ihre Jugendfreunde. Auf jeden Fall hatte der Paul in Los Abedules hart schuften müssen für ein Butterbrot und ein Ei. Mit vielen Entbehrungen war er im Laufe der drei Jahre zu seinem Grundstück gekommen. Aus dem Traum war ein Alptraum geworden. Nichts wollte so recht klappen und nun war ihm auch noch die Frau davongelaufen. Eugen schilderte uns Pauls Schicksal sehr eindringlich und versuchte unser Interesse am Kauf des Grundstückes zu wecken.

Wir machten uns am Ende alle auf, um das wohlfeile Objekt in Augenschein zu nehmen. Keiner von uns dachte auch nur entfernt an einen Kauf. Wir waren höchstens ein bisschen neugierig geworden.

Am Ortsrand, abseits der Straße, versteckt hinter undurchdringlichem Weidendickicht, stand hin geduckt am

Rand einer riesigen Wiese ein kleiner Rohbau, an den sich eine winzige Blockhütte schmiegte. Unser Blick schweifte über das Grün der Viehweiden mit den buntgescheckten Kühen, über kleine Feldgehölze, hingestreut auf den Grasteppich, dahinter eine Barriere aus hohen Pappeln, die das Tal zerschnitt. Linkerhand kennzeichnete ein Wall aus alten Weidenbäumen den Verlauf eines Baches. Im Norden vermochte man das Ende des weiten, sonnigen Tals nur zu erahnen. Im Westen ragten hinter dunkelgrünen Hügelketten, zum Greifen nah, die Felsen der Anden in den blauen Nachmittagshimmel. Über den schneebedeckten Gipfeln standen reglos weiße Wolkenfahnen. Wie eine Wand stieg "Der in den Wolken träumt" im Osten aus dem Tal. Jeder Schritt über die Wiese hüllte uns in das frische Aroma der Minze, die überall wuchs. Geschäftig plätscherte ein Bach, nur wenige Schritte am Haus vorbei. Wir waren hingerissen vom Zauber der Szenerie.

Die beiden einzigen Nachbarhäuser, fast hundert Meter entfernt, blieben völlig verborgen hinter Büschen und Bäumen. Paul, der Herr über dieses Paradies strahlte über unsere Begeisterung und führte uns eifrig herum. Im hinteren Teil des Gartens durchheilte ein schmales Rinnsal das Wiesenland, wand sich unter dem Wurzelwerk der Weiden hindurch, um im Nachbargrundstück zu verschwinden. Paul hatte sich ein Gemüsegärtchen angelegt und verteidigte es rastlos gegen das hereindringende Gras und Unkraut. Nahe beim Haus hatte er eine Trauerweide gepflanzt, Schwertlilien und Gartenmargeriten vor der Tür.

„Das ist der schönste Platz im ganzen Dorf!“, rief Erna begeistert aus.

Tatsächlich vereinten sich hier die Vorteile der Ortsnähe, wie Einkaufsmöglichkeiten, Strom- und Wasserversorgung, mit den Herrlichkeiten des Lebens in der einsamen Natur.

Paul war bereit, dieses Kleinod für einen Pappenstiel herzugeben. Traurig sagte er: „Ich muss halt schnell verkaufen und deshalb annehmen, was man mir bietet.“

Mein Willi machte abends Kassensturz.

„Wenn er uns noch was nachlässt, dann könnten wir das Häusle kaufen.“

„Du spinnst wohl!“, sagte ich entsetzt.

„Du, liebe Geli, hast daheim doch immer groß getönt: Aber das sage ich dir, wir schmeißen das sauer verdiente Geld nicht für irgendwelche Krimskrams– Souvenirs zum Fenster hinaus. Wenn, dann kaufen wir wenig, aber etwas Wertvolles“, sagte mein Willi und öffte mich dabei bemerkenswert gut nach.

Im Laufe des Abends meldete ich erst behutsam und dann immer heftiger meine Bedenken über den Sinn und Zweck dieser Geldausgabe an, die in unsere eiserne Reserve ein erschreckend tiefes Loch reißen würde. Mein Willi hörte mir aufreizend aufmerksam zu. Als ich meine Beweisführung beendet hatte, verkündete er fröhlich:

„Ich finde, es ist ein phantastisches Reiseandenken.“ Damit war jede weitere Diskussion überflüssig geworden.

In jener Nacht lag ich lange wach. Ich kam zu dem Schluss, dass uns diese Geldausgabe durchaus nicht an den Bettelstab bringen würde. Wäre es nicht herrlich verrückt, wenn wir daheim unseren Freunden und Verwandten sagen könnten, dass wir ein Stück amerikanischen Boden besitzen. Völlig närrisch und schön. Je mehr ich darüber nachdachte, umso mehr gefiel mir die Idee.

Ich staune noch heute über den reichlich exzentrischen Entschluss des Dutzendmenschen Willi, den er, ganz entgegen seiner Art, auch noch in Windeseile gefällt hatte.

Am anderen Morgen wurde das Geschäft mit einem kräftigen Handschlag besiegelt. Paul war's zufrieden, mein Willi strahlte, und mir schlug das Herz höher, als ich erneut auf der Märchenwiese stand.

„Und überhaupt“, sagte ich, „können wir in ein paar Jahren das Grundstück wieder verhökern. Mit dem Gewinn machen wir eine

Weltreise.“

Kaufen. Verkaufen. Wie einfach wir uns das damals alles vorstellten. Woher hätten wir auch die Winkelzüge der argentinischen Gesetzgebung kennen sollen? Wie dem großzügigen, so schnell dahin gesagten „Alles kein Problem“ vieler Argentinier eine wirklichkeitsgerechte Bedeutung beimessen können? Wir waren in einer anderen Welt und bemerkten es nicht. Es galten andere Maßstäbe und wir legten einfältig die unseren an.

Ein paar Tage später unterschrieben alle Beteiligten beim Notar. Wir hatten viele Fragen, bevor wir zur ehrwürdigen Handlung schritten. Das einzige, was wir begriffen, war, dass alles überhaupt „kein Problem“ sei. Als wir das Thema Baugenehmigung ansprachen, winkten alle lässig ab. Der Notar versicherte uns, dass man hier im Land erst baue und dann die Baugenehmigung einhole. Das komme entschieden billiger.

„Denken Sie, dann hat der Architekt ja viel weniger Arbeit mit dem Plan. Er muss ja nur noch abzeichnen, was er sieht“, sagte er. Das leuchtete uns ein, wirkte aber doch irgendwie seltsam auf uns. Zwei Jahre später sollte uns diese Auskunft eine Mehrere –Tausend - Mark- Strafe eintragen. Aber auch das war dann in der Tat „kein Problem“. Inzwischen ist alles längst bezahlt. Warum machen wir uns im Leben bloß so viele Probleme?

Kaum hatten wir das Geld auf alle ausgestreckten Hände verteilt, tauchten merkwürdige Unklarheiten auf. Wir waren gerade unsere eiserne Reserve losgeworden und, bis auf 500 Dollar, unser gesamtes Reisegeld, deshalb ließ es uns nicht kalt, dass das Geschäft plötzlich an einem seidenen Faden hing. Als wir Einwände erheben wollten, schaute uns der Notar geringschätzig über den Rand seiner Brille hinweg an.

Es hatte sich plötzlich herausgestellt, dass Paul zwar der Eigentümer war, aber doch nicht richtig, denn da war außerdem die Witwe García, der das eigentlich gehörte. Aber ohne die Unterschrift des Rechtsanwaltes Gómez ginge leider gar nichts,

denn ganz eigentlich gehöre das Land jenem.

„Das ist ein sehr anständiger Mann“, sagte der Notar, während er in der unglaublichen Unordnung seiner Aktenstapel wühlte. Endlich schien er das Gesuchte entdeckt zu haben. Er reichte uns einen Schrieb.

„Alles kein Problem, Herr Gómez unterschreibt das sicher ohne Einwände.“

Mir war etwas beklommen zumute.

„So, ich beglückwünsche Sie zu ihrem neuen Grundstück“, sagte der Notar und führte uns zur Tür.

Mit einem unguten Gefühl fuhren wir am anderen Morgen in die Kreisstadt. Würden wir Herrn Gómez zu einer Unterschrift unter ein Dokument bewegen können, das besagte, dass er zwar der Eigentümer sei, aber alle Ansprüche abtrete und wir das Grundstück auf unseren Namen eintragen könnten? Würde der Mann das einfach unterschreiben?

Fast vier Stunden quälte sich der klapprige Bus über Höhen und durch tiefe Täler zum Ziel. An schwindelerregenden Abgründen vorbei, über schwankende Behelfsbrücken, unter überhängenden Felsblöcken lenkte der Fahrer das knatternde Vehikel den schmalen Weg entlang. Das Gestänge der seit Jahrzehnten durchgesessenen Sitze drückte sich in meine Rückseite, stieß bei jedem Schlagloch in mein gequältes Fleisch. Eine ungeheure Staubwolke, die der Bus bei seiner Fahrt über die Schotterpiste aufwühlte, überzog das Land weithin mit einer grauen Schicht, drang in Schwaden zu den Fenstern herein und legte sich auf unsere Haare, die Gesichter, die Kleider und das Gepäck.

Die meisten Fahrgäste dösten vor sich hin. Ich beobachtete den Mann auf der anderen Seite des Ganges. Er saß ganz aufrecht da und starrte apathisch aus dem Fenster, bis ihm die Augen zufielen. Langsam neigte er sich zu seiner Rechten, um schließlich unsanft mit dem Kopf gegen die Scheibe zu stoßen. Dabei verrutschte sein breitkrepiger Hut. Er richtete sich kerzengerade auf, rückte den Hut zurecht und starrte

geistesabwesend hinaus in die Landschaft, bis ihm wenig später die Augen erneut zufielen. Damit begann er sich aufs Neue nach rechts zu neigen, bis er wieder mit dem Kopf gegen das Fenster schlug. Ich bewunderte seinen Gleichmut, denn der gleiche Ablauf wiederholte sich in kurzen Abständen während der nächsten zwei Stunden.

Hinter uns hielt eine Mutter ihre drei rotznasigen Bengel mit Keksen in Schach. Zweien wurde es schließlich übel, und sie kotzten in den Mittelgang. Außer uns schien das aber keinen zu stören. Der säuerliche Gestank mischte sich mit dem Geruch nach Staub und Diesel. Mein Magen begann zu rebellieren.

„Meinst du, dass dieser Gómez tatsächlich unterschreiben wird?“ fragte mich mein Willi, während ich mir Pfefferminzöl auf die Zunge träufelte und um die Nase schmierte, um Magen und Geruchssinn zu betäuben.

„Wenn er es nicht tut, können wir vermutlich gar nichts machen“, antwortete ich und beschwor mein Frühstück dort zu bleiben, wo es war.

Auf dieser Fahrt nahmen wir die Schönheiten der Natur kaum wahr. In der Stadt angekommen, mussten wir uns beeilen. Es war bald Mittagszeit und dann würden wir niemanden mehr antreffen. Außerdem wollten wir mit dem Nachmittagsbus nach Los Abedules zurückfahren. Wir waren abgehetzt und verschwitzt, als wir die Kanzlei endlich in einer Nebenstraße fanden. Das Gebäude ein grauer Block, unten eine Eisenwarenhandlung, oben schäbige Büros. Beklommen stiegen wir in den zweiten Stock hinauf und betraten das Anwaltsbüro.

Eine sehr freundliche, sehr geschminkte, nicht mehr ganz junge Wasserstoffsuperoxyd- Bombe fragte uns: „Was kann ich für Sie tun?“

Nach kurzem Wortwechsel stöckelte sie mit dem Schriftstück unseres Notars durch eine Tür, deren Milchglasscheibe von oben bis unten einen Riss hatte.

„Allzu gut scheinen die Geschäfte des Herrn Doktor Gómez nicht zu gehen“, stellte ich fest.

Wir setzten uns auf die mit weinrotem Plüsch bezogenen abgewetzten Stühle, die so hoch waren, dass ich nur mit den Fußspitzen den Boden berühren konnte.

„Hoffentlich unterschreibt er“, flüsterte ich.

„Der Kerl unterschreibt nie. Ich ärgere mich krumm, dass wir so viel Geld hingebblättert haben“, zischte Willi.

Dann brüteten wir schweigend vor uns hin. Ich betrachtete das verblichene Poster an der fleckigen Wand. Es zeigte ein Schwarzwaldhaus auf einer einst sattgrünen Wiese. Dunkel zog sich dahinter der Wald den Hang hinauf, darüber spannte sich der verblasste Himmel; im Vordergrund schäumte ein Wildbach zwischen grauen Felsblöcken.

„Natürlich unterschreibt der Schurke niemals“, zischte mein Willi in die Stille. „Das ist doch ein Halunke, wie alle Rechtsanwälte.“

Nach einer kleinen Ewigkeit lernten wir endlich Herrn Gómez kennen. Er bat uns höflich in sein Büro. Lang, breit und verwirrend klärte er uns darüber auf, dass er eigentlich nicht unterschreiben müsse, wenn er nicht wolle.

„Der rechtmäßige und in das Grundbuch eingetragene Eigentümer bin ich. Ich habe das Grundstück dem Herrn García überlassen. Dieser Mann brachte sich vor einem Jahr um und hinterließ die Frau mit vielen Schulden. Diese Dame trat das Grundstück ihrem Angestellten ab (das war der Paul), weil sie ihm den Lohn von fast einem Jahr schuldete. Keiner hat jemals den Grundbucheintrag geändert. Das kommt hier oft vor, weil die Leute sich auf diese Weise teure Gebühren und Steuern sparen. Das ist jedoch sehr riskant. Wenn ich mich jetzt weigere zu unterschreiben, so können Sie gar nichts machen. Gar nichts“, sagte er und schaute uns mit hochgezogenen Augenbrauen herausfordernd an. „Wäre ich gestorben, erst recht nicht. Sie haben überhaupt keine Ansprüche!“

Ich hielt den Atem an. Du elender Lump, dachte ich. Das Geld war futsch. Aber Rechtsanwalt Gómez war in der Tat, wie der

Notar schon gesagt hatte, ein anständiger Mann. Erleichtert traten wir wenig später auf die Straße, das unterschriebene Schriftstück in der Tasche.

„Da haben wir ja Glück gehabt!“, riefen wir wie aus einem Mund, nichtsahnend wie viel Geld wir in Zukunft gespart hätten, wenn dieser gute Mann damals nicht unterschrieben hätte.

5

Jeder Besitz und sei er noch so unbedeutend, bringt Rechte und Pflichten mit sich.

Beginnen wir mit unseren Rechten: Wir konnten ab sofort auf unserem eigenen Grund und Boden nach Belieben ein- und ausgehen. Wir durften, wann immer wir wollten, die quietschende Eingangstür aus ungehobelten Brettern hinter uns abschließen, uns auf die einzige Sitzgelegenheit, der Kloschüssel, niederlassen und falls uns danach zumute war, mit den Unterarmen auf dem völlig verdreckten Waschbecken abstützen. Allerdings musste bei solcher Sitzung jedes eventuelle Bedürfnis entschieden verkniffen werden, denn es gab weder Wasser- noch Abwasseranschluss. Als Hausbesitzer durften wir nun ungefragt zu den Fenstern hinein- und heraussehen, auch wenn man nicht viel dabei sehen konnte, denn statt Glasscheiben verschlossen dicke Plastikplanen die Fensteröffnungen. Keiner hätte uns verbieten können, im halbfertig gebauten Kamin ein lustiges Feuerchen zu entfachen. Schnell hätten wir festgestellt, dass der Rauch lieber seinen Weg ins Haus nahm, anstatt durch den Abzug. Es stand da sogar ein wackliger, unbeholfen zusammengeschusterter Tisch, der nun uns gehörte. Sicher hätte sich dieses schiefe, schäbige Möbelstück niemals träumen lassen, uns jahrelang als Werkzeugbank zu dienen und dann, nach Jahren, immer noch nicht morsch, als Gartentisch sein Gnadenbrot zu bekommen.

Ab jetzt ließ ich meine Füße am eigenen Bachufer ins Wasser baumeln. Im Schatten unserer jungen Trauerweide träumte ich den Wolken nach, die, über dem Pazifik geboren, sich behäbig über die Kordillere wälzten, um am blauen Himmel nach Osten zum Atlantik zu segeln. Wer will denn dabei über lästige Pflichten wie Steuern, Baugenehmigung, Grundbucheintragung, Strom- und Wasseranschluss oder gar Kloaken nachdenken?

Die Tage verflogen im Nu, die Nächte wurden bereits empfindlich kalt und nach einer stürmischen Regennacht lag auf den Gipfeln Neuschnee. Fröstelnd krochen wir aus dem Zelt. Unser Atem bildete dünne Wölkchen in der beißenden Morgenluft. Längst waren wir die letzten Camper auf dem Platz.

„Schau, das Dach ist nicht dicht“, stellte ich an jenem Tag fest, als wir bei unserem Häuschen vorbeischaute. „Die schöne Holzdecke wird uns im Winter verrotten.“

Nach einem verzweifelten Blick in die Reisekasse beschlossen wir, um größeren Schaden abzuwenden, die billige Dachpappe durch ein teures Zinkblechdach zu ersetzen. Schnell war ein Fachmann gefunden. In Los Abedules ist es immer sehr einfach, einen Fachmann zu finden. Für was es auch sein mag. Es scheint überhaupt nur Fachleute zu geben. Es ist erstaunlich. Hier weiß jeder auf allen Gebieten Bescheid. Es gibt Fachleute, die für wenig Geld ihr Fachwissen zur Verfügung stellen und solche, die es nur für sehr viel Geld tun, wobei der Preis nicht unbedingt etwas über die Kompetenz des Fachmannes aussagt. Wir hatten das große Glück, auf Anhieb einen zu finden, der uns für wenig Geld das überteuerte Zinkblech auf das Dach nagelte. Es war ein vergnügter, redelustiger Mann, und er hatte die ortsunübliche Eigenschaft, pünktlich zur Stelle zu sein. Nach getaner Arbeit drückte er uns geschäftstüchtig mit der Rechnung einen Kostenvoranschlag für die Fertigstellung des Hauses in die Hand. Auf diese Kostenaufstellung und das damalige allgemeine Preisniveau, das uns Dollarbesitzern paradiesische Zeiten versprach, stützten sich alle unsere zukünftigen, unseligen Finanzpläne.

Das lag damals aber noch alles in ferner Zukunft.

Wir waren mit der Leistung des Mannes zufrieden, und er mit der prompten Bezahlung. Mag es an der Qualität seiner Arbeit gelegen haben, dass bei einem Sturm im zweiten Winter ein Teil der Bleche auf den umliegenden Wiesen landete? Noch ehe Richard einen anderen Fachmann anheuern konnte, war mehr als die Hälfte des Daches auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Mich traf diese Botschaft, die uns aus dem fernen Patagonien im Stuttgarter Frühsommer, wenige Wochen vor unserer Auswanderung, erreichte, wie ein Schlag in die Magengrube. Die Tatsache, dass uns einer sozusagen das Dach über dem Kopf geklaut hatte, ließ mich an unserer Entscheidung ernsthaft zweifeln. Was war das für ein Land! Wenig später kam mir zu Ohren, dass in einem schwäbischen Dorf das Kupfervordach einer Kirche im Rohbau über Nacht verschwunden war. Die Polizei fand keine Täter.

„Immerhin hat euer Dach ja ein ganzes Jahr unbeschadet überstanden. Was wollt ihr eigentlich mehr?“, sagte lachend unser uruguayischer Freund Carlos, der seit zehn Jahren im schwäbischen Ländle sein Brot verdiente, als wir, voller Empörung, gleich mit ihm telefonierten. Wir hatten ihn zu unserem Auswanderungsberater gemacht.

„Gewiss hatte ein armer Mensch die Bleche dringend nötig. Seid froh, wenn nicht schon einer seine Hütte auf eurem Land aufgebaut hat oder bereits in das Haus eingezogen ist. Dann könnt ihr nämlich kaum was machen.“

Aber das lag noch in weiter Zukunft und so waren wir sorglos, als es unwiderruflich Zeit zum Aufbruch aus Los Abedules geworden war und Richard uns versprach:

„Ich werde regelmäßig nach eurem Häuschen schauen.“

Mit seiner Hilfe hatten wir die Fensteröffnungen mit dicken Brettern vernagelt und die Haustüre mit einem stabilen

Vorhängeschloss abgesichert.

An unserem letzten Tag in Los Abedules schien die Sonne noch einmal kräftig vom blauen Himmel. Wir hatten Erna und Richard zu einem Grillfest auf den Campingplatz eingeladen. Ein richtiges argentinisches Grillfest, ein „asado“, wie man das hier nennt, sollte es werden. Damals glaubten wir, dass ein halbes Pfund Fleisch, das wir für jeden rechneten, eine unglaublich reichliche Portion sei. (Später, als wir echte „asados“ erlebten, sollten uns die Augen übergehen.) Dazu tranken wir den schweren Wein aus Mendoza und aßen jede Menge Salat dazu. Wir saßen im Schatten alter Zypressen; im milden Licht der Nachmittagssonne glitzerten die Silberfäden, die der Frühherbst in die Lüfte spann.

Als wir uns am frühen Abend endgültig von unseren neu gewonnenen Freunden mit einer herzlichen Umarmung verabschiedeten, wurde mir schmerzlich bewusst, dass uns der Alltag in wenigen Tagen wieder eingeholt haben würde.

Im sinkenden Licht des Tages saßen wir noch lange am Ufer des „Murmelnden Wassers“. Wir schwiegen und lauschten der Geschichte, die der Fluss uns erzählte. Er sprach von der rauen Einsamkeit der kahlen Berge im Osten, wo wilde Stürme durch die öden Täler galoppieren. Jähzornig peitschen sie bei ihrem Ritt über das Land Sand und Staub vor sich her, zerren an den zähen Büscheln des Pampagrases und dem dünnen Dornengestrüpp, entreißen es dem mageren Boden und jagen das Entwurzelte weithin über Stock und Stein. Wie lieblich war es nach all dieser Unbill für ihn im Schatten der Salweiden durch dieses Tal zu fließen, vorbei an Wiesen und Feldern, durch das Dorf, wo an den Ufern die Kinder ihre Angeln ins Wasser halten. Am Fuß der Kordillere trifft er die eisigen Strudel des „Blauen Flusses“. Gemeinsam setzen sie ihren Weg fort, um ganz am Ende der Reise ihr Wasser in den Pazifik zu ergießen.

Nachts waren Wolken aufgezogen und der Wind rüttelte an unserem Zelt. Im strömenden Regen brachen wir am Morgen

auf. Hastig hatten wir alles in die Rucksäcke gestopft, triefend nass und dreckverspritzt die Zeltplanen obenauf. Missmutig warteten wir am Straßenrand auf den Bus in die Stadt.

Zweites Kapitel

1

Meine Abenteuerluste waren nach drei Monaten Rucksackschlepperei und Staubschlucken im wilden Patagonien vorläufig gestillt. Mein Willi dagegen war nun erst richtig in Fahrt. Mehr denn je träumte er von Freiheit und Abenteuer.

„Wir könnten ja an den Bodensee ziehen“, schlug ich vor.

Mein Willi war nicht abgeneigt. Er bemühte sich einen ganzen Sommer lang um einen Arbeitsplatz am Schwäbischen Meer, aber keiner brauchte ihn dort.

„Vielleicht tut es der Schwarzwald genauso?“, regte ich an.

Aber auch dort fand sich kein Posten. Wenn schon nicht Südamerika, Bodensee oder Schwarzwald, dann wenigstens raus aus der Stadt, egal wohin, darüber waren wir uns einig. Jedes Wochenende kutschierten wir im Ländle herum und besichtigten Ortschaften, Häuser und Wohnungen. Entweder stimmte die Lage nicht oder der Preis oder die Entfernung zum Bürosessel. Es war zum Verzweifeln. Parallel dazu suchte ich in und um Stuttgart nach geeigneten Räumen für eine Naturheilpraxis. Wenn schon mein Willi völlig verstrickt war in seine existentielle Unzufriedenheit und schließlich gar nicht mehr wusste, was er wollte, so war es mir jedenfalls sonnenklar, dass ich unbedingt eine eigene Praxis haben wollte.

Eines schönen Tages entdeckte ich sie: Die Traumpraxis! Mitten im Zentrum einer gemütlichen Kleinstadt im Neckartal, mit Blick auf die umliegenden Weinberge. Das alte Haus war renoviert, sehr gepflegt, die Räume hell und groß. Es handelte sich um ein ganzes Stockwerk, mit so vielen Zimmern, dass wir dort bequem auch wohnen konnten. Es war genau das, was ich

mir immer vorgestellt hatte: Ländlich und doch in Großstadtnähe, repräsentativ und doch bezahlbar, zentral und doch ruhig und mein Willi könnte sich schon nach zehn Minuten Fahrt in seinem ergonomischen Bürosessel räkeln.

„Ich spreche mit meinem Mann und gebe Ihnen morgen Bescheid“, sagte ich zu der Hauswirtin, als wir die frisch gebohnerten Treppen hinuntergingen. Wir verabschiedeten uns, und ich war selig, meinem Ziel so nahe zu sein.

Als ich in den gleißenden Sonnenschein hinaustrat, blieb ich einen Augenblick stehen und ließ den Blick schweifen. Gegenüber war eine Bäckerei, daneben eine Boutique mit Kindermoden, an der Ecke ein Lebensmittelgeschäft, lauter stilvoll renovierte Häuser rechts und links. Ein Stück weiter der Kleinstadtbahnhof, alles wie aus dem Baukasten. Unweit schwangen sich die Rebenhänge steil hinan, darüber lachte der blaue Himmel. Es war still auf der Straße, denn es war Zeit für das Mittagessen und der Duft nach Suppe lag in der Luft. *Fläddles – Supp*, auf der Schnittlauchröllchen schwammen, kam mir flüchtig in den Sinn, wurde aber schnell überlagert von den Bildern meiner Zukunftsvision.

Jahre- oder jahrzehntelang würde ich jeden Tag hier aus- und eingehen. Diese blitzblank gewienerte Treppe, mit dem Geruch nach Bohnerwachs würde ich hinauf- und hinuntersteigen, Tag für Tag. Bei Sonne und Regen auf diese Straße schauen, winters den einheitsgrauen Himmel anstarren, mich im Frühling an den Forsythien im Hof erfreuen, an lauen Sommerabenden durch das geöffnete Fenster dem Abendlied der Amsel lauschen und im Herbst den Regentropfen zusehen, wie sie langsam über die Fensterscheiben hinab rinnen. In ein paar Jahren würde das Geld reichen für ein kleines Reihenhauses mit winzigem Vorgärtchen irgendwo in einer Neubausiedlung. Zwei- oder dreimal im Jahr würde ich ein paar Tage nach Griechenland fliegen oder im Gardasee baden.

An eine lange Reise, wie die drei Monate Patagonien, war nicht zu denken, denn eine Praxis kann man nicht nach Belieben schließen und die Patienten ihrem Schicksal

überlassen. Nach einem letzten Blick auf die Rebenhänge schlug ich hastig den Weg zum Bahnhof ein. Mit einem Schlag war das Bankkonto, die gefüllte Haushaltskasse, der gut gedeckte Tisch nichts wert, die Freiheit alles!

„Soll ich mit 37 Jahren in diesem biederem Nest versauern? Das reicht in 10 Jahren immer noch“, schleuderte ich meinem Willi an den Kopf, kaum dass er abends die Wohnung betreten hatte.

„Dann sind wir uns ja einig“, sagte er, stellte seine Aktenmappe in der Garderobe ab und schlüpfte in seine Filzpantoffel.

Ich überschüttete ihn mit meinem Bericht über die Praxis-Besichtigung, während er sich eine Flasche Bier aus dem Eisschrank holte. Als ich Atem schöpfte, kratzte er sich erst am Kopf und rieb sich dann die Nasenwurzel, wie immer wenn er sich einer Sache nicht ganz sicher war.

„Du meinst also tatsächlich, wir sollten auf und davon?“, meinte er zögernd.

„Ich dachte, du wolltest nichts anderes“, erwiderte ich gereizt. Ich fühlte mich plötzlich in voller Fahrt ausgebremsst.

„Ach, ich weiß schon lange nicht mehr was ich will und schon gar nicht was richtig ist.“

Wir redeten bis weit in die Nacht und beschlossen, die nächsten zwei Tage nicht mehr über das Thema zu sprechen und uns dann noch einmal zusammenzusetzen, um einen Beschluss zu fassen. Drei Tage später schrieben wir in unser Familientagebuch: Auf und davon. Wir wandern aus nach Patagonien.

2

Zunächst schien der Papierkram unüberwindlich. Mehrere Male machten wir uns auf den Weg zum argentinischen Konsulat nach Frankfurt, bis wir endlich alle Formalitäten erfüllt hatten. Man bereitete uns auf eine lange Wartezeit vor.

Wir sammelten mittlerweile allerlei Wissenswertes über Argentinien. Uns fiel auf, wie wenig man damals in Deutschland von den Vorgängen in diesem Land hörte. Ab und zu lasen wir das „Argentinische Tagblatt“, eine deutschsprachige Wochenzeitung aus Buenos Aires, die im Lesesaal des Instituts für Auslandsbeziehungen auslag. Eine Hyperinflation hatte die eh schon schwer angeschlagene Wirtschaft aus den Angeln gehoben. Wer jedoch Dollar in der Tasche hatte, den brauchte das wenig zu kümmern, denn parallel zu den utopischen Preissteigerungen, stiegen die Wechselkurse der harten Währungen.

Jedermann fragte uns: „Was wollt ihr denn in Argentinien arbeiten?“

Wir träumten von einer Frühstückspension im Grünen, von kleinen Gruppen aus Deutschland, mit denen wir Patagonien erleben wollten. Ich bereitete mich dafür in einem Kurs für Reiseleiter vor.

Wir wollten unser Haus selber bauen, einen großen Gemüsegarten anlegen, üppige Blumenrabatten um das Haus haben und Schafe, eine Kuh, Hunde, Katzen, Hühner und Hasen und was weiß ich noch alles. Brot wollte ich selber backen und Gsälz (Marmelade) einkochen und sonntags im Schatten eines Baumes am Kaffeetisch mit meinem Willi den Nachmittag genießen. Ich sah im Geist das geblünte Tischtuch meiner Kindheit, das gute Porzellan, das uns Vater zur Hochzeit geschenkt hatte, eine Vase mit einem Feldblumenstrauß, Himbeertorte, und duftenden Kaffee in der bauchigen Kanne. Das war eines meiner Lieblingsfantasien.

Andere Male sah ich mich in meiner gemütlichen Bauernküche das frisch gebackene Brot aus dem Backofen holen. Die Morgensonne scheint auf den fürstlich gedeckten Tisch, an dem mein Willi fröhlich strahlend das Zwetchgenmus und Bräschdlingsgsälz (Erdbeermarmelade) fingerdick auf die knusprigen Brotschnitten schmiert. Ich stellte mir vor, wie ich in derselben Küche im goldenen Licht der Abendsonne Kräuter

hacke, Erbsen auspuhle, grüne Bohnen schnipple oder Johannisbeeren abzupfe.

Mein Willi schwärmte vom Holzhacken und Roden, vom Maurern und Schreintern, und vom „Mein-eigener-Herr-sein“.

Wir notierten unsere Pläne in unserem Tagebuch, stellten Kostenvoranschläge auf, machten Checklisten, was wir in Stuttgart noch alles erledigen wollten. Unsere Köpfe rauchten über den ellenlangen Aufstellungen der Gründe, die für einen Umzug sprachen oder dagegen. Sollten wir die Wohnung wirklich ganz aufgeben oder lieber an einen Studenten möbliert vermieten?

Ich verbrachte ganze Tage in den verschiedenen Bibliotheken der Stadt und wälzte Bücher über Hühnerhaltung und Schafzucht, über das Anlegen eines Zier- und Gemüsegartens, über das Haltbarmachen von Früchten und Gemüsen. Ich füllte dicke Notizbücher mit all diesen Informationen.

Stundenlang blätterte ich in Zeitschriften für den Selfmade-Mann. Daheim stapelten sich die Bücher über das Bio-Haus, den Bau von Blockhütten, gesundes Wohnen auf gestampftem Lehm und Was-weiss-ich-Ratgeber. Beim Lesen wurde mir klar, dass für unser Haus nur ein Grasdach in Frage kam. Außerdem plädierte ich leidenschaftlich für eine mobile Latrine. Man könnte später die Grube als Pflanzloch für einen Obstbaum benutzen. Mein Spießier-Willi machte sich dagegen stark für ein herkömmliches Badezimmer mit fließend Warm- und Kaltwasser. Völlig einig waren wir uns jedoch, dass wir einen offenen Kamin haben wollten. Lagerfeuerromantik daheim, bei jedem Wetter und vom Sessel aus. Außerdem wollten wir darin die Schinken unserer Schweine räuchern. Wir einfältige Träumer!

Unsere Gefühle schwankten häufig zwischen Kühnheit und Kleinmut.

„Solange ich nicht gekündigt habe“, sagte mein Willi oft, „können wir uns das ja immer noch überlegen.“

Andere Male konnten wir es kaum erwarten, aufzubrechen und unsere lebensfremden Höhenflüge vom einfachen Leben auf dem Land kannten keine Grenzen.

3

Plötzlich ging alles ganz schnell. Das argentinische Konsulat rief an; unsere unbefristete Aufenthaltsgenehmigung lag vor. Was sollten wir tun? Es war April, also Herbst auf der Südhälfte des Globus.

„Wenn ich zum Quartalsende kündige, treffen wir mitten im Winter in Los Abedules ein“, gab mein Willi zu bedenken.

Wer steht schon gerne im fremden Land und mitten im kalten Winter auf der Straße. Aber noch ein halbes Jahr warten? Das wollte mein Willi nun auf gar keinen Fall. Kurzerhand beschlossen wir, für drei Monate nach Brasilien zu gehen. Sonne, Strand, Palmen, exotische Früchte, am Lagerfeuer gebratene Fische und alles billig, das war so unsere Vorstellung. Ausspannen *nach* dem grauen Alltag und *vor* dem bunten Abenteuer. Unsere Hausärztin war sehr dafür, denn beide zeigten wir allerlei Stresssymptome. Tatsächlich hätte uns ein bisschen Ruhe gut getan, aber es sollte anders kommen.

Bevor wir jedoch zu unseren Traumstränden aufbrechen konnten, mussten wir noch viel Arbeit bewältigen. Unser Haushalt musste aufgelöst, ein Nachmieter gefunden, allerlei Persönliches geregelt werden. Die kommenden Monate waren ein Wettlauf gegen die Zeit. Fast täglich mussten wir kleine Entscheidungen von großer Tragweite fällen. Nichts durfte vergessen werden. Kaum hatte mein Willi seinen Arbeitsplatz gekündigt, wurde er von furchtbaren Zweifeln geplagt, ob das richtig war, ob er das überhaupt wollte.

„Dieses Herumgrübeln hat jetzt sowieso keinen Zweck mehr“, sagte ich, während er mit dem Nasenwurzel-Reiben gar

mehr aufhörte. Auch mir stand, ehrlich gesagt, das Wasser bis zum Hals.

Ein netter Student übernahm unsere Wohnung mitsamt dem Inhalt und legte uns aus lauter Dankbarkeit einen Tausender zu der geforderten Summe drauf. Wir hatten uns gegen einen Umzug entschieden, weil es sehr teuer gekommen wäre.

„Wir kaufen alles neu. Argentinien ist spottbillig, wenn du mit Dollars kommst“, sagte ich allen, die es wissen wollten.

Nur ein paar wenige, besonders erinnerungsträchtige Stückchen, Omas Töpfe, unsere Schallplatten, die Fotos eines ganzen Lebens und das gute Porzellan landeten bei meinem Vetter auf dem Dachboden. Auf einem Flohmarkt nahmen wir Abschied von vielem, was wir später bitter nötig gebraucht hätten. Manches verschenkten wir im Kreis unserer Bekannten. Eine unserer Federdecken wollten wir einem Freund nach Spanien schicken. Um sie platzsparend zu verpacken, stopften wir sie in schweißtreibender Arbeit in eine alte Reisetasche. Hatten wir die Decke an den Seiten endlich drinnen, quoll sie wild buckelnd in der Mitte wieder heraus; hatten wir sie dort mühselig hinein gequetscht, bauschte sie sich rechts und links. Wir hätten zehn Hände brauchen können, um das Federbett zu bändigen. Als wir nach langem Hin und Her und unter wüsten Flüchen den Reißverschluss glücklich zugezogen und das Kopfkissen in die Seitentasche gewürgt hatten - versuche es einmal selber, lieber Leser - sagte mein Willi keuchend und mit krebsrotem Gesicht:

„Der Schlag soll mich treffen, wenn ich das Ding, jetzt wo es so gut verstaute ist, nach Spanien schicke.“

Dafür bin ich meinem Willi noch heute dankbar, wenn ich in kalten Winternächten warm und geborgen unter dem Federbett liege, während er sich mit mehreren Woldecken ablagen muss, die alle ein reges Eigenleben zu haben scheinen. Hätte ich bloß nicht so voreilig einer Freundin die andere Daunendecke geschenkt. Kleider, Werkzeuge, Schreib- und Nähmaschine, allerlei nützlichen Krimskrams, ein zweites Zelt

mit Zubehör, jede Menge Bücher und das besagte Federbett in der Reisetasche schickten wir, in Kartons verpackt, auf den Weg nach Südamerika. Wir sollten eine böse Überraschung erleben, als wir Monate später die Fracht in Empfang nahmen.

4

In meiner Erinnerung verknäueln sich die letzten Tage zu einem Chaos aus Verabschiedungen, dringenden Besorgungen und der hektischen Suche nach den Dollars, die wir im Laufe der Monate nach und nach eingetauscht und an den unglaublichsten Stellen in der Wohnung versteckt hatten. Dumm, dass wir uns nicht einmal auf den Betrag einigen konnten, den wir finden mussten. Vielleicht hat der Student sich eines schönen Tages gefreut über einen Zuschuss zu seiner Haushaltskasse.

In eine riesige Herrenunterhose, die ich zu diesem Zweck gekauft hatte, nähte ich verschiedene Fächer ein, in die ich die Geldbündel, in Zellophan gehüllt, steckte. Wir hätten das Geld lieber nach Argentinien überwiesen, aber zu jenem Zeitpunkt hatte man uns an offizieller Stelle ganz inoffiziell und dringend davon abgeraten. Es sei ungewiss, ob die Bank uns am Zielort dann tatsächlich den Betrag in Dollar und nicht in der inflationären Landeswährung auszahlen würde.

Drittes Kapitel

1

Regentropfen rannen eilig die Scheiben hinab und trommelten auf das Dach. Es gluckste in den Dachrinnen und gurgelte in den Gullys. Überall sammelte sich das Wasser in großen Pfützen. Die Welt versank im Nebel und Regen. Es war kalt. Fröstelnd saß ich in Wollpullover und Anorak eingemummt auf der verglasten Veranda und schaute in den düster verdämmernden Tag hinaus.

War es wirklich erst drei Tage her, seit ich zum letzten Mal in meinem Bett in Stuttgart aufgewacht war? Trubel um unsere Abreise hatte es nicht gegeben. Nicht, dass wir etwas gegen Rummel gehabt hätten, aber dieser Augenblick erschien eben nur uns bedeutungsvoll und den drei Freunden, die uns mit einem Kombi zum Bahnhof fuhren. Wie sehr jeder einzelne in seine eigenen Angelegenheiten verstrickt ist, wie wenig jeder an den Anliegen des anderen teilnimmt, das wurde uns an jenem Sonntag schmerzlich klar. Sang- und klanglos ging unser Aufbruch in ein neues Leben an fast allen, die bisher Teil unseres Lebens waren, vorbei. Sie hatten alle was Interessanteres vor, als uns hinterher zu winken.

Während mein Willi mit den Freunden das Gepäck im Wagen verstaute, schlich ich mich zurück in unsere Wohnung. Wollte ungestört den allerletzten Blick durch die Räume schweifen lassen: Großmutters Schaukelstuhl; die Bilder an den Wänden; das selbst gezimmerte Regal mit all den Erinnerungsstücken aus früheren Lebensabschnitten, von Begegnungen und Urlaubsreisen; meine Pflanzen, denen ich jeden Tag gut zugeredet hatte; der Birnbaum vor dem Fenster, der sich im Frühjahr in weiße Schleier hüllte; - für all das war kein Platz mehr in unserem Leben. So vieles musste zurückbleiben und

bekam erst dadurch einen Wert für uns. Ein letztes Mal schaute ich in das winzige Badezimmer und streckte der ewig tropfenden Dusche fast wehmütig die Zunge heraus. Im Geist drehte ich dem griesgrämigen Nachbarn eine lange Nase. Ich schloss die Wohnungstür, drehte den Schlüssel im Schloss und steckte ihn in den Briefkasten.

Unser Nachmieter würde heute Abend einziehen. Während wir im Flugzeug der Neuen Welt entgegen düsten, würde er an unserem Tisch, von unseren Tellern, sein Abendbrot essen. Es ist ein komisches Gefühl bis auf ein paar Kleinigkeiten alles, was einem vertraut war, einem völlig fremden Menschen zu überlassen. Doch für alle Beteiligten war es die einfachste und billigste Lösung. Zumindest glaubten wir das zu diesem Zeitpunkt.

Im Laufe meines 37-jährigen Lebens habe ich unzählige Abenteuerbücher gelesen. Ob es zu Fuß durch Tibet ging, mit dem Motorrad von Alaska nach Feuerland, ob mit dem Segelboot rund um die Erde oder mit dem Faltboot um Kap Horn - all diesen Abenteurern schien gemeinsam, dass sie kühn und entschlossen zu neuen Horizonten aufbrachen und die Nase wohlgemut in den Wind strecken. Ich dagegen war verzagt bis zum Grund meiner Seele und hätte am liebsten die Notbremse gezogen, als der Zug den Stuttgarter Bahnhof verließ und langsam über den Wirrwarr von Gleisen und Weichen rüttelte. Meine tränenblinden Augen suchten nach Vertrautem, wollten sich festhalten an den Bäumen im Schlossgarten, hielten Ausschau nach einem Fleckchen Rosensteinpark. Dass er, wie ich mir in meinem Kurs für Reiseleiter hatte sagen lassen, der größte Landschaftspark Südwestdeutschlands und eine der letzten klassischen „englischen“ Gartenanlagen war und unter Denkmalschutz steht, das war mir in diesem Moment völlig egal. Vielmehr schoss mir durch den Kopf, dass vor ein paar Jahren hier im Park, an einem trüben, nasskalten Sonntagnachmittag im Winter, mein Willi um meine Hand anhielt.

Am Frankfurter Flughafen wartete Konrad, seine kleine Tochter an der Hand, zum Lebewohl-Sagen. Konrad, meine erste Ferienliebe, an der mein 14-jähriges Herz fast zerbrochen wäre. Konrad, der mir Jahre später zum treuesten Freund wurde, auch dann für mich da war, als es sonst keinen mehr gab. Ich fühlte mich auf einmal ganz zuversichtlich. Amerika, wir kommen!

Zwischenstopp in Madrid. Wir saßen die halbe Nacht im Flughafen herum, auf unbequemen Plastik-Sesseln. Krampfhaft hielt ich den Stapel mit meinen drei Hüten auf dem Schoß. An was des Menschen Herz doch hängt! Trotz Klimaanlage schwitzten wir erbärmlich. Endlich, zwischen Mitternacht und Morgen flogen wir weiter.

Auf dem langen Nachtflug über den Atlantik war ich irgendwann in einen unruhigen Schlaf gefallen, aus dem ich im ersten Morgengrauen wie gerädert erwachte. Noch bevor ich die Augen öffnete, war mir sofort bewusst, dass dieser Flug keine Urlaubsreise war, sondern der erste Schritt in ein neues, völlig ungewisses Leben. Angst kroch in mir hoch und schnürte mir die Kehle. Ich schaute aus dem Flugzeugfenster und sah zwischen weißen Wolkenfeldern im Morgengrauen eine dunkle Landmasse, hin und wieder unterbrochen von bleifarbenen Fäden: Urwald im Dämmerlicht des neuen Tages, durchzogen von geheimnisvollen Flüssen. Südamerika! Tränen liefen mir über das Gesicht, als ich meine Hand in die Hand meines Willis schob, der neben mir döste.

„Ich will heim“, murmelte ich.

„Wohin?“, brummte er und schlief weiter.

Ja, wohin?

Wir hatten kein Heim mehr. Nur das Zelt, das für lange Zeit unser Zuhause werden sollte. Nichts hatte uns gezwungen die biedere Sicherheit aufzugeben, auf und davon zu gehen, aus unserem wohlgeordneten Dasein im schwäbischen Ländle auszubrechen und fast am Ende der Welt, im wilden Patagonien, neu anzufangen. Mit einem kurzen Vorspiel in Brasilien.

Übernächtigt und aufgeregt standen wir nach der Ankunft in Rio de Janeiro in einer langen Menschenglange vor der Zollabfertigung. Würde uns Jochen tatsächlich abholen? Auf seine Anzeige in einer Zeitschrift hatten wir vor Wochen ein Zimmer in seinem Gästehaus in Petrópolis reserviert. Mit einem festen Händedruck hieß uns der kleine, stämmige Mann willkommen und verstaute unser Gepäck in seinem Wagen.

Alles erschien mir so unwirklich an jenem Morgen: Der wolkenverhangene Himmel über dem grauen Häusermeer der Randbezirke dieser Millionenstadt; die fünf Geier und der aufgeblähte Hundekadaver neben der Schnellstraße; unzählige Autobusse, die uns in halsbrecherischen Manövern von allen Seiten bedrängten; an jeder roten Ampel zerlumppte Gören, die sich ins Verkehrsgewühl stürzten, für ein paar Münzen mit schmierigen Lappen eine Reinigung der Windschutzscheibe andeuteten; unter jeder Überführung die windschiefen Schlupfwinkel der Ärmsten aus Kartons, Brettern und rostigen Blechen.

Schließlich lag auch der letzte Lagerschuppen, die letzte Elendshütte dieser Mammutstadt hinter uns, und der Wagen erklimmte die rasch ansteigende Landstraße. Dichter Wald überzog die Berghänge, die jäh abstürzten in enge Schluchten. Nach oben verlor sich die Landschaft im Nebel.

Unterwegs hielten wir an und Jochen lud uns in einer Kneipe zu unserer ersten Caipirinha ein. Das ist ein Getränk aus Zuckerrohrschnaps und zerstampften Limetten mit viel Eis. Das hob unsere Lebensgeister.

Die alte Kaiserstadt Petrópolis ist ein steiles Auf und Ab von Straßen mitten in den Bergen. Die Temperaturen sind auch im Sommer recht angenehm in dieser Höhe, und viele wohlhabende Cariocas (Einwohner der Stadt Rio) haben hier ihren Sommersitz. Jochens Frau und die beiden Kinder begrüßten uns wie alte Freunde, und weil gerade keine Gäste da waren, durften wir uns unser Zimmer selber aussuchen. Gleich nach der Ankunft hatte es zu regnen begonnen und seither auch nicht eine Minute aufgehört. Wir saßen schon den dritten

Tag auf der Glasveranda und blätterten lustlos in alten Illustrierten oder lagen fröstelnd unter der Bettdecke, starrten in den grauen Tag und lauschten dem Regen. So hatten wir uns Brasilien nicht vorgestellt.

2

Auf unserer Reise durch Patagonien hatten wir Julia und Antonio kennengelernt. Als wir sie aus Petrópolis anriefen, luden sie uns spontan für einige Tage zu sich ein. So zogen wir eine Woche später aus den verregneten Bergen in das graue, diesige Rio de Janeiro, wo der Philosoph und Schriftsteller mit seiner temperamentvollen Frau und einem fetten, trägen Kater das kleine, aber sehr feine Apartment an der Copacabana bewohnte. Alle Fenster gingen auf einen Innenhof, der von exotischen Pflanzen überwuchert war. Julias kleines Paradies. Die Wohnung war das reinste Museum. Das weitgereiste Paar hatte unzählige Kostbarkeiten aus aller Herren Länder zusammengetragen, und beide wussten allerhand Historisches und Prähistorisches aus den verschiedenen Regionen dieses Erdteils zu berichten. Tausende von hervorragenden Fotos erzählten von ihren Erlebnissen. Manchmal saßen wir abends stundenlang über Fotoalben gebeugt und doch war es nur ein kleiner Teil dessen, was noch in den Regalen stand.

Tagsüber streiften wir durch „die schönste Stadt der Welt“, wie es in unserem Reiseführer hieß, die sich uns mit ihren Reizen und Widerlichkeiten als zwiespältiges Ungeheuer darstellte. Die freundliche Dame im Büro der Touristeninformation, mit der wir in Englisch und Spanisch radebrechten, empfahl uns, unter anderem den Besuch des Künstlerviertels Santa Tereza, das an einem der vielen Hänge Rios über der Guanabarra- Bucht liegt. Wir sollten für unseren Ausflug die antike Straßenbahn benutzen.

„Aber bitte, steigen Sie auf keinen Fall unterwegs aus“, schärfte sie uns ganz eindringlich mehrmals ein. „Nehmen Sie für die Rückfahrt die gleiche Bahn. Sie hat an der Endstation

mehrere Minuten Aufenthalt. Währenddessen können Sie die Aussicht genießen, aber bleiben sie auf keinen Fall allein dort oben.“

Eine halbe Stunde später quetschten wir uns auf eine Holzbank im vollbesetzten Bähnchen, das sich kurz darauf quietschend und kreischend durch malerische Straßen den Berg hinan wand. Bis auf das Dach, das die Fahrgäste vor Sonne und Regen schützen sollte, war das pittoreske Gefährt offen. Trotz des trüben, kühlen Tages war die Fahrt mit Ausblick auf die Stadt und die Bucht großartig. Doch schnell wurde das Vergnügen zum Alptraum.

In einer Kurve, als die Bahn nur noch in Schrittgeschwindigkeit fuhr, sprangen drei Burschen auf den Wagen. Sofort riss einer der Rowdys einem Fahrgast die Mütze vom Kopf und schleuderte sie in hohem Bogen in einen Vorgarten. Lautstark beschimpften und bespuckten die Drei sich gegenseitig über die Köpfe der Fahrgäste hinweg, um sich dann in wilder Jagd zu verfolgen. Behände balancierten sie auf den Trittbrettern, sprangen auf den Lehnen der Bänke kreuz und quer durch den Waggon und schwingen die drahtigen Leiber um das Gestänge des Wagens. Plötzlich hielten sie inne und belauerten sich. Einer stand breitbeinig hinter mir auf der Rücklehne, seine Füße rechts und links neben meinem Kopf. Ich war vor Schreck ganz starr. Kein Mensch im Wagen rührte sich, alle schienen wie versteinert. Ich konnte das gar nicht verstehen. Warum sagte oder tat denn keiner was? Warum hielt denn der Fahrer nicht an? Und wenn der Bursche mir jetzt einen Fußtritt gab?

„Ich hau dem Kerl gleich eine rein, wenn das nicht aufhört“, knurrte mein Willi.

Das gab mir den Rest.

„Halt die Klappe“, zischte ich.

Wenn wir nur schon wieder in der Stadt unten wären! Ich tat so, als würde ich die Umgebung betrachten, durch die wir fuhren. Nur nichts anmerken lassen. Dabei sah man mir meine

Angst sicher an der Nasenspitze an. Unvermittelt nahmen die drei ihre Verfolgungsjagd wieder auf, rasten wie irrsinnig um uns und über uns hinweg. Auf einmal war der Spuk vorbei. In einer Kurve sprangen sie ab und verschwanden in einem der Gässchen. Noch immer rührte sich keiner. Das Ganze mochte nur eine oder zwei Minuten gedauert haben, aber mir schien es eine Ewigkeit.

Den Rest der Fahrt hatte ich keinen Blick mehr für die Schönheiten der Umgebung. An der Endhaltestelle stiegen wir aus, um bis zur Rückfahrt das Panorama von der Aussichtsplattform zu betrachten. Anstatt ins Tal und über die umliegenden Hügel zu blicken, ließ ich kein Auge von der Straßenbahn.

„Wenn wir doch schon wieder unten in der Stadt wären“, wiederholte ich immer wieder, bis mein Willi mich ärgerlich anfuhr:

„Stell dich doch nicht so an. Es ist ja nichts passiert.“

Ich wusste, dass auch er Angst hatte.

„In dieser Stadt werden täglich Banken überfallen, Menschen ausgeraubt und umgebracht. Wir gehen schon lange abends nicht mehr aus dem Haus“, sagte Antonio abends, als wir ihm von unserem Ausflug erzählten.

„Früher gingen wir regelmäßig in die Oper und ins Konzert. Heute sitzen wir vor dem Fernseher. Das ist sicherer.“

3

Unseren Abschied von Rio nahmen wir auf dem Zuckerhut. Mit der Seilbahn fuhren wir am letzten Abend hinauf. Nach einem diesigen Tag hatte sich der Himmel aufgeklärt und das Abendrot übergoss den Himmel und die Stadt. Schatten krochen in die Häuserschluchten, dehnten sich aus und verschlangen Farben und Formen. Erste Lichter blinkten auf. Schnell stieg die Nacht aus dem Atlantik und umhüllte das Land mit einem kühlen Hauch. Prächtig erstrahlte im Neonglanz das Häusermeer und die Lichterketten der Strandpromenaden von Leblon bis zur Copacabana. Zu unseren Füßen schimmerte der

Strand von Botafogo, dümpelten die Boote im Jachthafen. Weiter draußen, auf dem nachtschwarzen Wasser der Bucht glimmten wie Glühwürmchen die Positionslichter der Schiffe. Kühn schwang sich die Brücke durch das Dunkel hinüber nach Niterói. Über allem breitete im Scheinwerferlicht weithin sichtbar Christus auf dem Corcovado seine Arme aus. Fassungslos oder segnend, hilflos oder beschützend?

Mein Willi und ich standen sehr lange schweigend beieinander und ließen die Bilder auf uns wirken. Diese Stadt, die auf Grund ihrer landschaftlichen Lage mit zu den schönsten der Welt zählt: Was barg sie alles in ihren Eingeweiden? In einer Woche hast du nicht einmal ihre Haut kennengelernt. Wir hatten die Schätze in ihren Museen und den kostbaren Auslagen der Geschäfte an der Copacabana bewundert; den Hauch des Zerfalls wahrgenommen, im immer noch schönen Botanischen Garten; die prunkvollen historischen Bauwerke besichtigt; die Augen vor Entsetzen abgewandt, angesichts offener Kinderprostitution; mit hilfloser Betroffenheit sind wir den zahllosen, zerlumpten Bettlern ausgewichen, jeden Augenblick ängstlich besorgt um unsere persönliche Sicherheit. Obwohl wir in Jochen einen echten Freund und in Julia und Antonio aufmerksame Gastgeber gefunden hatten, fiel uns der Abschied leicht, als wir nach Norden aufbrachen, auf der Suche nach Palmenstränden unter tropischer Sonne. Wir waren wurzellos geworden. Die Ungewissheit unserer Zukunft machte uns rastlos und unfähig, die menschliche Wärme, die uns so großzügig zuteil geworden war, wirklich in uns aufzunehmen.

An dieser Stelle sei Jochen herzlich gedankt, dass wir unser Geld in seinem Safe und den Großteil unseres Gepäcks in seinem Schlafzimmer lassen durften, während wir fast drei Monate in Brasilien herumreisten.

Mein Willi schlief, den Kopf an meiner Schulter. Ich starrte hinaus in die fremde Dunkelheit, in welche die Scheinwerfer des Busses Löcher rissen, die sich füllten mit dem Gras und Kraut, das am Straßenrand wucherte. Büsche und Bäume erschienen aus dem Nichts, flogen wie Schemen vorbei und verschwanden im Nichts. Manchmal streifte der Lichtfinger über große Felder und verlor sich in der Finsternis. Der Bus fuhr sehr langsam auf der Betonpiste und wich alle paar Meter riesigen Schlaglöchern aus. Nur vereinzelt begegneten wir im Laufe der Nacht entgegenkommenden Autos. Oft sah man auf lange Strecken kein einziges Licht im weiten Umkreis.

Auf unseren Urlaubsreisen oder Wochenend-Wanderungen habe ich eine gute Portion Ungewissheit sehr geliebt. Wie anders war das jetzt, wo wir kein Zuhause mehr hatten, in das wir nach weiter Reise zurückkehren konnten. Schaute ich nach hinten, war nichts als Erinnerung geblieben, schaute ich nach vorn, war nichts als Ungewissheit. Ich erschauerte innerlich. Würden wir dem allem gewachsen sein? Ich versuchte in meinem Inneren Ordnung zu schaffen, nicht so weiträumig zu denken. Für uns gab es nur das Hier und Jetzt.

Was wir als allererstes brauchten: Einen Campingplatz, an einem weißen Sandstrand. Dort würden wir im Schatten der Palmen unsere Bleibe einrichten. Unser heimischer Herd würden die sorgfältig von meinem Willi aufgeschichteten Steine einer Feuerstelle sein. Inzwischen war uns klar, dass wir mit den 1700 Mark, die uns für die nächsten 10 Wochen zur Verfügung standen, niemals auch nur einigermaßen bequem über die Runden kommen konnten. Trotzdem glaubte ich noch immer, dass es auf dem Land möglich sei, billig Fisch zu bekommen, frisch aus dem Netz des Fischers, und dass exotische Früchte in Hülle und Fülle überall zu haben wären. Das Bad im lauen Meer war ohnehin gratis. Unser schmaler Geldbeutel erlaubte uns keine weite Reise, um die Sonne zu finden. Wir ahnten nicht, dass eine Strecke so weit wie von Norddeutschland nach Südfrankreich vor uns lag, und wir

trotzdem weder die Sonne noch den geträumten Palmenstrand finden würden.

Bei unserer Planung war uns niemals in den Sinn gekommen, dass es im südlichen Teil Brasiliens im Winter zum Zelten zu kalt und unwirtlich sein könnte, und auch nördlich von Rio die meisten Campingplätze nur in der Sommersaison geöffnet haben. Gewöhnlich liegen sie so abseits, dass man ein Auto gebraucht hätte, um sie zu erreichen.

Ach, alles war so ganz anders, als wir es uns vorgestellt hatten. Meine Gedanken wanderten ein paar Tage zurück: Wir suchten in Rio das Büro des „Camping-Club do Brasil“ auf, um uns einen Campingführer zu beschaffen. Dabei erfuhren wir, dass jede Übernachtung 34 DM kosten würde.

„Für Mitglieder ist das natürlich wesentlich billiger“, sagte der rassige, dunkeläugige, sehr gepflegte Schönling hinter der Theke.

Na, dann werden wir halt Mitglied. Er schob uns ein Formular her. Fast fallen uns die Augen aus dem Kopf. Der Jahresbeitrag: 1500 DM. Das muss ein Druckfehler sein! Oder verhedderten wir uns zwischen den vielen Nullen? Ich ging beiseite, starrte aus dem elften Stockwerk hinab auf die Straße. Was sollte aus uns werden? Wie sollte es weitergehen? Wir zerrissen das Formular und gingen.

Nachdem wir eine Weile ratlos in einer schäbigen, lauten Kneipe einen großen Fingerhut voll Kaffee getrunken hatten, beschlossen wir, zum Jugendherbergsverein zu gehen. Nach einer stundenlangen Irrfahrt hielten wir am späten Nachmittag einen Jugendherbergsausweis und ein Verzeichnis aller Herbergen in Brasilien in den Händen und waren um 50 DM ärmer. Abends klärte uns Antonio darüber auf, dass es auch Campingplätze gäbe, die nicht dem Club angeschlossen seien. Dort sei das zelten viel, viel billiger. Campingurlaub sei nicht sehr populär und eigentlich ein Privileg der Reichen.

Irgendwann sind mir in dieser Nacht im Bus, trotz aller Grübeleien, die Augen zugefallen. Ich erwachte erst am frühen

Morgen, als wir in einen Busbahnhof einfuhren.

5

Steifbeinig stiegen wir nach der langen Fahrt aus und nahmen unser Gepäck in Empfang. Jeder schulterte seinen Rucksack, ich nahm den Packen mit unseren ISO-Matten, und mein Willi griff nach dem Matchsack mit dem Handgepäck. Wir traten hinaus auf die Straße. Die Sonne schien und es wehte eine leise Brise. Es versprach ein herrlicher Tag zu werden. Wir hatten in unserem Campingführer ungefähr 15 km von hier einen Campingplatz entdeckt, der zwar ein paar hundert Meter vom Meer entfernt, aber dafür durch regelmäßige Busverbindungen gut zu erreichen war.

„Sollten wir nicht erst einmal etwas frühstücken?“ schlug mein Willi vor.

„Die Läden sind so früh noch gar nicht geöffnet. Lass uns lieber jetzt gleich zum Campingplatz fahren, das Zelt aufstellen und dann kommen wir in Ruhe zurück, essen, kaufen ein und schauen uns die Stadt an.“

Mein Willi sträubte sich ganz unvernünftig gegen meinen vernünftigen Vorschlag; ihm knurrte der Magen. Als er aber erfuhr, dass der nächste Bus erst in drei Stunden fahre, gab er sich geschlagen.

„Dafür esse ich nachher das Vierfache“, kündigte er an.

Wir waren voller Optimismus an jenem Morgen. Als der Bus die Stadt in Richtung Süden verließ, zeigten wir dem Fahrer in unserem Reiseführer die Adresse des Campingplatzes. Er schaute uns fragend an, nickte dann aber und bedeutete, dass er uns Bescheid geben wolle. Ich war etwas enttäuscht von der Landschaft. Leicht gewellt und sandig, mit niedrigen Büschen karg bewachsen, zog sich das Gelände rechts und links der Straße Kilometer um Kilometer eintönig dahin. Das Meer erahnte man am dunstigen Horizont im Osten. Irgendwo wurde diese Eintönigkeit unterbrochen von einer riesigen, schwarzen Rauchsäule, die in den hellen Morgenhimmel empor quoll.

Genau dort hielt der Bus, und der Fahrer bedeutete uns, dass wir am Ziel waren.

Ein schmaler Feldweg führte zu einem Grundstück, wo Reifen lagerten. Der stinkende Rauch stammte von einem riesigen, schwelenden Haufen Gummiabfall. Ein Stück weiter verschloss ein Eisentor die Zufahrt zu einer kurzen Palmenallee, an deren Ende ein langgestrecktes, weißes Gebäude lag. Darum herum war ein großes, sandiges Gelände ohne Bäume, ohne Sträucher. Ein Blick von der Straße aus hatte uns genügt, um zweierlei festzustellen: Erstens, war der Campingplatz nicht geöffnet. Kein Mensch war zu sehen. Zweitens, wären wir um keinen Preis der Welt auch nur einen Tag hier geblieben. Wortlos schauten wir uns an, schulterten das Gepäck und brachten es auf die andere Straßenseite.

„Mit dem nächsten Bus fahren wir zurück“, sagte mein Willi.

Schweigend starrten wir die schnurgerade Landstraße entlang. Wir standen sicher schon eine halbe Stunde, als das erste Auto vorbeiflitzte. Wir versuchten es anzuhalten, aber der Fahrer gönnte uns nicht einmal einen Blick. Wir schauten uns kurz an und zuckten die Schultern. Etwas später tauchte in der Ferne endlich ein Bus auf. Wir atmeten auf, schulterten das Gepäck und stellten uns breitbeinig auf die Straße, um ihn anzuhalten. Mit ohrenbetäubendem Hupen preschte er an uns vorbei. Wir schauten uns bestürzt an.

„Und nun?“ sagten wir wie aus einem Mund.

„Viel Verkehr ist hier nicht“, stellte mein Willi scharfsinnig fest, als nach weiteren zwanzig Minuten ein Auto aus der Gegenrichtung vorbeifuhr.

Die Sonne brannte inzwischen recht heiß auf uns nieder. Ich hatte Hunger, Durst, war müde und bedrückt. Mein Willi starrte bärbeißig vor sich hin. Was sollte jetzt mit uns werden? Wo sollten wir hin?

Wir warteten schon fast zwei Stunden, als wieder ein Bus in der Ferne auftauchte. Mein Willi war zu allem entschlossen. Er stellte unser Gepäck mitten auf die Straße, pflanzte sich, die

Hände in die Hüften gestützt, breitbeinig dahinter auf und sah dem Vehikel grimmig entgegen.

„Den mach ich ungekocht fertig, wenn er nicht anhält“, stieß er wütend hervor.

„In dem Fall wirst du dazu wohl kaum Gelegenheit finden. Pass lieber auf, dass er dich nicht überfährt.“

Es war der gleiche Bus, mit dem wir hergekommen waren. Der Fahrer grinste freundlich, half uns, das Gepäck zu verstauen, dann ließen wir uns aufatmend in die Sitze fallen. Mein Willi befragte seine Landkarte und den Reiseführer und kam zu dem Schluss, dass uns nichts anderes übrig blieb, als die Reise nach Norden fortzusetzen.

„Jetzt frühstücken wir erst mal und dann fahren wir nach Porto Seguro“, sagte mein Willi, als wir vor dem Busbahnhof ausstiegen.

„Sollten wir nicht vorsichtshalber erst schauen, wann ein Bus fährt und dann erst etwas essen?“ entgegnete ich.

Sehr unwillig folgte mir mein halb verhungelter Willi, als ich, ohne seine Antwort abzuwarten, schnurstracks zum Informationsschalter spurtete.

„Das darf doch nicht wahr sein! Der einzige Bus fuhr heute Morgen, als wir aus Rio angekommen sind. Wären wir nicht zu diesem schrecklichen Campingplatz gefahren...“ stöhnte mein Willi und feuerte das Gepäck auf eine Bank.

Nach kurzem hin und her begriff ich, dass der Mann am Schalter uns riet, den Bus, der in 10 Minuten nach Eunapolis abfuhr, zu nehmen. Wir könnten dann dort, mit ein wenig Glück, abends noch einen Anschluss bekommen nach Porto Seguro. Mein Willi rannte los, um etwas Essbares aufzutreiben; immerhin waren seit unserer letzten Mahlzeit vierzehn Stunden vergangen, und vor dem späten Abend würden wir nicht am Ziel sein.

Atemlos stürmte mein Willi im letzten Augenblick vor der Abfahrt des Busses durch die Halle. Er hielt zwei braune Papiertüten in der einen und eine Flasche Mineralwasser in der anderen Hand. Kaum saßen wir auf unseren Plätzen, waren wir

auch schon unterwegs. Mein abgehetzter Willi nahm zuerst einen kräftigen Schluck aus der Flasche. Danach erzählte er, immer noch ein wenig atemlos und mit Schweißtröpfchen auf der Stirn, dass er durch die Straßen gerannt sei und zuerst keine Bäckerei gefunden habe. Schließlich habe er dann eine Frau nach *pao* gefragt und sie habe ihm den Weg gewiesen.

„Bis auf diesen einen Laib Brot war alles ausverkauft“, sagte er und zog ein kleines, sehr dunkel gebackenes Brot aus der Tüte. „Auf der Straße kam ich an einem Stand mit ganz großen Bananen vorbei und ich brachte gleich drei Kilo. Mehr konnte ich in der kurzen Zeit nicht ergattern“, schloss er seinen Bericht.

Es waren wirklich große, dicke Bananen.

„Noch etwas grün, die Dinger“, wagte ich zögernd festzustellen.

„Jetzt iss und sei still. Es gab keine anderen“, sagte mein Willi und hieb seine Zähne in einen großen Kanten Brot.

Ich schälte mir eine Banane und biss hinein. Sie war hart und pelzig, zum rohen Genuss völlig ungeeignet. Später erfuhren wir, dass mit dieser Sorte Kochbananen wirklich leckere Gerichte hergestellt werden. So kam es, dass wir uns trockenes Brot und Mineralwasser teilten. Die Tüte mit den großen, dicken Bananen landete im Gepäcknetz und wenn sie nicht irgendeiner mitgenommen hat, dann liegen sie dort noch heute.

Wir saßen einen heißen Tag lang im Bus. Erst nach Einbruch der Dunkelheit kamen wir in Eunapolis an, gerade als der letzte Bus nach Puerto Seguro den Busterminal verlassen wollte. Wir waren nicht die einzigen, die aus dem Bus drängelten, aber sicher die schüchternsten. Nur den anderen Dränglern verdankten wir, dass der abfahrende Bus noch einmal anhielt, nachdem sie lautstark auf sich aufmerksam gemacht hatten. Zwei Stunden lang standen wir eingekeilt zwischen schwitzenden Leibern schweigender Menschen, während der Bus die Dunkelheit durchpflügte. Ich zitterte vor Müdigkeit und

Aufregung. Würden wir so spät im unbekannten Ort eine Unterkunft finden?

Viertes Kapitel

1

Die Nacht war lau, als wir in Porto Seguro ankamen. Silber ergoss sich das Mondlicht über die Bucht; reglos ragten die Silhouetten der Palmen in den Nachthimmel. Die Straßen mit den bunt getünchten Häusern träumten im Laternenschein. Porto Seguro bedeutet "sicherer Hafen". Hier nahm der Portugiese Pedro A. Cabral im Jahre 1500 das kurz zuvor entdeckte Land für den König von Portugal in Besitz.

In der Jugendherberge bekamen wir ein Zimmer für uns allein. Todmüde sank ich auf das Bett und konnte doch nicht einschlafen. An der Zimmerdecke lauerten, wie versteinert, zwei fette Geckos. Ihre Gesellschaft war für mich äußerst gewöhnungsbedürftig. Die Wände, die Bettgestelle, der Stuhl, alles war mit einer feinen Schimmelschicht überzogen. Kein Wunder bei der hohen Luftfeuchtigkeit. Fenster gab es nicht, trotzdem bevölkerte ein Heer blutrünstiger Stechmücken den Raum. Zum Schutz vor diesen Plagegeistern schlüpfte ich, ungeachtet der stickigen Hitze, in den Schlafanzug und zog mir das Bettlaken bis über den Kopf. Da lag ich schweißgebadet und redete mir ein, dass mich der allgegenwärtige Modergeruch überhaupt nicht ekelt und die Geckos niemals einen Fuß in meine Nähe setzen würden.

Mitten in der Nacht erlebten wir unseren ersten Tropenregen. Erschrocken sprang mein Willi aus dem Bett.

„Was ist denn jetzt los?“

Mein Herz schlug bis zum Hals. Wie Trommelfeuer tobte der Wolkenbruch auf das Blechdach. Zunächst erkannten wir das Dröhnen, Rauschen und Gurgeln gar nicht als Regen. Ingrid, eine Reisebekanntschaft, hatte uns davon erzählt:

„Du sitzt mit einem eisgekühlten *zuco* (Fruchtsaft) auf der

Terrasse des Hotels und blätterst in deinem Reiseführer. Plötzlich erfüllt ein Brausen die Luft, das blitzschnell anschwillt und noch ehe du dein Buch zuschlagen kannst, bist du schon nass bis auf die Haut.“

So ähnlich erlebten wir dies am anderen Morgen. Eben traten wir aus einer Bäckerei, das ofenwarme, knusprige Brot unter den Arm geklemmt, als plötzlich alle Leute auf der Straße losrannten und in Hauseingängen, Geschäften oder Einfahrten verschwanden. Einen Augenblick später lag die Straße wie ausgestorben da. Verblüfft schauten wir uns um. Was war geschehen? Schon fiel das Wasser vom Himmel, durchnässte im Nu unsere dünnen Kleider und weichte das Brot auf. So lernten wir, auf das Brausen in der Luft zu achten und loszulaufen, wenn alle liefen, zum nächstbesten Unterstand.

Die Anschaffung von Badeschlappen, wie sie die einfache Bevölkerung meist trug, war unumgänglich, denn nach einem Regenguss stand das Wasser in den Pfützen oft knöcheltief. Das hätte unser städtisches Schuhwerk nicht lange mitgemacht. Es wanderte zuunterst in den Rucksack.

2

Es regnete fast ohne Unterlass den ganzen Tag und die darauffolgende Nacht. Am anderen Morgen strahlte die Sonne. „Heute ziehen wir um, auf den Campingplatz“, sagte mein Willi beim Frühstück.

„Unbedingt“, stimmte ich ihm zu. “Noch eine Nacht mit den Geckos, dem Schimmel und den Moskitos überlebe ich nicht.“

Wir zogen mit Sack und Pack auf einen Zeltplatz, der dem geträumten recht nahe kam. Wir waren die einzigen Gäste. Lange überlegten wir, unter welcher Palme wir lagern wollten. Mein Willi bearbeitete ausgiebig seine Nasenwurzel. Ja, wer die Wahl hat, hat die Qual.

Ein dunkelhäutiger, drahtiger Bursche, der die Wege harkte, verblüffte uns mit seinen Kletterkünsten, als er, ruck zuck, den unendlich hohen Stamm einer Kokospalme hinauf, in luftiger Höhe verschwand. Unverzüglich fielen ein paar der riesigen

Früchte herab und landeten mit dumpfem Aufschlag nur wenige Meter entfernt auf dem sandigen Boden. Das gab den Ausschlag, dass wir lieber nicht direkt unter einer Palme kampierten.

„So ein Ding erschlägt dich ja glatt“, sagte mein Willi. „Dabei sieht das immer so paradiesisch aus, wenn auf den Fotos ein fast nacktes *girl* an einem weißen Strand unter Palmen liegt. Wer dächte da an die potentielle Gefahr, in der sie schwebt?“

Mit strahlender Miene überreichte der Klettermaxe uns zwei Kokosnüsse. Wir strahlten zurück und versuchten, sie mit dem Taschenmesser zu öffnen. Ein absolut unmögliches Unterfangen. Der Bursche hatte uns indessen beobachtet und sich wahrscheinlich köstlich amüsiert über unsere Versuche. Er kam herüber, hieb den beiden riesigen Nüssen mit einem Haumesser die Kappe ab und bedeutete uns, zu trinken. Der kühle, süßliche Saft schmeckte erfrischend.

3

Abends gingen wir aus. Ich kramte einen Lippenstift aus den Tiefen des Rucksacks hervor und gönnte mir einen Tropfen meines Lieblingsparfüms, von dem ich noch schätzungsweise fünf Tropfen besaß. Trotz seiner etwas angeschmutzten Leinenhose und dem verwaschenen T-Shirt, sah mein Willi aus, wie ein junger Gott. Groß, sportlich, schlank, blond, blauäugig, braun gebrannt, der Traum einer jeden Brasilianerin. Bloß gut, dass ihm auf der knallroten Nase die Haut in Fetzen abging, das machte ihn für uns normal Sterbliche nicht ganz unerreichbar.

Wir gingen in die *Lambadería*. Das ist ein überdachter Bretterboden am Strand, wo jede Nacht bis zum Morgengrauen alt und jung die Hüften schwingt im mitreißenden Rhythmus des *Lambada*. Porto Seguro, so sagte man uns, sei die Wiege dieses Tanzes, der von hier aus seinen Siegeszug antrat. Schade, dass meine alte Tante Rosine jetzt nicht dabei war. Sie schwärmte mit leuchtenden Augen vom *Lambada*, als er gerade im Radio und Fernsehen seinen Einzug hielt, während ich

immer noch dachte, es handle sich um einen exotischen Drink. Männer in hautengen Hosen, die Oberkörper nackt oder kaum bedeckt, ließen unter schweißglänzender, dunkler Haut die Muskeln in geschmeidigen Bewegungen spielen. Stramme Mädchenbeine wirbelten in akrobatischen Tanzfiguren über den Bretterboden. Die Miniröckchen flogen bei jeder Drehung und gaben den Blick großzügig frei auf wohlgeformte Popos in Stringtangas. Hin und wieder brachte eine Brise, zart wie ein Hauch, den Geruch nach Salz und Tang vom Meer herauf. Die halbe Nacht schlugen wir uns hier um die Ohren, ganz im Bann des hitzigen, fremdartigen Ambientes.

Als wir am Strand entlang zum Campingplatz schlenderten, waren wir uns einig: Wir werden die kommenden Monate hier bleiben und *Lambada* tanzen lernen.

„Na, unbedingt“, sagte mein Willi und sah sich schon als Hahn im Korb unter all den knackigen, kaffeebraunen Schönen.

Unsere Freude dauerte nur kurz. Gut, dass wir in jener lauen Sternennacht, als wir noch eine Weile aneinander gelehnt im Sand saßen und der Brandung lauschten, nicht ahnten, dass unsere Odyssee nach Norden nicht zu Ende war. Wir freuten uns, dass wir für die kommenden Wochen so ein schönes Plätzchen gefunden hatten.

4

Gegen Morgen ging ein so schwerer Regen nieder, dass ich fürchtete, die Flut würde das Zelt zertrümmern. Es war als stünden wir unter einem Wasserfall. Um uns bei dem Lärm zu verständigen, mussten wir uns regelrecht anschreien. An vielen Stellen schlugen die Tropfen einfach durch die Zeltwand. Das Wasser lief die Innenwände hinab und bildete kleine Pfützen, die schnell größer wurden.

„Bloß gut, dass wir die Schlafsäcke nicht ausgepackt haben“, rief mein Willi aufgeregt.

Hastig stopften wir alles, was im Zelt herum lag, in Plastiktüten. Inzwischen hatte sich ein Sturm erhoben und rüttelte zornig an unserer kleinen Heimstatt, schlug seine Fäuste blindwütig in die

hauchdünnen Wände und krümmte das Gestänge.

„Mach doch was, Willi! Geh doch raus und mach was!“

„Raus? Du spinnst wohl!“

„Die Regenmäntel. Wir müssen irgendwie die Regenmäntel zwischen Innenzelt und Außenzelt ziehen, dass wenigstens kein Regen mehr durchkommt. Dazu müssen wir raus!“ schrie ich gegen den Lärm an.

„Raus? Du bist wohl nicht bei Trost!“ schrie mein Willi zurück.

„Wir müssen!“ Ich wühlte in den Rucksäcken nach den Regencapes.

„Raus? Bist du übergeschnappt?“

„Hier, zieh deine Badehose an.“

„Badehose? Du träumst wohl! Es ist kalt!“

„Was meinst du, wie dir erst kalt sein wird, wenn alles nass ist.“ Allmählich wurde ich wütend. „Schluss jetzt! Wir gehen raus und machen das.“

„Raus? Du hast wohl nicht mehr alle Tassen im Schrank!“ brüllte mein Willi ganz außer sich und zog die Badehose an.

Als wir den Reißverschluss des Zeltes öffneten, kamen wahre Sturzbäche herein. Hastig krochen wir hinaus und machten schnell hinter uns zu. Von der lauen Nacht war nichts mehr zu spüren. Kalt peitschte der Regen unsere nackte Haut. Im trüben Schein der spärlichen Platzbeleuchtung sahen wir, dass unser Zelt wie auf einer kleinen Insel stand, umgeben von Wasser. Welch weiser Entschluss, das Zelt gerade hier und nicht einen Meter daneben, aufgestellt zu haben. Die Sturmböen zerrten wutschnaubend an Büschen und Sträuchern, heulten in den zerzausten Wuschelköpfen der Palmen, schlugen uns den Regen ins Gesicht, so dass wir fast nichts sehen konnten. Die Regencapes flatterten und knatterten; nur mit Mühe konnten wir sie bändigen. Es schien eine Ewigkeit vergangen, als wir sie endlich auf das Dach des Innenzeltes gebreitet hatten.

Danach saßen wir frierend und mit triefend nassen Haaren auf unseren Matten und warteten schweigend auf den Tagesanbruch. Besorgt tasteten wir immer wieder die Wände und das Dach ab.

„Es war gut, dass wir raus sind“, sagte mein Willi nach langer

Zeit selbstgefällig. „Das Dach ist dicht.“

„Hoffentlich regnet es nicht lange. Wir können ja nicht einmal den Zelteingang öffnen, ohne dass gleich ganze Sturzbäche hereinkommen“, sagte ich besorgt.

„Ach, in den Tropen regnet es täglich, aber es scheint auch sofort wieder die Sonne“, gab mein Willi fachkundig zu besten. „Du wirst schon sehen.“

Aber nicht in der Regenzeit.

Als es mittags immer noch kräftig regnete, wenn auch längst nicht mehr so, wie in der Nacht, sagte mein Willi:

„Wenn ich auch nur eine Sekunde länger auf diesen 2,7 Quadratmetern aushalten muss, schlage ich alles kurz und klein. Ich gehe einen *cafezinho* trinken.“

Ich war dagegen. „Wo wir eh kein Geld haben, werden wir ausgerechnet Kaffee trinken gehen.“

„Als wenn es darauf ankäme“, knurrte er und ging davon.

Gekränkt blieb ich im grünen Dämmerlicht meiner Nylonhöhle zurück, lauschte auf den Regen und auf die Geräusche, die von draußen hereinkamen. Mich quälte eine unbändige Zukunftsangst.

Später kam mein Willi mit dem Platzwart, der irgendwoher eine stabile, schwarze Plastikplane aufgetrieben hatte, die sie nun über das Zelt breiteten, mit Schnüren befestigten und über ein paar Stecken eine Art Vorzelt fabrizierten. Jetzt war es völlig dunkel im Zeltinneren, aber immerhin konnten wir den Eingang öffnen, ohne nass zu werden. In den wenigen kurzen Regenpausen erledigte ich meine dringenden Bedürfnisse, und nahm eine kalte Dusche. Warmes Wasser gab es nämlich nicht. Meine Haare waren immer noch feucht und meine Kleider klamm. Ich fror.

Mein Willi verbrachte den Rest des Tages in der Kneipe des Campingplatzes. Er kam nur, um mit mir zu essen. Wir hatten einen Rest Brot und eine Dose Thunfisch, die wir uns teilten.

„Komm doch mit rüber“, sagte er, als er sich wieder Richtung Kneipe aufmachte. „Das hält doch kein Mensch aus, den ganzen Tag im Zelt liegen und hinaus in den Regen starren.“

„Ich schon“, entgegnete ich schnippisch. „Es reicht, wenn *du* das Geld verpulverst. Findest du nicht?“

Dann war es wieder Nacht, und es kübelte erneut stundenlang. Immer noch waren meine Haare feucht, und die Körperwärme hatte die klammen Kleider nicht zu trocknen vermocht. Ich schlief kaum. Der Rücken tat mir weh vom langen Liegen und tausend Gedanken tummelten sich in meinem Kopf.

„Wir haben nichts mehr zu essen“, teilte ich meinem Willi am nächsten Morgen mit, nachdem ich einen Blick in unseren Vorratsbeutel geworfen hatte.

„Das ist allerdings schwerwiegend“, fand er. „Da werde ich sofort ins Dorf müssen.“

Eine Stunde später war er freudestrahlend wieder da.

„Ich habe Glück gehabt und bin überhaupt nicht nass geworden“, sagte er. „Der Platzwart fuhr gerade weg und hat mich mitgenommen und auch wieder hergebracht. Schau, was ich Leckeres mitgebracht habe

Mit diesen Worten packte er einen Berg Brot aus, eine Papaya groß wie ein neugeborenes Baby und ein dickes Paket, eingewickelt in braunes Papier.

„Gekochter Schinken“, sagte er strahlend. „Ein ganzes Kilo. Den isst du doch so gern, mein Gelimädchen.“

„Ist das nicht ein bisschen teuer?“ fragte ich vorsichtig.

„War im Angebot. Deshalb habe ich ja auch gleich ordentlich Vorrat mitgebracht. Wenn wir schon im Regen hocken, sollen wir wenigstens nicht verhungern.“

Ich sagte nichts dazu. Er würde es bald selber merken, dass uns der Vorrat ohne Kühlschrank wenig nützte. Enttäuscht warf er am anderen Morgen über ein Pfund stinkenden Schinken in den Abfalleimer.

Es regnete den dritten Tag. Wenn wir nicht gerade schliefen, saßen wir in der Kneipe und schauten uns das Fernsehprogramm an. Der Wirt hatte es längst aufgegeben, uns

nach unseren Wünschen zu fragen. Er hatte wohl begriffen, dass diese beiden *Gringos* keinen Groschen übrig hatten. Obwohl wir so schlechte Gäste waren, behandelte er uns liebenswürdig.

Mit viel Geduld versuchte er, uns allerlei aus seinem Leben zu erzählen. Mit viel Geduld hörten wir ihm zu und verstanden kein Wort. Schließlich gelang es ihm, uns klar zu machen, dass wir besser in ein Hotel gehen oder weiter nach Norden reisen sollten. Irgendwo im Norden regnet es kaum. Wo, das konnte er uns auch nicht sagen. Brasilien ist groß.

Am nächsten Mittag kam plötzlich die Sonne heraus. Sofort war es warm. Sollten wir bleiben und hoffen, dass das Wetter sich einigermaßen hielt? Wir hatten bis jetzt kaum etwas vom Ort und seiner Umgebung gesehen. Und was war mit dem *Lambada*? Mit unserer Reisekasse? Der Wirt riet uns eindringlich, zu gehen. Er half sogar, unsere Siebensachen zu packen, nachdem die Sonne die Zeltplanen leidlich getrocknet hatte. Zum Abschied lud er uns zu einem *zuco* ein. Das ist ein Getränk aus frischen Früchten mit vielen Eiswürfeln gemixt. Wir hatten es bisher nirgends getrunken, eben wegen den Eiswürfeln.

Bevor wir aus Deutschland aufgebrochen waren, hatten wir uns ausführlich mit unserer Hausärztin unterhalten, nachdem uns das Tropeninstitut eine lange Liste der verschiedensten Impfungen für Brasilien empfohlen hatte. Ich, als Heilpraktikerin, war einerseits nicht sehr angetan von der Aussicht, meinen Körper mit all dem vielen Gift zu belasten. Andererseits war ich nicht fachkundig genug, um eine Entscheidung zu treffen. Unsere Ärztin, eine hervorragende Homöopathin, riet uns von den Impfungen ab und klärte uns auf über Hygiene, Ernährung und gab uns auch ein paar Medikamente für kleine Notfälle mit auf den Weg. Deshalb achteten wir extrem sorgfältig auf alles was wir uns in den Mund steckten. Selbst zum Zähneputzen verwendeten wir teures Mineralwasser. Ein Getränk mit Eiswürfeln aus Leitungswasser kam für uns nicht in Frage.

Ich wies den Mann darauf hin, aber er winkte nur lachend ab. Wir wollten ihn, nach allem was er für uns getan hatte, nicht verletzen und tranken den leckeren Saft aus dem Fruchtfleisch der Ananas und Bananen. Ich sollte es schon wenige Stunden später bitter bereuen.

Fünftes Kapitel

1

Von der farbenfrohen, historischen Stadt Salvador sahen wir zunächst nicht viel, als wir nach einer langen Nachtfahrt morgens um sieben im Busbahnhof ausstiegen. Ich fühlte mich so elend, dass ich mich kaum auf den Beinen halten konnte. Ich war froh, dass ich diese Nacht überstanden hatte. Nun waren wir gleich am Ziel, und ich konnte mich in ein Bett legen.

Kaum saßen wir am Vorabend im Bus, als ich Bauchkrämpfe bekam.

„Ich glaube, ich kriege Durchfall.“

„Alles, bloß das nicht“, sagte mein Willi.

Schon eine Stunde später fühlte ich mich sterbenskrank.

„Lass uns in der nächsten Stadt aussteigen und ein Hotel nehmen. Ich kann nicht mehr weiter.“

Mein Willi meinte nichts zu meinem Vorschlag, denn er quälte sich gerade mit einem seiner Migräne-Anfälle. Nach einer Weile ging er zur Toilette hinten im Bus, um sich zu übergeben.

„Um Himmels Willen“, stöhnte er, als er zurück kam. „Da kannst du unmöglich rein. Das wäre dein sicheres Ende.“

Ich starrte verzweifelt aus dem Fenster, um die Lichter von Eunapolis zu entdecken, bis ich merkte, dass wir längst daran vorbei sein mussten. Später stellte ich fest, dass das Städtchen abseits der Bundesstraße liegt. Es wäre wohl auch fraglich gewesen, ob wir zur Mitternachtsstunde überhaupt eine Unterkunft gefunden hätten. Stunde um Stunde fuhr der Bus, ohne auch nur einmal durch eine Ortschaft zu kommen. Ich redete mir dauernd gut zu, dass ich bis Salvador irgendwie durchhalten würde. Mir blieb eh nichts anderes übrig. Die Nacht schien endlos. Ich krümmte mich unter Bauchkrämpfen auf meinem Sitz. Mein Willi stöhnte schamlos und warf seinen

gequälten Kopf hin und her. Noch heute dient mir jene Nacht als Beispiel dafür, was ich notfalls aushalten kann.

Ich stand in der Halle des riesigen Busbahnhofes von *São Salvador da Bahia de Todos os Santos* (Heiliger Erlöser an der Allerheiligenbucht), in dem es zuging wie in einem Bienenstock. Ich fühlte mich verloren zwischen all diesen Menschen. Mit besorgtem Gesicht kam mein Willi vom Informationsschalter zurück.

„Wirst du noch eine Stunde aushalten?“ fragte er und schaute mich zweifelnd an. „Solange dauert nämlich die Fahrt mit einem der Stadtbusse, der uns in der Nähe der Jugendherberge absetzt.“

„Wird schon nicht in die Hose gehen, Boss“, erwiderte ich und versuchte tapfer zu grinsen.

Diese Herberge hatten wir uns vor unserer Abfahrt in Porto Seguro ausgesucht, weil wir einen Prospekt mit sehr einladenden Bildern von ihr gesehen hatten.

„Dann mal los.“

Wir schulterten die Rucksäcke und luden uns das restliche Gepäck auf die Arme. Wir hatten Glück, denn unser Bus war gerade vorgefahren und wir stellten uns brav in die Warteschlange. Wie bei den städtischen Bussen in Rio, stieg man auch hier hinten ein, musste ein schmales Drehkreuz passieren – wehe den Dicken – und irgendwo in der Mitte des Busses saß erhöht der Kassierer. Der Ausstieg war vorn. Schwarzfahrer hatten hier keine Chance. Hinter mir drängelten die Leute in den Bus. Ich hatte weder Zeit noch Platz, mir den Rucksack vom Rücken zu nehmen, um ihn meinem Willi über das Drehkreuz zu reichen. So hatten wir das nämlich in Rio praktiziert. Vielmehr quetschte ich mich einfach samt Gepäck durch das Drehkreuz. Prompt blieb ich stecken. Mir blieb fast die Luft weg. Es ging weder vor noch zurück. Das hatte gerade gefehlt. Der Kassierer schimpfte über die Köpfe der Leute hinweg lauthals mit mir.

Von hinten wurde gedrückt und gestoßen. Unzählige Hände schoben und lupften, stemmten und zogen mich von allen Seiten. Schließlich war ich aus dem Drehkreuz befreit. Nun stand ich eingeklemmt zwischen den Fahrgästen im Mittelgang. Mein Willi wand sich suchend nach mir um und haute dabei einem distinguierten Herrn mit dem Rucksack an den Hinterkopf.

„Entschuldigung“, murmelte mein Willi und stieß beim Zurückdrehen einer Frau unsanft in den Rücken.

„Bleib doch endlich mal ruhig stehen“, fuhr ich ihn aufgeregt an.

An den folgenden Haltestellen stiegen immer mehr Menschen ein, kein einziger aus. Es wird für mich immer ein Wunder bleiben, wie viele Menschen in einem südamerikanischen Bus klaglos Platz finden.

„Weißt du, wie wir hier hinaus kommen sollen?“ fragte ich meinen Willi, der sich daraufhin wieder nach mir umdrehte und dabei dem Distinguierten fast das Ohr abriss. Mein Willi klopfte dem Mann mit einem bedauernden Lächeln auf die Schulter, woraufhin dieser ebenfalls lächelte und sich das Ohr rieb.

„Mir ist speiübel“, flüsterte ich.

Mein Willi hörte es nicht. Besser so. Mir hätte es eh nichts genützt und der distinguierte Herr hätte vielleicht dabei sein Ohr verloren.

„Müssen wir hier aussteigen?“ fragte mein Willi den Kassierer zum ungezählten Mal. Dieser schüttelte jedes Mal seinen Krauskopf und ließ ein freundliches Lächeln über sein schwarzes Vollmondgesicht aufgehen.

Endlich waren wir da. Unglaublich, dass wir uns aus dieser kompakten Menschenmasse überhaupt herauschälen konnten. Bei jeder Bewegung wirkten die Rucksäcke als Rammböcke. Stumm steckte jeder Getroffene den Schlag weg. Jedermann war uns auf seine Weise behilflich bei unserem Kampf um das Aussteigen. Man beugte sich zur Seite, wand sich geschickt an uns vorbei, schob behutsam nach, mindestens zehn stiegen aus, um uns die Tür freizugeben. Schweißgebadet standen wir

schließlich auf dem Gehsteig.

„Bloß gut, dass das kein Bus voller Stuttgarter war“, sagte ich aufatmend. Mein Willi schaute mich fragend an.

„Ha, die hätten vielleicht gebruttelt“, sagte ich.

Mit der Jugendherberge wurde es nichts. Mein Willi schüttelte entschieden den Kopf, als er nach kurzer Besichtigung zu mir auf die Straße trat.

„Das ist nichts für eine kranke Prinzessin“, sagte er. „Wir wollen uns irgendwo ein Zimmer nehmen, bis es dir besser geht.“

Er schaute mich aufmunternd an. Ich wollte ihm nicht sagen, dass ich nicht weiß, wie ich zur nächsten Ecke kommen soll, so schwach fühlte ich mich. Gut, dass ich nicht ahnte, dass es fast Mittag werden würde, bis ich die Tür eines Hotelzimmers hinter mir zuknallen und dem Badezimmer einen sehr langen Besuch abstatten konnte. Unappetitliche Einzelheiten verschweige ich besser, aber es ging mir dreckig.

2

Das Hotel lag am Strand; die Zimmer hatten Klimaanlage und Kühlschrank. Der Preis war vergleichsweise günstig. Man hatte uns, weil Nebensaison war, einen saftigen Rabatt eingeräumt.

Sieben Tage lang lag ich im Bett oder vertiefte mich, während meinen stundenlangen Sitzungen, in den Ausblick auf den Papayabaum vor dem schmalen Fenster des Badezimmers. Ich fühlte mich schwach, schlief viel und versuchte mir möglichst wenig Gedanken über den Zustand unserer Reisekasse zu machen. Mein Willi schaffte Mineralwasser und Cola für mich heran, dazu knabberte ich lustlos Salzkräcker und schaute angewidert zu, wie er sich seine belegten Brote in den Mund stopfte.

„Ich bin froh, dass ich so komfortabel krank sein darf“, sagte ich zu meinem Willi und lehnte mich in die Kissen zurück. „Trotzdem müssen wir uns Gedanken machen, wie es mit uns

weitergehen soll.“

„Ich habe 30 km die Küste hinauf einen netten Campingplatz entdeckt“, erzählte er, als er von einem seiner Ausflüge zurück kam. „Der Linienbus fährt fast direkt daran vorbei. Alle halbe Stunde.“

Sobald ich aufstehen konnte und es garantiert war, dass ich ein paar Stunden dicht halten würde, wollten wir uns den Platz gemeinsam anschauen.

Seit wir hier waren, hatte es hin und wieder kurz geregnet, aber meistens brannte die Sonne vom Himmel. Am dritten Tag schüttete es wieder einen ganzen Tag und die halbe Nacht. Es war zum Verzweifeln. Sollten wir vielleicht noch weiter in den Norden? Wir waren immerhin schon fast 1700 Kilometer nördlich von Rio und mehr als 3500 Kilometer von der argentinischen Grenze weg.

„Lass uns versuchen hierzubleiben“, schlug ich vor. „Es regnet zwar täglich, aber doch nicht allzu lange jedes Mal. Wir müssen bloß schauen, dass wir das Zelt auf sandigem Boden aufstellen, so dass das Regenwasser schnell versickern kann und eine große Plane kaufen, damit es nicht herein regnet.“

An einem grauen Morgen standen wir an der Hauptstraße und warteten auf den Bus.

„Hör mal, jetzt stehen wir aber schon ewig“, sagte ich. „Hast du nicht davon gesprochen, dass der Bus alle halbe Stunde fährt?“ Mein Willi zuckte ratlos die Schultern.

„Ich wundere mich auch. Sonst fahren hier alle paar Minuten irgendwelche Busse vorbei. Heute habe ich noch gar keinen gesehen.“

Mehrmals sprachen uns Passanten an. Wir verstanden kein Wort, trotzdem lächelten wir höflich und nickten. Nach fast einer Stunde gelang es einem besonders ausdauernden, älteren Mann uns klarzumachen, dass die öffentlichen Verkehrsmittel streiken. Wir blieben vorläufig dazu verdammt, im Hotel zu bleiben.

Tag für Tag hielten wir vergeblich Ausschau, bis es eines

Sonntags soweit war: Die Busfahrer arbeiteten wieder. Die Sonne strahlte vom blauen Himmel.

„Heute gucken wir uns den Campingplatz an und wenn er dir gefällt, ziehen wir morgen um“, sagte mein Willi, als er frisch rasiert aus dem Badezimmer kam. „Vorher gehen wir in den Gottesdienst.“

Wir hatten auf vielen Umwegen herausgefunden, wo sich die Gemeinde der Kirche, der wir angehörten, zu den Gottesdiensten traf. Etwa 60 Personen hatten sich dort versammelt und lauschten andächtig dem jungen Priester. Eine Frau begleitete den Gemeindegesang auf einem Keyboard.

„Die sieht total deutsch aus“, flüsterte ich meinem Willi ins Ohr. Damals ahnten wir nicht, dass wir noch manche Stunde mit „der Deutschen“ Esther und ihrem Mann Martin, beide aus Innsbruck, verbringen sollten.

3

Nach dem Gottesdienst begrüßte uns der Priester herzlich, als seien wir alte Bekannte. So lernten wir also Victor kennen und wenige Minuten später seine Frau Lili. Ehe wir uns versahen, waren wir von ihnen zum Mittagessen eingeladen worden. Sie ließen überhaupt kein Gegenargument gelten. Wir hätten sie schwer gekränkt, wenn wir auf unserer unverzüglichen Campingplatz- Besichtigung bestanden hätten. Lili war spanischer Abstammung. Wir konnten uns recht gut mit ihr verständigen, auch wenn ihr Spanisch sehr lückenhaft war. Zuerst machten sie eine kleine Rundfahrt mit uns durch das Zentrum von Salvador, von dem wir beide noch gar nichts gesehen hatten, denn unser Hotel lag einige Kilometer entfernt in einem der Außenbezirke der Millionenstadt.

Unsere Gastgeber wohnten in einem der ruhigen Vororte in einer Neubauwohnung im Erdgeschoß eines Apartmenthauses. Als Lili die Wohnungstür öffnete, schoss ein großer Boxerrüde heraus, an ihr vorbei und fiel stürmisch über uns her. Der Anprall seines mächtigen Körpers ließ mich gegen die Wand taumeln. Er rutschte auf dem glatten Boden aus und stürzte.

Schnell rappelte er sich auf, sprang an uns hoch, schlitterte, glitt aus, warf sich erneut gegen uns und grunzte und röchelte ganz fürchterlich dabei. Lili schrie und versuchte zunächst vergeblich das Vieh zu packen. Endlich hatte sie ihn mit Gewalt in die Wohnung geschoben und schlug die Tür hinter sich und vor unserer Nase zu. Wir hörten es drinnen poltern, kläffen und schimpfen. Plötzlich war es still. Kurz darauf bat uns Lili mit dem charmantesten Lächeln der Welt in ihre Wohnung.

Ich brauchte einen Augenblick, bis ich mich von dem Schreck erholt und begriffen hatte, dass der Überfall, dem wir nur knapp mit heiler Haut entronnen waren, durchaus freundschaftlich gemeint war. Lili ordnete flink das kleine Chaos, das Balduino, der Hund während ihrer Abwesenheit angerichtet hatte. Sie erklärte uns, dass er im Hinterhof haust und dort ganz schreckliche Dinge anrichtet.

„Heute hatte ich wohl vergessen, die Hintertür abzuschließen. Unser Balduino ist ein ungezogener Bengel, aber blitzgescheit. Er nutzt solche Gelegenheiten, um sich während unserer Abwesenheit auf dem Sofa auszustrecken.“

Balduino zerriss Bettlaken, die zum Trocknen an der Leine hingen, fraß mit Leidenschaft alles, was aus reiner Wolle war, leerte den Kühlschrank, wenn Lili mal wieder vergessen hatte, die Hintertür zu verriegeln, liebte Eierlikör und verstand es, sich diese Köstlichkeit immer wieder aus der Hausbar zu beschaffen und benahm sich wie ein wild gewordener Stier, sobald er aus seinem Hinterhof befreit war.

Inzwischen kam Victor vollbepackt mit Flaschen. Er mixte uns einen Aperitif. Lili band sich eine Schürze vor, und lud uns ein, unser Gespräch in der Küche fortzusetzen. Während sie schnippelte, brutzelte und rührte, erfuhren wir, dass beide Sportlehrer waren. Beide lernten in ihrer Freizeit am Goethe-Institut in Salvador Deutsch und hatten den großen Traum, einmal für einige Monate durch Deutschland zu reisen. Beim Mittagessen erzählten wir ihnen von unserer Odyssee auf der Suche nach der tropischen Sonne, und dass wir heute noch den Campingplatz besichtigen wollten.

„Ihr habt in den letzten Tagen viel Glück mit dem Wetter gehabt“, sagte Lili. „Lasst euch nicht täuschen. Es ist Regenzeit. Wenn ihr unbedingt zelten wollt, solltet ihr mindestens noch einmal 1000 Kilometer weiter nach Norden fahren. Aber selbst da gibt es keine Garantie.“

Ich versuchte, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr mich diese Feststellung traf. Erst seit einem Monat waren wir in Brasilien und hatten trotzdem schon weit über die Hälfte unseres Geldes verbraucht, obwohl wir uns nichts gegönnt hatten, nicht einmal eine richtige, warme Mahlzeit. Wir waren von Los Abedules so weit entfernt, wie von München nach Kenia und sollten die Sonne immer noch nicht gefunden haben?

4

Unsere neuen Freunde ließen es sich nicht nehmen, uns nach dem Essen zuerst auf den Campingplatz zu fahren, der uns sehr gefiel und dann in unser Hotel. Während wir unsere Sachen packten, nahm unser Schicksal eine unerhörte Wendung. Es mochte seit unserer Rückkehr eine halbe Stunde vergangen sein, als man uns zur Hotelrezeption rief. Victor und Lili! Sie übergossen uns mit einem Redeschwall, von dem wir zunächst nichts verstanden. Als sich die erste Aufregung gelegt hatte, nahm uns Lili beide an der Hand und zog uns zu einer Sitzgruppe.

„Wir machen euch einen Vorschlag“, radebrechte sie aufgeregt. Nach mehreren Anläufen begriffen wir, dass Victors Eltern auf einer Insel ein Sommerhaus haben, das bis zu den nächsten Ferien leer steht.

„Wir haben mit den Eltern telefoniert und ihr seid ganz herzlich eingeladen, dort zu wohnen, solange ihr wollt.“

„Was soll denn das kosten?“ fragte ich mit einem Seitenblick auf meinen Willi, der sich kräftig an der Nasenwurzel rieb.

„Kosten? Ich glaube, als Auswanderer sollte man sein Geld besser zusammenhalten“, sagte Lili und schaute uns erwartungsvoll an.

„Nein“, sagte ich, „das können wir wirklich nicht annehmen. Wir wollten nämlich mindestens eineinhalb Monate hier bleiben oder sogar noch länger.“

„Umso besser. Dann kommt ihr jedes Wochenende zu uns. Wir können Ausflüge machen, ausgehen, die Stadt kennenlernen, und wir werden euch alle berühmten Gerichte von Bahia kochen. Nächsten Sonntag hat meine Schwiegermutter Geburtstag. Das feiert sie immer ganz groß. Sie hat euch eingeladen. Dort könnt ihr dann schon mal eine ausgiebige Kostprobe allerlei bahianischer Köstlichkeiten nehmen.“

„Ich weiß nicht“, sagte ich zögernd, denn ich schämte mich, dieses Angebot anzunehmen.

„Warum eigentlich nicht“, sagte mein Willi. Er zögert nie lange, wenn er eine Bequemlichkeit wittert.

Am gleichen Nachmittag fuhren wir mit der Autofähre zur Insel Itaparica. Nach einer Rundtour brachten die beiden uns am Abend in das Fischerdorf am letzten Zipfel der Insel, wo das größte Haus an der *Plaza* nun für eine Zeit unser Heim sein würde. Lili war sofort verschwunden, als wir aus dem Auto stiegen. Victor schloss die Haustür auf. Wir stellten unser Gepäck auf dem mächtigen gemauerten Tisch in der Eingangshalle ab.

In aller Eile schaltete unser Gastgeber die Hauptsicherung für den Strom ein, erklärte uns den Gasherd und den altersschwachen Kühlschrank, die beide eine Sonderbehandlung von ihrem Benutzer forderten. Ganz außer Atem kam Lili mit einer vollen Einkaufstüte, die sie auf den Tisch zu unseren Sachen stellte.

„Jetzt aber los. Sonst ist die letzte Fähre weg.“

Wir fielen uns um den Hals. Schon waren sie weg.

„Halt!“ rief ich hinter ihnen her. „Ihr habt Eure Tüte vergessen!“

„Das ist euer Abendessen. *Adios*. Bis zum Freitag.“ Dann verschwand das Auto um die Kurve.

Sechstes Kapitel

1

Mein Willi zog sich in das Badezimmer zurück. Ich erkundete derweil das Obergeschoss. Mir fiel ein, dass Lili uns vor Schlangen gewarnt hatte. „Sie kommen auch die Treppen hinauf.“

Vorsichtig prüfte ich die Umgebung. Eine nackte Glühbirne baumelte von der Decke und warf ihren trüben Schein auf den oberen Teil der Treppe und den vorderen Teil des langen Flures. Überall hingen Spinnweben und eine dicke Staubschicht lag auf dem gekachelten Fußboden. Es roch muffig. Ich stieß die erste Tür auf und tastete im Dunkeln nach einem Lichtschalter. Fand ihn aber nicht.

Ich versuchte es im nächsten Raum. Das Flimmern einer schadhaften Neonleuchte zuckte über den Zementfußboden und die zwei dürftigen Stockbetten ohne Matratzen. Sonst war die kleine, fensterlose Kammer leer.

Die dritte Tür. Ich tastete einen Lichtschalter, aber alles blieb dunkel. Gegenüber der Tür war eine Öffnung in der unverputzten Ziegelmauer. Ich beugte mich zögernd hinein und strengte meine Augen vergeblich an, etwas zu erkennen. Dieser Teil des Flures lag in fast völliger Dunkelheit. Grausig, was da vielleicht ungesehen lauert. Ich tappte nach der nächsten Tür, die sich nur widerstrebend öffnen ließ. Auch hier blieb alles dunkel.

Nun kam der letzte Raum. Der düstere Schimmer einer 25 Watt Birne tauchte das recht große Zimmer in schummriges Licht. Den Hauptteil füllte das aus Ziegeln gemauerte Ehebett aus, auf dem sich ein Haufen dumpf riechender Matratzen stapelte, die voller Stockflecken waren, mit Spinnweben und Staub überzogen. Daneben stand ein eisernes Bettgestell. Auf dem

Boden lag Sand. Eine Tür führte in das angrenzende Badezimmer, das in elegantem Braun und Gold gekachelt war. Trotz der grauen Staubschicht sah man, dass alles neu war. An der Badewanne hingen noch Teile des Klebestreifens mit dem Firmennamen.

Das Schlafzimmer hatte zwei Fensteröffnungen, die nur mit Läden verschlossen waren. Ich stieß sie auf. Vom einen Fenster ging der Blick auf die mit weit ausladenden Bäumen bestandene *Plaza*, die, obwohl es noch früh am Abend war, bereits still und verlassen dalag. Vom anderen Fenster schaute ich in einen kleinen Innenhof hinab, der zu unserem Haus zu gehören schien. Über das flache, niedrige Dach des Nachbarhauses hinweg sah ich einen schmalen Streifen Strand. Der Sand leuchtete matt im Schein der Straßenlaternen. Dahinter verlor sich das Meer in der Schwärze der Nacht. Nur ein einziges schwaches Lichtpünktchen, ganz weit draußen, stand verloren inmitten des Nichts.

„Geli, um Himmels willen, wo steckst du denn?“, schrie mein Willi irgendwo im Haus.

„Ich bin hier oben.“

„Oben? Wieso oben?“, kam seine aufgebrauchte Stimme näher. Dann stand er kreidebleich im Türrahmen. „Donnerwetter, jetzt komm halt, wenn ich dich rufe“, herrschte er mich an.

„Was ist denn mit dir los? Bist du dem Wilden Mann begegnet?“

„Ja! Geh runter und schau ihn dir an!, “ brüllte er.

„Vergreifst Du Dich nicht etwas im Ton?“, knurrte ich zurück.

„Würdest Du jetzt bitte kommen“, flüsterte er drohend. „Da unten ist eine Spinne.“

„Eine Spinne? Deswegen so ein Spektakel? Schau dich hier mal um. Es wimmelt von Spinnweben. Rate mal, wer die gesponnen hat.“

„O.k.! Ich war es. Ich gebe alles zu. Jetzt aber komm endlich und sieh es dir an“, gab mein Willi völlig entnervt von sich.

Wir tasten uns vorsichtig die steile Treppe hinab. Mein Willi stieß die quietschende Tür auf. Ich schaute in ein enges Badezimmer, das einen neuen Anstrich bitter nötig hatte. Die ehemals weißen Wände waren voll schwarzer Schimmelflecken. Zu meiner Rechten befand sich ein winziges, dreckverkrustetes Waschbecken mit einem Riss im Porzellan, voraus eine Kloschüssel, daneben die Dusche, versteckt hinter einem zerfledderten, schmutzigen Plastikvorhang.

„Wo?“, flüsterte ich. Wortlos deutete er hinter die Tür. Vorsichtig lugte ich um die Ecke und zog blitzschnell meinen Kopf wieder zurück. Ich konnte mit Spinnen leben, aber dieses fette, haarige Ungeheuer, das mit seinem walnussgroßen Körper und den langen, dicken Beinen eine ganze Männerhand ausgefüllt hätte, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren.

„Schlag sie tot! Um Gottes Willen, schlag sie tot!“

Eine geeignete Waffe, schnell. Ein Besen. Wo ist ein Besen. Wir suchten in der Küche. Hastig rissen wir alle Schränke auf, wobei die Tür des Einbauschranks aus den Angeln kippte und mir hart gegen die Schulter prallte. Mein Willi fand unter dem Spülstein eine große Dose Insektenspray. Hintereinander schlichen wir Richtung Toilette. Vorneweg, am ausgestreckten Arm, die Spraydose, dann, mit größtmöglichem Abstand, der zum Arm gehörende Willi. Ich folgte ihm dicht auf dem Fuße. Nach einem flüchtigen Blick hinter die Tür sprühte mein Willi in blinder Mordgier die Dose leer.

„Hach!“ sagte er dann. „Die wäre fertig.“

Wir erstickten fast am Giftdunst, der vom Bad in den Flur quoll.

„Dort muss die Tür zum Innenhof sein. Schließ schnell auf, bevor wir tot umfallen“, sagte ich und hielt mir die Nase zu.

Dass mein Willi den Schlüsselbund unverzüglich auf dem Küchentisch fand, nachdem er nur in seinen Hosentaschen danach gesucht hatte, grenzte an ein Wunder. Gewöhnlich verbringt er einen Großteil des Tages auf der Suche nach Schlüsseln. Wer glaubt, es handele sich um eine lästige Schwäche, dem sei versichert, dass es dem Alltag Spannung verleiht, Einfallsreichtum und Kombinationsvermögen schult

und immer wieder für ein freudiges Aha-Erlebnis sorgt. Während ich dies am Rande bemerke, versuchte mein Willi den Schlüssel im Schloss zu drehen.

„Probier du mal“, fordere er mich entnervt auf, während ich aufgeregt von einem Fuß auf den anderen trat.

„Mit Gefühl, Willi, mit Gefühl“, sagte ich und fingerte am Schlüssel herum.

„Lass mich halt machen!“, fauchte er nach einer gefühlten dreißigstel Sekunde und stieß mich zur Seite.

„Ich schlag gleich die Tür ein“, knirschte er mit zusammengebissenen Zähnen.

„Wenn du den Schlüssel abgebrochen hast, wird dir eh nichts anderes übrig bleiben“, sagte ich.

Als wir schließlich auf den Innenhof traten und nach frischer Luft schnappten, war der Schlüssel nur ganz leicht verbogen.

„Ich sah das Biest erst gar nicht“, erzählte mir mein Willi, während wir Arm in Arm zum nächtlichen Himmel empor schauten. „Ich hatte mich gemütlich zu einer Sitzung niedergelassen. Da hocke ich also, drücke vor mich hin und lasse meinen Blick schweifen. Mich traf fast der Schlag, als ich die Bestie plötzlich entdeckte.“

Quicklebendig trat diese uns wenige Augenblicke später mit ausholenden Schritten im Flur entgegen. Jetzt ging erneut die hektische Suche nach dem Besen los. In der Eingangshalle, unter der Treppe, hinter der Küchentür. Endlich fanden wir ihn auf dem Hof. Ich holte kräftig aus und schlug damit auf das Scheusal. Es schien den Schlag locker wegzustecken. Zielen und dann auch zu treffen war nie meine Stärke. Ich warf den Besen in die Ecke und flüchtete ein paar Stufen die Treppe hinauf, wo mein Willi längst Posten bezogen hatte.

„Schlag sie doch tot!“, schrie er mich an, besann sich dann aber sofort seiner Rolle als Beschützer.

Entschlossen griff er selber zur Waffe. Blindlings drosch er wieder und wieder mit aller Gewalt damit auf den Boden. Schließlich zersplitterte der Besen. Die Spinne klebte als schmieriger Fleck auf dem Zement.

„Wie ich die Lage sehe“, sagte ich, „schlafen wir lieber im Zelt.“
Mein Willi und ich schleppten das eiserne Bettgestell aus dem großen Schlafzimmer über den Flur in einen der vier anderen Räume und schufen damit Platz für unser Igluzelt. Nachdem wir das Lager hergerichtet hatten, verstauten wir die Rucksäcke gut verschnürt im Einbauschränk.

„Und jetzt lange und ausgiebig duschen. Was hältst du davon?“
Ich zog mich aus und stieg in die neue Wanne. Es tröpfelte spärlich aus der Leitung, als ich die Wasserhähne aufdrehte. Ich drehte ein paar Mal auf und zu, dann gab ich auf.

Mein Willi stellte bei einem Blindversuch fest, dass die Wasserspülung der Toilette nicht funktionierte. Als er sich die Hände wusch, stand er alsbald in einer Pfütze.

„Sehr ordentlich gekachelt, dieses Bad. Aber nicht besonders benutzerfreundlich. Wir werden besser das Spinnenbadezimmer benutzen“, meinte er.

Leider wurde an jenem Abend nichts mehr aus einer erfrischenden Dusche. Als mein Willi dort nämlich den Wasserhahn aufdrehte, bekam er einen kleinen Stromschlag.

Wir saßen uns am Küchentisch gegenüber und knabberten ein paar Kekse aus Lilis Tüte.

„Ich ziehe Bilanz, Boss“, sagte ich. „Wir sind jetzt genau eine und eine halbe Stunde da. Wir haben unser Lager bereitet, eine Spinne ermordet, den Besen zerschlagen, eine Schranktüre herausgerissen, das Badezimmer unter Wasser gesetzt, einen Schlüssel verbogen, einen Giftgas-Angriff und einen Stromschlag überlebt. Das Haus ist entsetzlich dreckig und ich möchte am liebsten davon laufen. Was tun wir als nächstes?“

„Schlafen gehen. Morgen ist auch noch ein Tag, “ sagte mein Willi und gähnte laut.

Nach dem turbulenten Einzug waren wir früh ins Zelt gekrochen. Zunächst ließ mich die Hitze, die sich in unserer

Schlafhöhle staute, nicht einschlafen. Ich lag lange wach und lauschte in die Stille. Später erhob sich ein Wind. Es rauschte in den Baumkronen vor dem Haus und klapperte dumpf auf dem Ziegeldach. Die Zeltwand bauschte sich sacht im Luftzug, der durch das Zimmer strich. Eine kleine Brandung rollte an den Strand und bald ging ein heftiger Regen nieder. Während ich lauschte, schlich auf Zehenspitzen der Schlaf herbei.

Erfrischt und ausgeruht erwachte ich nach der ersten Nacht in unserem neuen Heim. Durch das weiße Geflecht des Moskitonetzes, das den Zelteingang verschloss, fiel mein Blick auf den leuchtend blauen Morgenhimmel, der das Fensterviereck ausfüllte. Wohlig räkelte ich mich auf meiner Matte. Von der *Plaza* drangen Männerstimmen herauf, kehlige, tiefe Laute, in gemächlicher Rede. Eine Horde Spatzen randalierte. Das Meer schwieg. In den salzigen Hauch der Morgenluft mischte sich der Duft nach frisch gebackenem Brot. Ich fühlte mich rundum wohl. Unsere ziellose Fahrt nach Norden hatte ihr Ende gefunden.

Ich blickte auf meinen Willi, der auf dem Rücken ausgestreckt neben mir schlief. Mit halb offenem Mund schnarchte er leise. Dieser Höhleneingang mitten im stacheligen Gestrüpp gehörte mit einem zärtlichen Guten-Morgen-Kuss verschlossen. Kaum hatte ich meine Lippen auf das röchelnde Loch gesenkt, fuhr mein Willi mit einem Aufschrei in die Höhe. Dabei schlug er seine Schneidezähne an meine Oberlippe, holte gleichzeitig mit beiden Armen aus und schlug mich dabei um ein Haar k.o.

Er schrie, ich kreischte: „Bist du wahnsinnig?“

Ich rieb meine Blessur und starrte ihn fassungslos an.

„Wie kannst du mich so blödsinnig erschrecken?“, schnauzte er mich an und seine schlafverkrusteten Augen funkelten wütend.

„Ich wollte dich nur ganz lieb...“ weiter kam ich nicht.

„Ach, lass mich doch in Ruhe“, raunzte er, riss den Reißverschluss des Moskitonetzes auf und zog, Verwünschungen murmelnd, ab.

Wütend und verletzt kroch ich wenige Minuten später aus unserem Nest. Ich zog den Badeanzug an, schlang mir ein Handtuch um die Hüften und trat ans Fenster. Unter dem dichten Laubdach der mächtigen Bäume saßen vier junge Männer auf der Erde. Sie trugen nichts als kurze Hosen, abgewetzt und verblichen. Sie hatten riesige Fischernetze sorgfältig zwischen den Baumstämmen ausgelegt und flickten daran. Leise plauderten sie miteinander. Im Haus schräg gegenüber lehnte ein alter Mann im Fenster. Sein schlohweißes Kraushaar strahlte im Sonnenlicht und bildete einen lebhaften Kontrast zu seiner sehr dunklen Haut. Hinter ihm, irgendwo im Haus, sang eine Frau mit heller Stimme und ein Säugling schrie. Ein zottiger, magerer Hund döste mitten auf dem Kopfsteinpflaster der schmalen Straße. Seine Beine zuckten rhythmisch. War er Verfolger oder Verfolgter in seinem morgendlichen Traum? Linker Hand lag das Meer wie ein hellblauer Spiegel, der sich am Horizont im Frühdunst verlor.

„Ach Quatsch!“ sagte ich laut.

Dieser Tag hatte so schön begonnen. Ich beschloss, ihn weiterhin zu genießen, auch wenn mein Kuss, anstatt einen Märchenprinzen einen ekeligen Frosch aufgeweckt hatte. Aber es kam anders.

3

Ich flitzte die Treppe hinunter und schlüpfte aus dem Haus. Im Spinnenbadezimmer hörte ich meinen Willi rumoren. Nur kurz hoben die jungen Netzefficker ihre Köpfe, als ich ihnen ein „*Bom dia*“ hinwarf. Sie erwiderten meinen Gruß nicht. Obwohl es erst acht Uhr war, brannte mir die Sonne heiß auf den Rücken, als ich aus dem Schatten der Bäume auf den gleißenden Strand trat. Träge schmatzte das Wasser und züngelte gelangweilt am Ufer. Was mir aus der Ferne als hellblauer Spiegel erschienen, war aus der Nähe gesehen eine bräunliche Brühe, auf der eine Zitronenschale und eine Bierdose dümpelten. Kleine Zweige, Blätter und Grashalme

schwammen haufenweise auf dem Wasser. Das wirkte nicht gerade einladend, und ich verwarf enttäuscht die Idee eines erfrischenden Morgenbades im Meer. Stattdessen entschloss ich mich zu einem Spaziergang. Sollte der Frosch doch eine Weile in seinem eigenen Gift schmoren.

Lili erklärte mir später einmal, warum das Wasser oft so schmutzig war: Dieser Zipfel der Insel, der nur wenig vom Festland entfernt war, lag nahe der Mündung eines großen Flusses, der besonders nach Regenfällen viel Erde und Gras anschwemmte.

Ich schlenderte barfuß die Wasserlinie entlang durch den feuchten Sand. Weiter oben am Strand lag allerlei Unrat, den die Flut in der Nacht angeschwemmt hatte. Einfache Häuser und Hütten standen nur wenige Meter vom Wasser entfernt, die meisten fest verrammelt; das waren wohl die Sommerhäuser des Mittelstandes aus der Großstadt. Vor einigen spielten Kinder im Sand, kläfften mir giftig die struppigen Köter nach, lugten Frauen neugierig aus offenen Haustüren oder Fenstern. Ich wanderte immer weiter. Längst lag das letzte Haus weit hinter mir. Vereinzelt standen Palmen auf dem welligen, mit dichtem Dornengestrüpp bewachsenen, unzugänglichen Ödland, das sich breit zwischen dem Strand und einem Wald hinzog. Auch wenn inzwischen der Frühstückshunger in meinen Eingeweiden rumorte, ging ich immer weiter. Sollte der Frosch sich ruhig Sorgen machen. Die Sonne kletterte schnell höher und brannte auf meiner Haut. Ich legte das Badetuch über Kopf und Schultern und wanderte beharrlich weiter.

Das Wasser wurde immer klarer, je mehr ich mich vom Dorf entfernte. Ich ließ das Badetuch in den Sand gleiten und warf mich in das laue Nass. Zuerst planschte ich ein bisschen herum und ließ mich schließlich auf dem Rücken treiben. Das Wasser streichelte meine erhitzte Haut; die klare Morgenluft drang tief in meine Lungen; mein Blick verlor sich im Blau des Himmels. Irgendwann merkte ich, dass mich die Strömung ein gutes Stück parallel zum Strand nach Norden getrieben hatte. In der

Ferne sah ich mein Tuch als roten Fleck im gelben Sand. Langsam schwamm ich zum nahen Ufer, bis ich mit den Händen den Boden berührte. Dann richtete ich mich auf. Zu meinem Entsetzen versank ich mit dem Fuß sofort knietief im Sand, verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser zurück. Egal, wo ich mich auch immer mit Händen oder Füßen abstützen wollte, versank ich in Grund und Boden. Ich wurde ganz kopflos. Wie wild paddelte ich im Wasser herum und suchte vergeblich Halt auf dem Boden zu finden. Endlich tastete ich eine Stelle, wo ich mich aufrichten konnte. Wie von Furien gejagt rannte ich durch den wabbeligen Sand, bis ich auf festen Boden kam, hastete weiter, die kleine Düne hinauf und ließ mich schluchzend zu Boden plumpsen. Das Herz schlug mir bis zum Hals. War es das, was man Treibsand nennt? Keine zehn Pferde würden mich je wieder an diesen Strand bringen.

Als ich mich einigermaßen gefasst hatte, rappelte ich mich auf und eilte zurück, Richtung Dorf. Ängstlich hielt ich mich dem Wasser fern und stapfte mühsam durch den lockeren, heißen Sand der Düne bis dorthin, wo mein Badetuch lag. Inzwischen hatte ich mich von meinem Schreck erholt. Hätte ich den Kopf nicht verloren, sagte ich mir, wäre ich einfach gegen die Strömung zurück geschwommen, bis ich festen Grund gefunden hätte. Ich war froh, dass niemand meinen kläglichen Auftritt gesehen hatte. Der Rückweg schien kein Ende zu nehmen. Schweißgebadet schleuderte ich das Badetuch zu Boden, als ich mich endlich auf unserem schattigen Innenhof auf einen Stuhl fallen ließ.

„Das Meer eine Dreckbrühe. Der Strand eine Müllkippe. Kühler Schatten unter Palmen? Pah! Da lache ich nur. Palmen! Ich habe drei oder vier gesehen, in der Ferne inmitten einer dornenüberwucherten Wildnis. Die Sonne knallt dir am frühen Morgen schon erbarmungslos auf den Schädel und am Ende verschlingt dich der Sand“, meldete ich meinem Willi, während ich mit Handcreme und Toilettenpapier meine Fußsohlen bearbeitete, um ein paar Teerbatzen zu entfernen.

Er goss mir eine Tasse Tee ein und sagte:

„Der Kühlschrank ist voller Schimmel; das Abwasser der Spüle geht direkt auf den Innenhof, das wird schön stinken bei der Hitze; bei Tageslicht ist das Haus noch viel schmutziger, als wir dachten; der Hof ist ein Rattenloch, ich hatte heute schon das Vergnügen, eine kennenzulernen; der kleine Dorfladen um die Ecke hat Apothekenpreise. Und jetzt die gute Nachricht: Dreh dich um.“

Hinter mir an der Hauswand war ein Wasserhahn und darüber starrte ein rostiges Rohr aus der Wand.

„Hier kannst du dich duschen, ohne Leib und Leben zu riskieren.“

Mein Willi hatte auch bereits festgestellt, dass ein Spanner mindestens eins neunzig groß sein muss, damit er über die Mauer in unseren Hof schauen kann. Wir holten den Küchentisch ins Freie, legten unser Badelaken als Tischtuch darauf und deckten den Frühstückstisch. Mein Willi hatte frisches Brot, Butter und Marmelade besorgt und auf mich gewartet, obwohl ihm der Magen längst knurrte.

„Tut mir leid, das von heute Morgen“, sagte er, während er auf beiden Backen mampfte.

Er gestand mir, dass er die ganze Nacht kaum geschlafen habe. Immer wieder sei er aufgewacht, habe ins Dunkel gelauscht und allerlei Geräusche gehört. Erst gegen Morgen sei er dann wirklich eingeschlafen.

„Ich habe lauter wirres Zeug geträumt. Plötzlich hat sich etwas Warmes, Feuchtes an meinem Mund festgesaugt. Ich bin zu Tode erschrocken. Verzeih, Gelimädchen, dein Kuss war der Höhepunkt eines Albtraumes.“

„O.K. Boss. Wenn ich mir die letzten 14 Stunden anschau, scheint das Leben hier aufregend zu werden.“

In den Stunden nach dem Frühstück waren wir damit beschäftigt, unseren Innenhof aufzuräumen, schließlich sollte

dort unser Hauptaufenthaltsraum sein. In dem Geviert, das wohl sieben mal sieben Meter groß war und allseits von Mauern umgeben, wuchs ein schwächtiger Papayabaum und zwei große Büsche, die wir mit unseren geringen botanischen Kenntnissen gerade noch der Abteilung Holzgewächse zuordnen konnten. Eine Menge Unkraut wucherte am Boden. Allerlei Unrat lag herum; in einer Ecke türmten sich Berge von leeren Flaschen; ein kaputter Stuhl streckte unter dem Baum alle viere von sich, malerisch umwunden von Schlinggewächsen; Bretter und Brettchen moderten allenthalben verstreut vor sich hin. Da und dort bröckelte der Verputz von den bemoosten, schwarzfleckigen Wänden. Das Abflussrohr der Spüle ragte aus der Wand und ergoss die seifigen Fluten mit den Speiseresten auf den Boden. Leider war die Ausflusstelle so niedrig, dass wir kein Gefäß darunter stellen konnten, deshalb installierten wir am Rohrende das Teesieb, um wenigstens die Speisereste aufzufangen. Wir buddelten einen kleinen Graben, um das Wasser vom Haus wegzuleiten. Den riesigen Karton den wir unter der Treppe fanden, füllten wir mit leeren Flaschen

„Die nehmen wir mit, wenn wir zum Einkaufen fahren. Das gibt eine Menge Pfand. Da werden sich Lili und Victor freuen“, sagte ich.

Diese Idee sollte uns noch einige Schweißtropfen kosten und uns entsetzlich blamieren. Doch zunächst stand der Karton mit den Flaschen noch mehr als einen Monat herum.

Als wir auf dem Hof endlich einigermaßen Ordnung geschaffen hatten, brannte die Sonne längst unerbittlich auch in den letzten Winkel und meinem Willi brummte der Schädel von der Hitze, vom Bücken und von der Nervenbelastung. Nervenbelastung? Dreh doch mal in einem tropischen, seit langem von Menschen nicht betretenen Innenhof leere Dosen und Bretter um. Die Bewohner dieser Blechhöhlen und Holzunterstände sind für einen mitteleuropäischen Stadtmenschen alles andere als appetitlich. Mit dem Besen in der rechten Hand und der Angst in Nacken erwarteten wir gespannt, dem ersten Skorpion, der

ersten Schlange ins starre Auge zu blicken. Doch glücklicherweise begegneten wir nicht einmal der Ratte.

„Mir ist der Appetit vergangen“, sagte mein Willi, als es längst Zeit für ein Mittagessen war.

„Das ist bedenklich“, sagte ich. „Aber es trifft sich gut, denn außer einer rostigen Dose Ölsardinen aus dem Küchenschrank, der Rest vom Frühstück und ein paar Krümel vom Abendessen kann ich dir nichts anbieten.“

Mein Willi zog sich zu einem langen Nachmittagsschlaf zurück, während ich meine Putzwut in der Küche austobte. Erst als auch der letzte Teller, der letzte Topf gespült waren, der Kühlschrank vom Schimmel und vertrockneten Speiseresten befreit, die Schränke ausgeputzt, der Herd gewienert und der Boden gewischt, stand mein Willi in der Tür und kratzte sich den nackten Bauch, während er gähnte.

„Nun habe ich Hunger“, sagte er. „Hast du was gekocht?“

Fast wäre ich ihm an die Kehle gesprungen.

Mein Willi beschloss, meiner müden Füße und seines unaufschiebbaren Hungers willen, in dem einzigen Restaurant des Ortes essen zu gehen. Er hatte es bei seinem morgendlichen Einkauf gesichtet. Beim Gedanken an die Zeche verging mir mein eh schon kleiner Appetit, aber ich war zum Streiten zu müde.

„Es ist gar nicht weit. Man sitzt in einem schönen, schattigen Innenhof. Wir haben das doch verdient, Gelimädchen, nachdem wir den ganzen Tag geschuftet haben. Nach so einem anstrengenden Tag muss ich einfach etwas Warmes in den Bauch kriegen. Ab morgen geben wir dann wirklich kein Geld mehr aus.“

Ich schluckte dreimal über das „wir“ und machte mich dann hastig frisch, denn mein Willi verfiel förmlich vor meinen Augen vor lauter Hunger. Kaum war ich fertig, eilte er mit großen Schritten und ich mit schnellen, kleinen hinter ihm her, über die *Plaza*, dem warmen Essen entgegen. Leider – oder Gottseidank – war es uns nicht bestimmt, von einem weißbefrackten Kellner im grünen Schatten eines gepflegten, pflanzenüberwucherten

Innenhofes verwöhnen zu werden. Nicht einmal von einer schmuddeligen Alten in fettverspritzter Schürze. Das Lokal war nämlich nur am Wochenende geöffnet. Mein Willi hatte diese kleine Einzelheit übersehen.

Es war nur unserem beiderseitigen guten Willen zu verdanken, dass der Tag doch noch ein harmonisches Ende nahm. Wir kauften in dem kleinen Laden an der Ecke ein paar Kleinigkeiten für ein einfaches, kaltes Abendessen und beschlossen am anderen Morgen als erstes an das andere Ende der Insel zu fahren, um dort im Einkaufszentrum ein Vorräte einzukaufen.

Im letzten Licht des schnell schwindenden Tages saßen wir mit vollen Bäuchen auf der Mauer an der Uferpromenade, welche die *Plaza* vom Strand trennte und ließen die Beine baumeln. Die männliche Jugend des Ortes hatte sich zu einem Fußballspiel eingefunden. Mein Willi ergriff sofort Partei für die Mannschaft, die von Nord nach Süd spielte. Obwohl mir das piepegal war, musste ich natürlich dagegen sein. Mich fesselte weniger das Fußballmatch, als vielmehr die ungemein schönen Körper der Burschen, das Spiel der Muskeln, die glatte, dunkle Haut, die Kraft, mit der sie vorwärts stürmten im Kampf um den Ball.

Als der letzte Kicker das improvisierte Spielfeld verlassen hatte, der Nachthimmel sich mit den südlichen Sternbildern ausstaffiert und Ruhe auf der *Plaza* einkehrt war, füllte sich der Strand erneut mit Leben. Frauen kamen mit Eimern, Körben, Keschern und Laternen, glitten lautlos, samt ihren weiten Röcken, bis an die Hüften ins Wasser. Das Treiben der schweigenden, schwarzen Schatten im Dunkel der lauen Nacht, das Aufblitzen und Herumirren der Laternen auf dem glatten Wasser, machte uns neugierig und doch wagten wir es nicht, einfach hinzugehen und in die Eimer zu schauen. Es wäre uns vorgekommen, als würden wir ohne Einladung ein fremdes Haus betreten.

In den folgenden Wochen kamen die Frauen noch manche Nacht. Tagsüber warfen sie an diesen Stellen eimerweise Fischabfälle ins Wasser, um so die Krustentiere anzulocken, die sie nachts einfingen.

Am nächsten Tag schien wieder die Sonne.

„Ich glaube, wir haben die Regenzeit überstanden“, sagte ich. Wie sehr ich mich getäuscht hatte, mussten wir schon am gleichen Tag erleben. Zunächst aber waren wir auf dem Heimweg im altersschwachen Inselbus, eingekeilt wie nie in unserem ganzen Leben zwischen dicken und dünnen Gestalten und schwitzten uns die Seele aus dem Leib. Nachdem wir morgens mit dem gleichen Gefährt in anderthalb Stunden die 30 Kilometer bis zum Fährhafen gekrochen waren, in dessen Nähe das Einkaufszentrum war, kauften wir im größten und modernsten Supermarkt, den wir je sahen, mehr als wir zu tragen vermochten. Man hätte fast vergessen können, dass man sich in der Dritten Welt befand, wenn nicht an jeder Kasse ein Kind gestanden hätte, das die Waren in Tüten oder Kartons einfüllte und dann auf einem Karren zum Parkplatz oder zur Bushaltestelle brachte. Die kleinen Körper bewegten sich flink, denn die Konkurrenz war groß. Barfuß und in zerschlissenen Kleidern bildeten sie einen grotesken Gegensatz zu der Welt aus Chrom und Plastik dieses Konsumtempels.

Ein milchkaffeebrauner Bub mit rotblondem Kraushaar von ungefähr 12 Jahren karrte unsere Ware zur Bushaltestelle. Es machte mich verlegen. Als es eine kleine Böschung hinauf ging und er sich schwer tat, wollte mein Willi ihm helfen, doch der Kleine wehrte giftig und ungestüm ab. Ich wusste nicht, wie viel Trinkgeld ich ihm geben sollte. So griff ich nach irgendeiner Münze und stecke sie ihm nach getaner Arbeit zu. Nach einem flüchtigen Blick darauf schaut er mir mit einer Verachtung in die Augen, die größer nicht hätte sein können und schleuderte mir das Geld vor die Füße. Er warf den Kopf in den Nacken und schob mit seinem Karren ab. Ich wäre am liebsten in den Boden versunken.

Endlich kam der Bus vom Hafen herauf gekrochen. Er war schon brechend voll. Als sich die Tür öffnete, stand vor mir eine

Menschenwand. Außer uns warteten mindestens noch zehn Frauen mit Einkäufen beladen und mit Kindern am Rockzipfel. Sie drängten mich zur Seite, als ich zögerte einzusteigen.

„Jetzt mach schon“, sagte mein Willi unwirsch. „Wer weiß wann der nächste Bus fährt.“

Und dann erlebte ich aufs Neue das Wunder, dass auch in den vollsten Bus immer noch Leute hineinpassen. Die, die einen Sitzplatz innehatten, nahmen sich hilfsbereit der Einkaufstüten und Taschen der anderen an, verstaute sie unter den Sitzen, zwischen den Beinen und -zusammen mit den Kleinkindern - auf dem Schoß. Trotz der Enge und der Hitze war keinerlei Gereiztheit zu spüren. Jeder ergab sich gelassen in sein Schicksal. Ich staunte über meinen Willi, der sich niemals am Samstag oder zu einem Schlußverkauf in ein Kaufhaus begab, weil er die aggressive Enge der Menschenmenge nicht ertragen kann. Nun stand er stoisch da, im Schweiß seines Angesichts. Über den Lärm des Motors hinweg rief ich ihm zu: „Du bist aber ganz schön tapfer.“

Er grinste und sagte: „Mir bleibt ja nichts anderes übrig. Wenn ich mich bei der Affenhitze aufrege, trifft mich sicher der Schlag.“

Obwohl der Bus so voll war, dass sich bestimmt die Achsen bogen, hielt er immer wieder am Straßenrand und nahm Leute mit. Allerdings kroch er jetzt noch langsamer, als auf der Hinfahrt, und die kleinste Steigung nahm er unter lautem Röhren und im Schrittempo.

Auf halbem Weg verspernte uns eine Gruppe von sieben Pferden den Weg. Es waren zwei Hengste, vier Stuten und ein Fohlen. Das Fohlen lag auf dem Asphalt, Mutter und Tanten zupften nachlässig Gras am Straßenrand, während sich die beiden Hengste eine kleine Machtprobe lieferten. Sie bäumten sich voreinander auf, schlugen sich mit den Hufen und waren so vertieft in ihre Händel, dass sie den herannahenden Bus gar nicht beachteten. Wir mussten anhalten. Der Fahrer schlug immer wieder auf die Hupe ein, die nur ein treuherziges

„miiiiiiieg“ fispelte. Das Fohlen schaute erwartungsvoll her, die Pferdedamen zupften weiter am Gras. Erst als der Fahrer den Arm aus dem Fenster streckte und mit der flachen Hand gegen das Blech der Tür trommelte, ergriffen die Pferde die Flucht. Sie galoppierten mit wehenden Mähnen vor uns her, die Straße entlang, und verschwanden nach etwa hundert Metern in einem Feldweg.

Kurz vor dem Eingang des Dorfes lag eine armdicke, vielleicht eineinhalb Meter lange Schlange mitten auf der Fahrbahn. Ich bemerkte sie erst, als der Busfahrer etwas rief und der ganze Bus in ein Gebrüll ausbrach. Die Schlange glitt auf die Gegenfahrbahn, der Busfahrer zog das Steuer scharf nach links und versuchte, unter dem anfeuernden Gejohle der Fahrgäste, das Tier zu überfahren. Es wäre ihm um ein Haar auch gelungen, aber im letzten Augenblick schleuderte die Schlange ihren ganzen Körper hoch, flog im Bogen durch die Luft und verschwand im Gras. Alles lachte und krakeelte, während der Fahrer nur mit Müh und Not das schlingernde Fahrzeug wieder in die Gewalt bekam.

Fünf Stunden nach unserer Abfahrt am Morgen waren wir wieder daheim. Mein Willi trug, was er tragen konnte, während ich mit dem Rest wartete. Schließlich hatten wir nach und nach alles heim geschleppt. Einen Sack mit 10 Kilo Orangen, Lebensmittel für die ganze Woche und zehn kleine Flaschen Guaraná, eine sehr anregende Limonade aus einer einheimischen Frucht. Diese Limonade war sehr billig. Teuer war nur das Flaschenpfand.

„Aber das bekommen wir ja wieder, wenn wir die Flaschen abgeben“, sagte ich, als wir vor der Wahl standen, zwei große oder lieber die kleinen Flaschen zu nehmen.

Wir entschieden uns für die kleinen, wegen der Kohlensäure. Es sollte mit Abstand die teuerste Limonade unseres Lebens werden. Leider stellten wir das erst fest, als wir schon insgesamt vierzig Flaschen zu je einer Mark Pfand gekauft hatten.

Gegen Abend zogen schwere Wolken auf. In der Nacht raste ein Sturm über das Meer heran, und es begann fürchterlich zu regnen. Es schüttete fast unaufhörlich tagelang und die Temperatur sank bis auf 8°C. Niemals hätten wir uns solche Kälte in diesen Breiten vorstellen können. Da unser Haus, wie auf der Insel üblich, keine Fensterscheiben hatte, sondern nur die Fensterläden, durch deren Lamellen der Wind ungehindert in die Häuser blies, froren wir erbärmlich. Jetzt waren wir froh, dass wir unsere Daunenjacken dabei hatten.

Wir saßen bei geschlossenen Fensterläden in der Küche, vor der geöffneten Backofentür, in unsere Jacken gehüllt, spielten tagelang Karten und schlürften heißen Tee. Dieses Herumsitzen in der feuchten, kalten Düsternis, als einzige Ablenkung unsere Spielkarten, drückte sehr auf unsere Gemüter. Meinem Willi platzte alle nase lang der Kragen, ich brach jedes mal in Tränen aus. In den kurzen Regenspau sen stellten wir uns an die offene Haustüre und schauten auf die überschwemmte *Plaza* hinaus. Die wenigen Menschen, die vorbei kamen, waren auch nicht anders angezogen, wie an den heißen, sonnigen Tagen, nur hatten sie sich ein oder zwei Handtücher über die Schultern gelegt. Wie sehr mochten sie frieren, da es uns ja trotz unserer Jacken kalt war. Und erst recht nachts. Grau hing der Himmel über dem erd braunen Meer und es sah aus, als ob nie wieder die Sonne scheinen wollte.

Irgendwann landeten die Spielkarten in der Ecke, denn mein Willi hatte es satt, dauernd zu verlieren. Er hüllte sich in Schweigen und durchbohrte mit erbittertem Blick den Gasher d, während ich genauso erbittert den Küchenschrank anstarrte und mich den finstersten Zukunftsge danken hingab.

Am Samstag hatte sich das Wetter beruhigt. Wir machten uns am späten Vormittag auf nach Salvador, um das Wochenende

mit Lili und Victor zu verbringen. Da wir bis zu diesem Zeitpunkt die Abfahrtszeiten nicht hatten herausfinden können, standen wir lange herum, bis der Bus endlich kam. Übrigens gelang es uns in den sieben Wochen unseres Inseldaseins nicht, herauszubekommen, wann der Bus fährt. Selbst der Fahrer zuckte die Schultern, und ich weiß bis heute nicht, ob er unsere Frage einfach nicht verstand oder selber nicht wusste, wann er fahren würde. So kam es, dass wir manchmal Glück hatten und nur kurz warten mussten, bis sich das alte Vehikel schnaubend und stöhnend in Gang setzte. Manchmal jedoch standen wir über eine Stunde, bis es die Dorfstraße entlang geröchelt kam, in einer schwarzen Wolke aus Abgasen umdrehte und dann erst einmal für ungewisse Zeit von seinem Fahrer im Stich gelassen wurde. Zumindest durfte man schon einsteigen, während der Chauffeur in einer der Gassen mehr oder weniger lang verschwand.

Als wir an jenem Samstag endlich an der Anlegestelle der Fähre standen, hatte sie gerade abgelegt. Zwei Stunden später wehte auch uns der Wind am Bug des weißen Dampfers um die Nase, und die sechzig Minuten der Überfahrt wären wie im Flug vergangen, wenn es mir von der leisen Schaukelei der Wellen nicht so übel gewesen wäre. Ich war froh, als wir an Land gingen. Wir hatten mit Lili abgemacht, dass wir sie vom Hafen aus anrufen würden, damit sie uns beim ersten Mal an der Bushaltestelle in der Nähe ihres Hauses abholen konnte. Mein Willi durchforstete seine Hosen-, Hemd- und Brieftaschen; schüttete den Inhalt unseres Matchsacks auf eine Bank; trotz meines Einspruchs den meiner Handtasche dazu. Am Ende stellte er völlig entnervt fest: „Du hast die Adresse und Telefonnummer nicht eingepackt.“

„Wieso ich? Du hast sie dir doch auf einem Zettel notiert, nicht ich.“

„Aber du hättest wenigstens daran denken können“, fuhr er mich an und stopfte alles kunterbunt wieder in den Matchsack hinein.

„Wir fahren trotzdem hin, ich finde das sicher auch ohne

Adresse“, sagte mein Willi, als er sich von seinem Ärger etwas erholt hatte.

Wir erinnerten uns weder, wie der Stadtteil hieß, noch die Straße, wo unsere Freunde wohnten, aber beide wussten wir noch, welche Buslinien in Frage kamen. Wir vertrauten auf unseren Ortssinn, der sich des Öfteren als gar nicht so schlecht herausgestellt hatte.

Die nun folgende Szene, die sich mit kleinen Abweichungen jedes Wochenende abspielte, ist nur schwer vorstellbar, wenn man es nicht selber erlebt hat. In den deutschen Städten dürfte der Bahnhofsplatz der Ort sein, an dem die meisten Buslinien vorbeifahren. Ich habe in meinen Stuttgarter Jahren oft am Bahnhofsvorplatz auf irgendeinen Bus gewartet. So alle paar Minuten fährt einer heran, hält, man vergewissert sich, dass es auch die Linie ist, mit der man fahren will. Im Zweifelsfall fragt man den Fahrer, der dann mehr oder weniger mürrisch Auskunft gibt. Vielleicht muss man auch einen oder zwei andere Linien abwarten. Dabei steht man, je nach Temperament geduldig oder ungeduldig auf dem Gehweg und harrt des Busses, der da kommt.

Nicht so am Hafen von Salvador, wo die Busse pausenlos auf allen drei Fahrspuren in Scharen heranbrausen, überhaupt keine Halteabsicht zeigen, sondern ehe man die Nummer der Linie erkennen kann, bereits mit Vollgas vorbeigefahren sind. Auf mindestens hundert Meter Länge verteilt, kämpft die Menge Arme schwenkend darum, mitgenommen zu werden. Zunächst standen wir hilflos und schauten zu, um die Spielregeln zu erlernen, aber wirklich gelernt haben wir sie nie. Selbst nach sieben Wochen lagen wir im Rennen immer noch ganz hinten. Ich schäme mich fast, es zu gestehen, dass wir meist über eine Stunde brauchten, um einen Bus zu bekommen. Standen wir am Kopfende der wartenden Menge, hielt unser Bus eher im Mittelfeld. Bis wir atemlos angerannt kamen, war er längst um die nächste Ecke verschwunden. Stellten wir uns im Mittelfeld auf, hielt er ganz vorn oder ganz hinten. Meist hielt er überhaupt nicht, weil er auf der zweiten oder dritten Spur angerast kam,

und uns die Kaltblütigkeit der anderen fehlte, uns einfach zwischen den haltenden Bussen hindurch auf die Straße zu stürzen, um uns dem heranstürmenden Gefährt vor die Stoßstange zu werfen. Manchmal kamen wir erst abends auf das Festland, dann war es schon dunkel. Dieser Umstand erschwerte unsere Lage in jeder Hinsicht außerordentlich. Einmal rannten und fuchtelten wir geschlagene zwei Stunden, geblendet vom Scheinwerferlicht der nicht abreißenden Kette von Bussen, an der Haltestelle herum. Lili weinte, als wir endlich kamen, denn sie hatte geglaubt, uns sei etwas passiert.

Heute freilich hatten wir Glück. Nachdem wir das Treiben eine Weile beobachtet hatten, dann winkend auf und ab gelaufen waren, stellte uns das Schicksal eine Großfamilie zur Seite, die lautstark und gestenreich unsere Buslinie genau vor uns zum Stehen brachte. Oma und Opa, beide umfangreich und asthmatisch, wurden zuerst die Stufen hinauf gehievt; dann kam das ganz kleine Gemüse, das sich mit den Patschhändchen an Omas Rock klammerte; hinterdrein latschte der Haufen Halbstarker, bepackt mit verschnürten Kartons, Plastiksäcken und einem Ballen aus Rupfen; ihnen folgte die ausgemergelte Mutter im geblühten Perlonkleid, mit einem bunten Tuch auf dem Kopf und schließlich der Vater, der mit großer Geste einen Geldschein aus der ausgefransten Hosentasche zog.

Wir setzten uns ganz vorn in den Bus. Zunächst konnten wir uns entspannen, denn es lag ein gutes Stück Weg vor uns. Nach einigem hin und her verließen der Bus die Innenstadt, fuhr die Küste entlang und bog schließlich in eine breite *Avenida* ein.

„Jetzt kann es nicht mehr weit sein“, sagte mein Willi, nachdem wir schon eine Stunde gefahren waren. Er setzte sich sehr aufrecht hin und schaute angespannt nach rechts und links. Als wir beide der Meinung waren, dass wir über das Ziel hinausgeschossen waren, stiegen wir aus und gingen die lange, heiße Straße ein Stück zurück.

„An diesen kleinen Platz dort drüben, mit dem lila blühenden

Baum, kann ich mich noch erinnern“, sagte mein Willi.

Auch mir kam die Stelle bekannt vor. Langsam schlenderten wir in eine der stillen Straßen hinein, die parallele wieder zurück zum Platz. Wir gingen kreuz und quer, mit System und ohne, und irgendwann taten uns die Füße weh. Wir setzten uns in den Garten einer kleinen Kneipe und tranken eisgekühlte Limonade. Inzwischen wurden die Schatten immer länger.

„Ich habe das Gefühl, dass es wirklich hier in der Nähe sein muss“, sagte mein Willi. „Aber wir sind alle Straßen in der Umgebung abgelaufen und nicht eine einzige kam mir bekannt vor, vom Haus ganz zu schweigen.“ Er rieb sich lange den Nasenrücken und stand dann abrupt auf. „Bleib Du mit dem Gepäck hier, Ich gehe noch einmal los.“

Weit streckte ich die müden Beine von mir und nuckelte an meiner Limonade. Ich war viel zu müde nach dem langen Tag, um mir Sorgen zu machen, außerdem war ich überzeugt, dass unsere Freunde tatsächlich hier in der Nähe wohnen. Mein Willi würde das Haus schon finden. Ich döste eine Weile vor mich hin und bestellte noch eine Limonade, weil mich die Wirtin, an den Türpfosten gelehnt, mit finsterem Blick hypnotisierte. Die Dämmerung fiel schnell und überraschend in den Hof, kaum dass die Sonne hinter den Häusern verschwunden war. Ich wurde unruhig. Wo blieb mein Willi nur so lange?

Vor vielen Jahren, auf der Hochzeitsreise mit Albert, saß ich auch einmal stundenlang allein in einem Gasthaus, in einem bayerischen Kurort. Albert hatte, kaum dass wir unseren Braten mit Knödel gegessen hatten, festgestellt, dass er den Geldbeutel im Auto vergessen hatte.

„Ich lasse dich als Pfand da“, sagte er lachend.

Gegen Mitternacht brachte die Wirtin den ehrwürdigen Herren, die am Stammtisch ihren Wein getrunken hatten, und außer mir, die letzten Gäste waren, die Rechnung.

Zu mir sagte sie: „Junge Frau, was machen wir denn mit ihnen?“

Die Männer schauten zu mir her und einer sagte: „Frollein, der kommt nicht wieder. Der Saubatzi hat sie mit der Rechnung

sitzen lassen.“

Seit zwei Stunden war Albert verschwunden. Ich saß auf glühenden Kohlen. Endlich, als die Männer schon ihre feschen Lodenjanker anzogen hatten und sich von der Wirtin mit markigem Handschlag verabschiedeten, kam mein Albert und löste mich aus. Er habe erst das Auto nicht gefunden, sei durch die ganze Altstadt gelaufen und habe sich beim besten Willen nicht mehr erinnern können, wo wir das Auto abgestellt hätten. Zufällig sei er bei seinem Umherirren zu guter Letzt darauf gestoßen. Jetzt jedoch habe er nicht mehr gewusst, wo das Gasthaus gewesen sei. Er habe sich auch nicht mehr auf den Namen besinnen können. Er sei eben so lange umhergelaufen, bis er hier vorbeigekommen sei. Ja, der arme Albert hatte keinerlei Orientierungssinn, aber mein Willi war ja nicht Albert. Bloß, wo blieb er so lange. Es wurde mir immer ungemütlicher, je später es wurde, bis ich mir schließlich große Sorgen machte.

Ich war so froh, als er endlich kam.

„Ich habe es gefunden“, rief er freudestrahlend. Er war noch einmal alle Straßen auf und ab gelaufen, aber ohne Ergebnis. „Es ging mir einfach nicht in den Kopf“, sagte er, „dass ich es nicht finden konnte, obwohl ich mir sicher war, dass es in der Nähe sein musste.“

Er war immer weiter gelaufen und gelaufen, auch als es schon fast dunkel war.

„Und du wirst es nicht glauben, auf welche Weise ich es fand. Es war in einer der kleinen Querstraßen, die alle gleich aussehen, gar nicht weit von hier. Als ich da so entlang ging, hörte ich aus einem offenen Fenster, wie eine Frau eines unserer Kirchenlieder sang. Es war Lili.“

Nun konnte das Wochenende beginnen.

Von nun an kamen wir schon freitags, blieben bis montags oder gar dienstags. Nach und nach wurden wir mit einem großen Teil

der Familie bekannt, schlossen Freundschaft mit den Österreichern Martin und Esther und lernten viel über Land und Leute. Nichts war Lili und Victor zu viel, wenn es galt, uns den Aufenthalt schön und interessant zu machen. Sie zeigten uns die Stadt, führten uns auf Feste, gingen mit uns zum Essen aus oder kochten uns exotische Gerichte, fuhren mit uns zu den schönsten Stränden und hatten immer ein Lachen für uns bereit. Und das war vielleicht das Wichtigste überhaupt, denn immer öfter verfielen mein Willi und ich in trübe Stimmungen voll unausgesprochener Zukunftsängste.

Einige Wochenenden verbrachten wir zusammen bei den „Innsbruckern“. Martin war von seiner Firma aus für zwei Jahre in Salvador. Dafür bekam er nicht nur eine Menge Geld, sondern lebte auch auf Firmenkosten in einem sehr komfortablen Bungalow. Der gepflegte Garten war von einer Mauer umgeben. Vor der überdachten Terrasse lag der Swimming-Pool. Es ging gemütlich zu bei ihnen, auch wenn sie sich ab und zu wegen Kleinigkeiten lautstark in die Haare gerieten.

„Jetzt hat sie wieder den Tropenkoller“, sagte Martin, wenn er seine Esther mal wieder, mit seiner Vergesslichkeit und Trägheit in Sachen Haushalt oder mit seiner ausgeprägten Pascha-Haltung, zur Weißglut gebracht hatte. „Aber sonst ist sie ganz lieb.“

Ihre heftigen Debatten über die Zu- und Umstände im Land entbehrten meistens nicht der Komik und gaben uns allerhand Denkanstöße. Martin genoss den Aufenthalt, auch wenn es an seinem Arbeitsplatz manchen Ärger gab. Die europäischen Erwartungen an den Fleiß und die Ausdauer des bahianischen Arbeiters waren trotz aller Abstriche, die man machte, immer noch zu hoch. Es kam häufig zu Auseinandersetzungen, wobei die Einheimischen oft nur die Schultern zuckten.

„Die meisten Firmen siedeln sich in und um Sao Paolo an“, erklärte uns Martin. „Wir haben uns für den Standort Salvador entschieden, weil der Staat Steuererleichterungen und auch sonst allerhand Unterstützung gibt, damit hier Arbeitsplätze entstehen, und weil wir etwas für Entwicklungshilfe übrig

haben. Die Mentalität im Süden des Landes ist völlig anders als hier. Dort wird gearbeitet und man hat eine gewisse Disziplin. Hier arbeiten die Leute zwei, drei Tage, dann müssen sie sich erst mal wieder ein paar Tage an den Strand legen.“

„Kein Mensch kann bei der Hitze arbeiten“, warf Esther ein.

„Das Klima hat sicher etwas damit zu tun“, fuhr Martin fort. „Die Hitze, besonders im Sommer, lähmt, macht träge, außerdem fehlt bei vielen die Motivation, um für mehr Komfort hart zu arbeiten. Wohnung und Kleidung sind hier nicht so wichtig, denn tatsächlich lebt es sich tagsüber am Strand ganz gut. Dort genügt ein flotter Bikini, eine knappe Badehose und schon gehörst du dazu. Kein Mensch weiß, dass du in einer *Favela* wohnst. Viele schöne Frauen und gutgewachsene Männer bieten lieber den Touristen ihren Körper an, als dass sie stundenlang am Fließband stehen. Es vergeht kaum ein Tag, wo nicht einer der Arbeiter kommt und darum bittet, entlassen zu werden. Die meisten haben nur wenige Monate durchgehalten und einfach die Nase voll von der Routine des Alltags. Sie spekulieren mit der Abfindung, die sie erhalten, wenn sie gekündigt werden. Wir geben uns viel Mühe, die Leute zur regelmäßigen Arbeit anzuhalten, ihnen die Vorteile aufzuzeigen, ihnen eine Ausbildung zu geben. Manche packen es tatsächlich und das sind unsere Erfolge. Die anderen machen eben alle naselang krank, bis sie schließlich tatsächlich entlassen werden.“

„Wer gibt dir eigentlich das Recht“, warf Esther ein, „in das Land zu kommen und deine Maßstäbe den Menschen aufzuzwingen, bloß weil ihr billige Arbeitskräfte braucht?“

„So billig sind die Arbeitskräfte gar nicht. Wir bezahlen sie gut. Wir gehen davon aus, dass der Arbeiter umfassend eingearbeitet werden muss und gut bezahlt, und dass er dann auch Leistung bringt“, sagte Martin. „Leider klappt das mit der Leistung nicht so recht.“

„Ja, ihr bezahlt gut, aber warum? Weil ihr wollt, dass die Armen auch ein Stück vom Kuchen bekommen? Ha! Da lache ich nur“, rief Esther erregt. „Ihr wollt damit doch nur neue Absatzmärkte schaffen, neue Konsumenten heranzüchten. Du verwirklichst

dich in deiner Arbeit und Vorwärtskommen ist für dich ein erstrebenswertes Ziel. Schön und gut. Aber solche wie du sind es auch, die nicht nur produzieren und zum Konsum anregen, sondern die Menschen und die Umwelt ausbeuten und zerstören. Der Arme, der zufrieden unter seinem Baum hockt, ist kein Kunde, bringt keinen Beitrag zum Bruttosozialprodukt, verpestet aber wenigstens nicht mit einem Auto die Luft.“

Martin erwiderte: „Aber weil er kein ordentliches Zuhause hat und damit auch kein Badezimmer, wie es sich gehört, kackt der Gute irgendwo ins Gebüsch oder leert seinen Eimer über eine Böschung. Auch das ist nicht gerade umweltfreundlich in einer Millionenstadt. Wenn meine Ziele die Arbeit und das Vorwärtskommen sind, meine Liebe, so muss ich sagen, lebst du ganz gut dabei und bist froh, wenn du mit deinem Zweitwagen die Luft verpesten kannst, wenn du zum Zigaretten holen um die Ecke fährst.“

„Du hast ja recht“, lenkte Esther ein. „Ich will damit ja bloß sagen, dass wir unsere Wertmaßstäbe nicht so einfach übertragen dürfen auf andere Länder und andere Menschen. Meine Putzfrau lebt in einfachsten Verhältnissen, wäre vielleicht auch ganz zufrieden damit, wenn die Werbefritzen ihr nicht immer einbläuen würden, was sie alles haben muss zum Glücklichsein. Bis jetzt arbeitet sie sich nicht tot, um sich all den Firlefanz zu leisten, ohne den wir glauben nicht auskommen zu können. Die stirbt ganz sicher nicht an einem Herzinfarkt, bei dem Schneckentempo und der Flatterhaftigkeit wie die hier herum putzt. Ich kann die Frau gut verstehen, auch wenn es mich ärgert, dass nichts vorwärts geht. Bei der Hitze kann man nur im Schatten am Swimming- Pool liegen. Du wirst mit 50 Jahren deinen ersten Herzinfarkt hinter dir haben und noch stolz darauf sein, dass du dich so abgearbeitet hast, um es zu etwas zu bringen.“

„Wir können ja morgen hier weg und unter einen Baum ziehen. Am Strand von *Itapua* stehen ein paar herrliche Palmen. Unseren ganzen Firlefanz, wie du es nennst, schenken wir deiner Putzfrau“, sagte Martin. „Ich finde es übrigens reizend von dir, dass du dich um meine Gesundheit sorgst. Aber

vielleicht könnten wir jetzt den Grill anwerfen und ein paar ganz ungesunde Koteletten braten.“

Im Laufe der Wochen wurden wir Zeugen manch hitziger Gespräche zwischen den beiden, und wir begriffen ein wenig, wie schwierig es war, angemessene Entwicklungshilfe zu leisten.

9

Die Wochenenden vergingen wie im Flug, waren angefüllt mit menschlicher Nähe, neuen Begegnungen und jeder Menge Betriebsamkeit. Das Leben auf der Insel bildete den krassen Gegensatz dazu. Es gelang uns nicht, Kontakte mit den Einheimischen zu knüpfen. Das Haupthindernis war sicher die Sprache. Vor unserem Haus auf der *Plaza* trafen sich die alten Männer des Dorfes. Sie ließen ihre Stühle sogar nachts einfach auf dem Gehweg unter den Bäumen stehen. Bald erwiderten sie unseren Gruß, aber zu Gesprächen kam es nie. Wir versuchten es etwas verschämt mit unserem kleinen Sprachschatz, aber sie wandten sich verlegen ab. Wir beließen es beim Gruß.

Unsere Aktivitäten beschränkten sich auf die wöchentlichen Einkäufe auf der Rückreise vom Festland, auf waschen, putzen und kochen. Die Hitze lähmte unseren Unternehmungsgeist. Meistens hockte ich im Haus herum und hing trüben Gedanken nach oder saß im Innenhof am Tisch und legte Patiencen, während mein Willi seinen Liegestuhl im Schatten unter dem Laubdach der Bäume auf der *Plaza* aufstellte. Er ließ das Dorfleben an sich vorüberziehen, das denkbar wenig Abwechslung bot. Bis eines Morgens an unsere Haustüre ein Zettel geheftet war, auf dem ein Herz mit Pfeil gezeichnet war. Auf der Türschwelle lag eine lachsfarbene Hibiskusblüte. Hatte ich einen stillen Verehrer? Mein Willi schaute grantig auf die Blume, die ich in einem Wasserglas auf den Frühstückstisch stellte. Das Herz wanderte, sorgfältig zusammengefoldet, in meinen Rucksack. Wer war wohl mein stiller Verehrer? Ab jetzt fand sich jeden Morgen ein Zettel an der Tür. Oft war

nur ein Herz darauf gezeichnet, manchmal auch sehr gekonnte Bleistiftzeichnungen mit einfachen Landschaften, Blumen oder zärtlichen Szenen. Immer lag eine Blume auf der Türschwelle. Ich war entzückt, mein Willi zuerst nur etwas verärgert, mit jedem Liebeszeichen jedoch aufgebracht.

„Dem Heini werde ich heimgeigen, wenn ich ihn erwische“, knurrte er.

„Wenn du ihn erwischst“, sagte ich, nichts ahnend, dass er den „Heini“ eines Tages tatsächlich erwischen würde, ihm aber dann nichts ferner lag, als diesem „heimzugeigen“.

Ab jetzt saß mein Willi nur noch selten allein draußen. Ich hatte meinen Stuhl neben den seinen gestellt. Das eintönige Inselleben hatte Farbe bekommen. Würde ich herausfinden, wer mein stiller Verehrer war?

Aufmerksam betrachtete ich den nackten Rücken des jungen, sehnigen Fischers, der meistens morgens mit einem anderen Fischer hier auf der Erde saß und sein Netz langsam durch die Finger gleiten ließ. Die makellose Haut spannte sich wie dunkelbrauner Samt über die Muskeln. Manchmal sprachen die beiden, nie schaute er dabei von seiner Arbeit auf. Nie würdigte er uns eines Blickes. War er der verliebte Träumer?

„Vielleicht ist es einer von den alten Herren, der seinen vierten Frühling erlebt“, sagte mein Willi boshaft. „Oder der kleine Trommler.“

Der kleine Trommler war ein ungefähr siebenjähriger Junge, der jeden Mittag über die *Plaza* kam, in jeder Hand einen Stecken, mit denen er Rhythmus und Musik aus jedem Gegenstand zauberte, den er damit berührte: Mülleimer, Plastikstuhl, Holzstuhl (Füße oder Lehne, der Sound ist verschieden), Parkbank, unsere Haustüre, oder die der Nachbarn, Fensterläden, Masten der Straßenlaternen, Kofferraumdeckel eines Autos, die Felgen der Reifen, ein eiserner Gartenzaun, die Speichen eines Fahrrades, das Gitter vor einem Fenster. Es gab nichts auf seinem Weg, nicht einmal der Weg selber, dem er nicht Musik entlockt hätte. Es war jedes

Mal eine erstaunliche Vorstellung, wenn der Trommler über die *Plaza* tänzelte, im Takt seines vielgestaltigen Schlagzeugs.

„Es wäre mir eine hohe Ehre, mein Lieber, wenn ich des jungen Trommlers Herz bezwungen hätte“, sagte ich zu meinem Willi, der daraufhin nickte und recht ungalant äußerte:

„Das wäre es auch, in Anbetracht dessen, dass du seine Oma sein könntest.“

Es gab viele wohlgewachsene, reizvolle Burschen in unserem Dorf, aber nicht einer hatte mich je eines Blickes gewürdigt. Zwischen den Dorfbewohnern und uns schien eine Wand zu bestehen. Man schenkte uns keinerlei Beachtung, erwiderte unseren Gruß, wenn überhaupt nur flüchtig. Mittelpunkt waren wir nur am späten Vormittag, wenn die Schulmädchen auf dem Nachhauseweg über die *Plaza* gingen. Sie drehten mindestens drei Runden um den Platz, gackerten aufgeregt wie die Hühner, kicherten, warfen vielsagende Blicke und manchmal auch kleine Steinchen auf meinen Willi, der sich verlegen bemühte, die verrückte Meute zu übersehen.

„Die Anhimmelei deiner Verehrerinnen ist abscheulich und über alle Maßen peinlich“, sagte ich. „Da lobe ich mir das Zartgefühl meines Liebhabers, der mein Herz mit Blumen und Zeichnungen erfreut und mich nicht einmal durch aufdringliche Blicke in Verlegenheit bringt.“

„Ach Geli, sei nicht so streng, du warst auch mal zwölf und schrecklich albern“, sagte mein Willi. „Das ist gar nicht so lange her und gar nicht so weit fort, und bricht sich hin und wieder mächtig Bahn.“

Ich schwieg gekränkt.

Nach einer langen Weile fügte mein Willi hinzu: „Ich finde es schön, mein Gelimädchen, dass du manchmal ganz jung sein kannst und schwärmen, wie diese Küken und dann ganz furchtbar albern bist in deinen Höhenflügen.“

Zärtlich blickte er mich an.

In der vorletzten Woche unseres Inseldaseins beschlossen wir, drei große Kartons zu beschaffen und das Leergut wegzubringen.

„Mit dem Flaschenpfand können wir uns für den Rest des Aufenthaltes mit Lebensmitteln eindecken. Wir nehmen auch die Schachtel mit, die schon gepackt unter der Treppe steht“, sagte ich, während wir den dritten Karton mit einem Teil der Flaschen füllten, die sicher schon seit Jahren hinten auf dem Hof lagen.

Mein Willi scheute die Schlepperei.

„Reicht es nicht, wenn wir nur unsere eigenen Flaschen abgeben?“ fragte er, als er die vier Kartons verschnürte.

„Lili freut sich sicher, wenn wir alles aufgeräumt haben und ihr außerdem noch Geld bringen“, sagte ich.

Mein Willi fügte sich ohne weiteren Widerspruch, aber sein Gesicht sprach Bände, als er den vierten Karton zur Haltestelle geschleppt hatte, wo der Bus unter lautem Hupen auf ihn wartete. Irgendwie hatte ich dem Fahrer klarmachen können, dass noch ein Karton und der Träger fehlten.

Mein Willi schwieg verbissen, als ich ihn aufmuntern wollte.

„Das Schlimmste ist geschafft“, sagte ich. „Nachher rufen wir einen Jungen, der uns die Kartons mit einem Wagen in den Laden bringt. Und jetzt setz bitte ein anderes Gesicht auf.“

„Das ist das einzige Gesicht, das ich habe“, knurrte mein Willi.

„Wenn es dir nicht passt, schau halt weg.“

Ich schaute weg.

Im Supermarkt. Wir gaben die Flaschen an einem Leergutschalter ab, erhielten einen Zettel, auf dem Typ und Anzahl der Flaschen vermerkt war. Dann füllten wir unseren Wagen, zum letzten Mal, bis oben hin voller Waren. Flink registrierte eine rassige Schöne unsere Waren an der Kasse, genauso flink packte einer der Jungen das Zeug in Kartons. Als es ans Zahlen ging, gab ich ihr den Gutschein des Leerguts. Sie tippte etwas in die Kasse ein und wollte dann einen Haufen Geld.

„Willi“, sagte ich, „das kann nicht sein. Die hat uns das Flaschenpfand nicht abgezogen. Ich habe es daheim schon überschlagen, und wir müssen nicht nur nichts bezahlen, sondern kriegen noch einiges wieder bar auf die Hand.“

Mein Willi rieb sich den Nasenrücken und starrte gebannt auf den Betrag den die Kasse anzeigte. Die rassige Schöne starre meinen Willi an. In meinem Kopf ratterten die Zahlen.

„Willi, das kann niemals sein.“

Mein Willi erwachte aus seiner Erstarrung und tippt freundlich lächelnd auf den Leergutschein. Die rassige Schöne lächelte freundlich zurück, nickte, dass ihr rotes Häubchen ins Schwanken geriet und wies mit dem Finger auf den Kassenbetrag. Mein Willi deutete auf die Anzahl der abgegebenen Flaschen und auf die paar, die wir eben gekauft hatten und versuchte der rassigen Schönen mit Händen, Grimassen und unserem sehr lückenhaften Portugiesisch die offenkundige Differenz aufzuzeigen. Wieder nickte die rassige Schöne und zeigte auf den Kassenbetrag.

„Sag mal“, sagte mein Willi und funkelte mich wütend an, „Ist die auf den Kopf gefallen oder ist das ihre Art, Ausländer reinzulegen?“

Er riss den Beleg über die abgegebenen Flaschen an sich, hielt ihn der Rotbehaubten vor die Nase und haute mit dem Handrücken darauf.

„Da! Vierzig Limonadenflaschen, eh! Gekauft habe ich aber nur fünf. Und der Rest?“ Mein Willi war geladen wie eine Bombe. „Und da! Dreißig Literflaschen Bier! Dreißig Literflaschen Mineralwasser! Fünf Literflaschen Limonade. Ich habe das doch nicht hergeschleppt, dass Sie mich jetzt über den Tisch ziehen.“

All das hatte er halb in Portugiesisch, halb in Deutsch über die Schöne ausgeschüttet, die aufgeregt auf einem Knöpfchen herumdrückte und Hilfe heischend um sich blickte. Sekunden später kam, auf Rollschuhen den langen Gang entlang, eine andere Rotbehaubte lautlos geglitten. Mein Willi trug ihr, um Fassung bemüht, die Tatsachen vor. Nach einem kurzen

Redeschwall drückte sie ihm den Kassenzettel in die Hand und deutete auf den Endbetrag. Ich schwitzte Blut und Wasser. Die Frau, die hinter mir stand, haute ihrem kleinen Mädchen auf die Finger, weil es Kaugummi, Schokolade und Rasierklingen aus dem Kassenregal in den Wagen lud. Zwei andere Frauen drängten sich mit ihren Einkaufswagen heran, um zu sehen, was es hier für einen Spektakel gab. Der Junge, der vor den verpackten Kartons auf seinen Einsatz wartete, hüpfte von einem Fuß auf den anderen.

„Geli, das lassen wir uns nicht bieten“, stieß mein Willi hervor und rief nach dem Geschäftsführer.

Die auf Rollschuhen entglitt lautlos. Kurz darauf näherte sich ein Herr im weißen, gestärkten Kittel gemessenen Schrittes. Mit ernster Miene hörte er meinem Willi zu, der nun schon Übung hatte und den Sachverhalt gekonnt und flüssig schilderte. Er verzog auch keine Miene, als mein Willi seinen, mit Gesten anschaulich unterstrichenen Vortrag, beendet hatte und hilflos in die Runde schaute. Die Frau hinter mir hatte ihr kleines Mädchen unter den Arm geklemmt und redete nun ihrerseits auf den Geschäftsführer ein. Seine Miene erhellte sich und man sah ihm und der Kassiererin an, dass der Groschen gefallen war. Nun redeten alle gleichzeitig auf uns ein.

Wir verstanden kein Wort. Irgendwann verebbte der Redeschwall jedoch und die Frau mit dem zappelnden, kleinen Luder unter dem Arm, welches nur durch ständige Klapse im Zaum gehalten werden konnte, erklärte uns langsam in einem bunten Kauderwelsch aus Portugiesisch, Englisch und Spanisch, dass die Flaschen uns gehörten. Das war ja eigentlich nichts Neues. Erst nach und nach dämmerte uns die Erkenntnis, dass die Flaschen auch unser Eigentum bleiben würden. Auf immer. Man kann nur die Art und Menge der Flaschen abgeben, die man gerade kauft. Eine Rückgabe von Leergut und Erstattung des Pfandes ist nicht möglich. Wir hatten uns wochenlang mit kleinen Limonadeflaschen eingedeckt, die dreimal so teuer waren, wie der Inhalt und

waren nun dämliche Besitzer von 40 ockergelben, lustig gerillten Flaschen.

Der Rest ist schnell erzählt. Die Kartons mit den Lebensmitteln wurden wieder ausgepackt. In Erwartung der hohen Pfandrückzahlung hatten wir nur wenig Geld mitgenommen. Es reichte nicht einmal für das Allernötigste. Ein junger Mann packte uns Lilis fünfundsechzig leere Flaschen wieder ein. Unsere vierzig schenken wir großzügig der Supermarktkette.

„Wir hätten sie ihnen vor die Tür kippen sollen“, sagte mein Willi, als wir wenig später auf dem Heimweg waren.

„Leider ist man ein zivilisierter Mensch“, fügte er nach zehn Kilometer Schweigen hinzu. Ich verstand ihn so gut.

11

An unserem letzten Inselmorgen hatte sich der Himmel sein grauseidenes Kleid mit anthrazitfarbenen Wolkenfetzen angelegt. Uns war es recht, wenn die Sonne daheim blieb, während wir mit Sack und Pack auf das Festland zogen, um mit Lili und Victor Abschied zu feiern.

Außer einem Stück unseres Herzens blieb auch meine Spiegelreflexkamera auf der Insel zurück. Eines Tages hatte sie ihren Geist aufgegeben, und ich glaubte, dass ich ihr mit meinem Taschenmesser wieder auf die Sprünge helfen könne. Dabei schnitt ich mir fast einen Teil des Daumens ab, als das rasiermesserscharfe Werkzeug durch meine unsachgemäße Behandlung plötzlich zusammenklappte. Es folgte ein kleines Blutbad, ein großer Mullverband, tagelange Schmerzen. Sollte meine Kamera je noch eine Lebenschance gehabt haben, in den nun folgenden Tagen verspielte ich sie mit immer neuen und immer verbisseneren Eingriffen in ihr feines Innenleben. Trotzdem hätte ich sie, als Abschluss meiner Manipulationen, besser nicht im hohen Bogen ins Meer schmeißen, sondern lieber in eine Werkstatt bringen sollen. Vielleicht wäre doch noch etwas zu machen gewesen. Für solche Überlegungen war es zu spät. Sie verrottete auf sandigem Grund.

Wir hatten unsere Habseligkeiten gepackt, ein letztes Mal geputzt und waren zum Abschied noch einmal durch alle Räume gegangen, hatten die Läden und schließlich auch die Haustüre verschlossen. Die Spinnen konnten wieder im Haus Einzug halten und die Ratten den Hof bevölkern, der blonde *Gringo* und seine *Gringa* zogen ab.

Die *Plaza* lag ausgestorben da, bis auf ein paar Spatzen, die geschäftig im Kies herum pickten und einem klapperdürren Straßenköter, der sein Bein an einem geparkten Lieferwagen hob, nachdem er ausführlich alle vier Reifen beschnüffelt hatte. Wir ließen unser Gepäck auf dem Gehweg liegen und gingen die paar Schritte zum Strand. Bleigrau lag das Meer unter dem niedrigen Himmel; ein frischer Wind blies uns in die Gesichter.

„Keiner wird uns nachweinen“, sagte ich zu meinem Willi. „Sogar mein Liebhaber hat mich seit Tagen vergessen. Außer einem sauberen Haus haben wir auf der Insel keine Spuren hinterlassen. Ist das nicht traurig? Selbst die werden bald vom Staub, den Spinnweben und dem Mäusedreck verwischt sein. So ist das Leben. Du kommst, bleibst eine Weile und gehst wieder. Weißt du, Willi, mir ist es wichtig, Spuren zu hinterlassen in den Herzen der Menschen. Das haben wir hier im Dorf nicht, ja wir haben uns nicht einmal darum bemüht.“

Mein Willi schaute auf das Meer hinaus und rieb sich den Nasenrücken.

„Geli, was hätten wir machen sollen?“

„Ich weiß es nicht. Nun ist es eh zu spät.“

Beladen wie Esel trotteten wir durch die Gasse zur Bushaltestelle. Der Duft nach frisch gebackenem Brot zog durch die Luft, nach Kümmel, Tang und Salzwasser. Mein Blick wanderte über die etwas schäbigen, inzwischen so vertrauten Fassaden der Häuser und blieb an einem kaffeebraunen, sehr jungen Mädchen hängen, das uns, an einen Fensterrahmen gelehnt, entgegen blickte. Sie trug ein ärmelloses, giftgrünes Kleid, das Kraushaar umrahmte in lustigen Locken das runde, noch kindliche Gesicht. Sie war nicht besonders hübsch, aber

mich fesselte der Ausdruck ihrer schwarzen Augen. Für einen kurzen Moment sah ich sie freudig aufblitzen, dann aber in fassungslosem Begreifen sich verdüstern. Das kleine Gesicht verzog sich voller Qual. Als wir ganz dicht an ihr vorbeiging, sah ich wie zwei dicke Tränen über ihre Wangen kullerten. Mein Willi verhielt seinen Schritt einen winzigen Augenblick, direkt unter dem Fenster, lächelte zu dem Mädchen hinauf und flüsterte auf Deutsch:

„Leb wohl, kleines Mädchen.“

Aufschluchzend schlug sie sich die Hände vor das Gesicht und stürzte vom Fenster fort. Ich schaute meinen Willi erstaunt an. Noch ehe ich etwas sagen konnte, sah ich, wie er von einem Laib Brot am Kopf getroffen wurde. Es folgten zwei Brötchen, die aber am Rucksack abprallten, und eine schrille Schimpftirade aus dem Mund einer fetten, kleinen Frau, die sie uns aus eben jenem Fenster nachschickte, als wir uns eilig bemühten, Abstand zu gewinnen.

„Könntest du mir mal sagen, was das alles zu bedeuten hat?“ fragte ich, als wir uns in Sicherheit gebracht hatten. „Was hast du mit dem Mädchen und was hat die alte Vettel mit dir?“

„Später, Geli, später“, sagte er und ging mit großen Schritten voraus.

Erst viel später, nämlich als wir an die Reling gelehnt, die grüne Küste der Insel entschwinden sahen, sagte mein Willi:

„Nun hat uns doch jemand nachgeweint.“

Dann erzählte er mir, wie er vor ein paar Tagen sehr früh aufgewacht sei und sich eine Weile ans Fenster gestellt habe.

„Es war noch dämmerig und kein Mensch unterwegs“, sagte er, „als ich plötzlich unter mir eilige Schritte hörte. Ich beugte mich vor, um zu sehen, wer da so früh schon unterwegs war und sah das kleine Mädchen von vorhin. Sie legte eine Blume auf die Türschwelle und schob hastig einen Zettel unter der Tür durch. Ich wollte mich eben unbemerkt ins Zimmer zurückziehen, als sie den Blick hob. Ich weiß nicht, wer sich ertappter fühlte, sie oder ich. Wie von Furien gejagt rannte sie davon. Seither lag keine Blume und kein Zettel mehr da.“

„Also hat mich mein Liebhaber gar nicht vergessen, sondern es hat nie einen gegeben“, sagte ich und ärgerte mich, weil ich spürte, wie sich meine Augen mit Tränen füllten.

Mein Willi legte mir den Arm um die Schulter und schmunzelte. Ich starrte hinab auf das Wasser, wo kurz unter der Oberfläche große Quallen trieben. Das Schiff hob und senkte sich mehr als sonst auf der kabbeligen See. Die Bugwelle stob schäumend unter uns weg, und der Wind verwehte die Gischt wie weiße Schleier über das graue Wasser.

Der Hafen kam näher, deutlich sah ich schon die Anlegestelle, wartende Menschen, Autos. Mit einem Mal waren mir die Zeit auf der Insel, der Abschied und die Tatsache, dass ich wirklich keine Spuren hinterlassen hatte, völlig gleichgültig. Wieder lag die ungewisse Zukunft als einzige Tatsache vor mir, wuchs die Angst ins Ungeheuerliche und benahm mir fast den Atem. Wo würde ich mein nächstes Heim finden? Unter welchem Baum, auf welcher Insel, an welchem Gestade?

12

Lili und Victor waren mit uns aufs Land gefahren. In einem Restaurant am Strand aßen wir uns ein letztes Mal durch die leckere Palette der bahianischen Küche. Der Kellner verteilte eine Reihe von kleinen und großen Schüsseln auf dem Tisch. Victor begann unverzüglich, freundlich, aber bestimmt mit ihm zu verhandeln, deutete dahin und dorthin. Schließlich nahm der Kellner die bezeichneten Gefäße wieder mit und brachte sie kurz darauf bis obenhin gefüllt wieder zurück. Victor nickte zufrieden und die Mahlzeit konnte beginnen. Während wir Fleischbällchen, Reis, schwarze Bohnen, Fische mit und ohne Soßen und Hähnchenfleisch, alles überstäubt mit *farina*, in uns hinein schaufelten, zerrann der Tag zwischen den fernen Hügeln. Als wir beim Kaffee angelangten, war die Dämmerung dem Tag gefolgt, und die Nacht zog den Vorhang auf für das alte, immer neue Schauspiel des Sternenreigens.

Die Unterhaltung der anderen glitt an meinen Ohren vorbei. Ich

schaute hinaus in die Finsternis, jenseits des Lichtkreises der bunten Laternen, die zwischen den Palmen aufgehängt waren, und lauschte der leisen, rhythmischen Musik, die aus dem Inneren des Restaurants sickerte. Ich bohrte meine nackten Zehen in den feinen, noch sonnendurchwärmten Sand und hätte am liebsten die Zeit angehalten. Später stand ich auf, ging dem An- und Abswellen der Brandung dort in der Dunkelheit entgegen und setzte mich in den Sand.

Morgen um diese Zeit würden wir im Bus nach Süden unterwegs sein. Eine schier endlos lange Fahrt von fast 6000 Kilometern lag vor uns, bis wir in Los Abedules ankommen würden. Ab Rio hätten wir wieder unser ganzes Gepäck und das viele Bargeld. Man hatte uns erzählt, dass nachts oft die Überlandbusse überfallen werden, besonders gefährlich sei es zwischen Rio und Sao Paulo. Die Fahrzeuge werden zum Halten gezwungen, die Passagiere müssen sich nackt ausziehen, alles abgeben und die Diebe verschwinden im Handumdrehen mit ihrer Beute. Die Vorstellung, nach einem Raubüberfall splitterfasernackt und völlig mittellos irgendwo am Wegrand zu hocken, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren.

Victor kam und legte sich wortlos neben mich in den Sand. Er verschränkte die Arme hinter dem Kopf und schaute zu den Sternen empor. Wir schwiegen lange, bis Victor ganz langsam auf Deutsch sagte:

**„...Der Wolken, Luft und Winden
gibt Wege, Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden,
da dein Fuß gehen kann...**

Ich habe es extra für dich auswendig gelernt“, fügte er leise lachend hinzu. „Du musst mir jetzt helfen, ich habe den Anfang vergessen.“

Gemeinsam sprachen wir die erste Strophe des alten Liedes, das Paul Gerhard im siebzehnten Jahrhundert geschrieben hatte.

**„Befiehl du deine Wege
und was dein Herze kränkt,
der allertreusten Pflege,
des der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
gibt Wege, Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden,
da dein Fuß gehen kann.“**

„Hast du Angst?“ fragte mich Victor.

„Ja, ich fürchte mich vor der Fahrt, ich fürchte mich vor dem Ankommen und ich fürchte mich vor dem Dort sein. Ich fürchte mich vor dem morgen und möchte am liebsten heim, in meine alte Sicherheit“, sagte ich in einer Mischung aus Spanisch und Portugiesisch. „Ich weiß nicht, wo ich leben werde und wovon. Keine Ahnung wie alles werden soll. Es ist wie ein Tanz auf dem Drahtseil, aber ohne Sprungnetz.“

Als ich schwieg, spürte ich, dass Victor etwas sagen wollte, ich fühlte wie er mit seinem kleinen Vokabel-Schatz rang. Schließlich sagte er:

„Mach dich nicht verrückt. Befiehl du deine Wege...“ und er sagte mir noch einmal die ganze Strophe vor, fehlerlos und ganz feierlich. „Und jetzt denk mal an die zweite Strophe. Ich kann sie nur auf Portugiesisch. Sag mir mal den letzten Teil auf Deutsch vor.“

Ich sagte nach kurzem Nachdenken:

**„Mit Sorgen und mit Grämen
und selbstgemachter Pein
läßt Gott sich gar nichts nehmen,
es muss erbeten sein.“**

„Siehst du“, sagte Victor und drehte sich auf den Bauch.

Jeder hing stumm seinen Gedanken nach. Nach einer Weile sprang Victor auf, klopfte sich den Sand von den Kleidern und aus den Haaren, dann reichte er mir die Hand und zog mich auf

die Beine.

„Mutig vorwärts“, sagte er.

Wir gingen zurück zu den anderen.

Am Spätnachmittag des nächsten Tages war es dann soweit. Mit vielen guten Wünschen, Umarmungen und Küssen der ganzen Verwandtschaft ausgerüstet, nahmen wir Abschied von der Stadt Salvador und unseren Freunden. Als der Bus den Terminal verließ, rannten Lili und Victor nebenher und winkten. An der ersten Ampel holten sie uns ein, warfen uns Kuschhände zu und wischten sich die Tränen vom Gesicht. Sie riefen uns noch etwas zu, als der Bus weiter fuhr, aber wir konnten sie nicht mehr verstehen. Wir steckten die Köpfe aus dem Fenster und winkten mit unseren Taschentüchern, bis wir die beiden Gestalten im Verkehrsgewühl aus den Augen verloren. Lili hatte mir im letzten Moment vor dem Einsteigen einen schweren Beutel in die Hand gedrückt, den ich nun neugierig öffnete.

„Cashew- Nüsse“, sagte ich gerührt und würgte an dem Kloß, der mir die Kehle schnürte.

Lili wusste, wie gerne ich sie aß. Sie waren für unseren schmalen Geldbeutel unerschwinglich. Lili hatte mich für viele Tage eingedeckt mit diesem Leckerbissen. Jede einzelne Nuss schmeckte nach Liebe.

13

Wir unterbrachen unsere Reise in Ouro Preto, das heißt „schwarzes Gold“.

Die alte Kolonialstadt wurde von den Vereinten Nationen zum „Erbe der Menschheit“ erklärt. Wir schlenderten bergauf und bergab durch die alten, gepflegten Gassen, besichtigten unzählige Barockkirchen und das alte Opernhaus, bewunderten die eleganten Auslagen der Schmuckgeschäfte, beobachteten die Goldschmiede bei ihrer Arbeit, krochen in eine stillgelegte Mine und schauten in Mariana den Goldwäschern im Fluss bei ihrem harten, so wenig einträglichen Geschäft zu.

Petrópolis. Jochen empfing uns mit offenen Armen und verabschiedete sich vier Tage später mit mühsam unterdrückter

Rührung von uns.

„Was auch immer sein mag, hier habt Ihr immer ein Bett und ein Stück Brot“, sagte er. „Viel Glück in der neuen Heimat. Schreibt hin und wieder, wie es euch geht.“

Ein kurzer Besuch bei Julia und Antonio, die uns mit guten Wünschen überschütteten.

Und dann waren wir wieder unterwegs auf unbekannten Straßen, auf dem Weg in unsere Zukunft.

Siebtes Kapitel

1

Es regnete, als wir am frühen Abend Rio de Janeiro verließen. Grauer Himmel über grauem Häusermeer, Autos und Busse im Sprühnebel auf der Schnellstraße und das Herz wie ein Stein in der Brust.

‘Hast du Angst?’ hörte ich Victors Stimme in meinem Inneren. ‘Er wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.’ Ich faltete meine Hände und Zuversicht zog in mein Herz. Auf einmal wurde mir klar, dass es ja immer nur das Hier und Heute gibt. Wenn ich in meiner Stuttgarter Alltagsroutine den Eindruck hatte, das Morgen schon fest in der Hand zu halten, nur weil ich auf einem Fetzen Papier ein Tagesprogramm für den nächsten Tag gekritzelt hatte, so war das ein Trugschluss. Wenn ich abends in meinem Bett die Augen schloss, wusste ich damals, genauso wenig wie heute, was mich am nächsten Morgen erwartete. Egal ob hier auf der Landstraße im fremden Kontinent oder an einem vertrauten Ort zwischen bekannten Menschen, stets liegt unser Schicksal in Gottes Hand, ob wir das nun wahrhaben oder nicht.

Mühsam errichten wir gegen unsere Zukunftsangst ein Bollwerk, gebaut aus einem Acht-Stunden-Tag am Arbeitsplatz, Sparkonten, Lebensversicherungs- und Bausparverträgen, und glauben uns in Sicherheit vor der Unbill des Lebens. Wir verschanzen uns hinter der Routine des Alltags und bauen darauf, dass nichts das Vertraute aus den Fugen heben werde. Und doch könnte schon im nächsten Augenblick alles anders sein. Vieles liegt in unserer Hand, aber nicht alles. Verlieren wir diese Tatsache, über allem Sorgen und Vorsorgen für die Zukunft, nicht allzu leicht aus den Augen?

„Ist doch ein toller Bus“, unterbrach mein Willi unvermittelt meinen Gedankengang und hielt mir eine eisgekühlte Limonade

hin.

Wirklich, der Bus war erstklassig und luxuriös. Anstatt der üblichen vier Sitze in jeder Reihe gab es nur drei, der Abstand zwischen den Reihen war groß genug, dass mein Willi seine 185 Zentimeter fast flach ausstrecken konnte. Die Lehnen ließen sich soweit kippen und Fußstützen aufklappen, dass man bequem liegen konnte. Wir saßen ganz vorne neben der Truhe, wo die eisgekühlten Getränke lagerten, aus der sich die Fahrgäste nach Belieben frei bedienen konnten. Wir machten die nächsten 50 Stunden regen Gebrauch davon. Alles deutete zunächst auf eine überaus bequeme Reise hin.

2

Wir streckten uns aus, betrachteten die Landschaft und plauderten, während der Bus im strömenden Regen nach Süden rollte. Nachts schliefen wir ein paar Stunden. Der nächste Morgen empfing uns mit einem blankgefeigten, tiefblauen Himmel über einer grünen Landschaft voller Wald und Viehweiden. In Millionen Regentropfen brach sich das Sonnenlicht. Alles glitzerte und funkelte. Die Sonne stieg schnell höher, und es wurde heiß. Sehr heiß. Die Klimaanlage war kaputt, und wir verschmachteten fast. Wir schwitzten aus allen Poren, an uns klebten die Kleider und wir an den Sitzen. Wir füllten uns ab mit eisgekühltem Mineralwasser.

In Florianópolis stiegen viele Leute aus und noch mehr ein. Hier besiegelte sich auch unser weiteres Schicksal für den Rest der Reise. Für eine ältere Dame, die keuchend und ächzend ihre Fettmassen in den Bus zu hieven versuchte, wurde eine stabile flache Kiste als erste Stufe hingelegt. Der Busfahrer zog sie von vorne an beiden Händen, von hinten schoben der Beifahrer und die laut jammernde Freundin der fetten Dame. Nur mit Mühe konnte sie den breiten Gang passieren, um sich hinter meinem Willi, ganz außer Atem, in die Polster fallen zu lassen. Die Freundin hatte den Fensterplatz hinter mir. „Mein Gott, Maria“, nörgelte sie mit quäkender Stimme. „Du bist

viel zu dick. Du musst endlich abnehmen. Denk an dein Herz.“

Maria erholte sich nur langsam von ihrer Anstrengung und konnte, vor lauter nach Luft schnappen, zunächst nichts sagen. Sobald sie wieder einigermaßen hergestellt war, befahl sie in barschem Ton:

„Delia, meine Tasche!“

Es begann ein Hantieren und Rascheln hinter uns. Sodann biss Maria in ein riesiges Schinkenbrot, schälte sich noch ein paar harte Eier und spülte das ganze mit drei Flaschen Limonade nach, die ihr mein Willi nacheinander aus der Eistruhe holen musste. Maria aß Pralinen, Käsebröte, Erdnüsse, Orangen und Bananen. Mein Willi servierte ihr in regelmäßigen Abständen Limonade. Am Spätnachmittag begann Maria zu stöhnen, stampfte ungehalten mit den Füßen und begann schließlich zu weinen. Mein Willi erkundigte sich nach dem Grund ihrer Missstimmung. Wir erfuhren, dass die fette Dame ein dringendes Bedürfnis habe, dem sie aber nicht nachgehen könne, weil sie in die Bustoilette nicht hineinpasste. Mein Willi holte den Beifahrer, der die Dame auf die Ankunft in Porto Alegre vertröstete. Tränenüberströmt entstieg sie dort, unter der Mithilfe vieler helfender Hände, dem Bus und wackelte am Arm ihrer Freundin in Richtung des rettenden Örtchens. Erst nach geraumer Zeit tauchten die beiden wieder auf. Maria lutschte freudestrahlend an einem Schokoladeneis.

Maria hatte sich auch panierte Schnitzel besorgt, frisch frittiert in ranzigem Fett, deren Geruch den ganzen Bus ausfüllte, dazu eine Tüte „Pommes“. Später gab es Käse, der, nach dem hitzigen Tag in der Plastiktüte, sehr streng roch. Es folgten wiederum Pralinen. Maria verstand es vorzüglich, die unendliche Reise in viele kleine Etappen aufzuteilen.

Wenn sie nicht gerade aß, plauderte sie mit meinem Willi. Sprachschwierigkeiten gab es kaum. Die Damen waren Argentinierinnen und sprachen Spanisch. Mein Willi hätte lieber schweigend die Landschaft beobachtet, aber als höflicher Mensch ließ er Maria sein Ohr. Delia, die Freundin der fetten Dame schlief die meiste Zeit. Selbst im Schlaf hatte sie einen

bitteren Zug um den Mund. Das welke, vogelartige Gesicht war gelblich mit einem dunklen Hof um Mund und Nase, auf der Oberlippe ein feiner Damenbart, das dünne Haar struppig vom Dauerwellen und Färben. Klapperdürr war sie, flachbrüstig, und ganz das Gegenteil von Maria, die nur aus Wogen bestand. Dieser hingen die Backen blaurot rechts und links vom Kinn auf den wulstigen Hals hinab. Ihre lebhaften Schweinsäuglein waren tief im Speck eingebettet. Sie hatte die Haare fuchsrot gefärbt und trug sie kurzgeschnitten, eng an den Kopf geklatscht. Schweißperlen standen ihr im Gesicht, das sie sich mit einem kleinen Handtuch von Zeit zu Zeit abwischte, das sie zuvor mit Lavendelwasser tränkte. Sie atmete schwer, was sie aber nicht daran hinderte, viel zu reden und unvermittelt in lautes Gelächter auszubrechen, gerade wenn man es am wenigsten erwartete.

Die zweite Nacht brach an, und mein Willi machte es sich bequem, kippte seine Lehne zurück. Maria war empört, machte ihren Gefühlen lautstark Luft und unterstrich ihren Widerstand durch einen Trommelwirbel ihrer Fäuste gegen Willis Rückenlehne. Dieser wusste nicht wie ihm geschah. Erschrocken drehte er sich nach der Dame um, die wütende Blitze aus ihren Schweinsäuglein abschoss.

„Sie können sich doch nicht auf meinen Schoß legen, Sie Flegel“, herrschte sie meinen verdatterten Willi an. „Sie wissen seit einem ganzen Tag, dass ich hier sitze und es verdammt eng ist.“

„Señora, es ist reichlich Platz vorhanden“, erwiderte mein Willi. „Außerdem können Sie sich ebenfalls zurücklegen.“

„Das werde ich nicht“, sagte die fette Dame aufgebracht und schnappte nach Luft.

„Ich würde mich aber gerne hinlegen“, sagte mein Willi.

„Vielleicht möchten sie in der ersten Reihe sitzen. Dann haben sie keinen Vordermann. Wir könnten die Plätze tauschen.“

„Das werden wir nicht“, fauchte die fette Dame. „Ich mag nicht vorn sitzen.“

„Hören sie mal, gute Frau“, sagte mein Willi, und ich hörte in

seiner Stimme ein Unwetter aufziehen, „ich habe viel Geld bezahlt, damit ich mich unterwegs ausstrecken kann. Lassen sie mich wenigstens die Lehne ein Stückchen nach hinten kippen.“

„Sie Rohling“, herrschte Maria ihn an. „Sie werden sich hüten einer armen, kranken Frau den Platz streitig zu machen.“
Mein Willi blieb sitzen.

Später schlief Maria ein. Mein Willi kippte vorsichtig seine Lehne etwas zurück. Vergeblich versuchten wir zu schlafen. Maria schnarchte uns mit offenem Mund in die Ohren. Ich entglitt schließlich doch in einen langen, dunklen Tunnel. Bevor ich sein Ende erreichte, wo die Traumwiese auf mich wartete, schrak ich hoch. Maria war erwacht und haute mit ihren Fäusten auf Willis Rücklehne herum. Seufzend setzte er sich hoch.

Maria wimmerte zuerst leise und dann immer lauter. Wieder plagte sie ein allzu menschliches Bedürfnis. Mein Willi weckte den Beifahrer, der mit Maria verhandelte. Schließlich hielt der Bus auf freier Strecke. Der Fahrer, der Beifahrer, Delia, mein Willi und ich halfen der fetten Dame aus dem Bus. Im roten Schein der Rücklichter gingen wir zwei Frauen ihr bei der umständlichen Erledigung ihres Geschäftes zur Hand. Weißes Mondlicht ergoss sich auf das wellige Grasland, auf dem ein paar Pferde standen. Schnurgerade lag die Straße hinter uns.

Nach der taufrischen Nachtluft verschlug mir der Mief nach Schweiß und schlafenden Menschen fast den Atem, als wir wieder einstiegen. Wir hatten Maria mit Mühe in den Bus gezerrt und geschoben und sie sorgfältig auf ihrem Sessel verstaut. Weinerlich bedankte sie sich bei uns.

„Hören Sie, gute Frau“, sagte mein Willi und versuchte aus der Situation Kapital zu schlagen, „vielleicht finden wir einen Kompromiss. Ich lasse meinen Sitz langsam soweit herab, wie Sie es ertragen. Sie geben mir Bescheid.“

Maria fügte sich. Mein Willi machte es sich, so gut er konnte, bequem, aber schon nach wenigen Minuten trommelte Maria wieder mit den Fäusten und schlug meinem Willi, als er nicht

sofort aufsprang mit der flachen Hand auf den Kopf. Mein Willi knirschte mit den Zähnen und stellte den Sitz wieder gerade.

„Delia, meine Tasche“, ordnete Maria an.

„Bei Gott, Maria, versuche zu schlafen“, jammerte Delia.

„Meine Tasche!“ fuhr Maria sie an. Delia rührte sich nicht. „Ich arme, kranke Frau bin angewiesen auf anderer Leute Laune“, jammerte Maria und kramte nach der Tasche zwischen Delias Beinen.

Ihr Atem ging pfeifend beim Versuch sich zu bücken. Ich stellte meine Lehne höher, um ihr den Zugang zu der Tasche zu erleichtern. Delia fügte sich schließlich und zerrte die Tasche hervor. Maria wühlte lange darin herum, knisterte und raschelte mit Papier und aß sich dann durch einen ganzen Sack knuspriger Kartoffelchips.

„Wenn sie jetzt noch eine Limonade will, schütte ich ihr die ganze Flasche über den Kopf“, knurrte mein Willi.

Sie wollte. Mein Willi reichte sie ihr schweigend. Sein Gesicht sprach Bände. Schließlich war der letzte Chip geknabbert, das letzte Papier zerknüllt und in die Tasche gestopft. Es kehrte Ruhe ein. Maria ließ ihre Rücklehne etwas hinab und lehnte sich behaglich zurück. Bald schnarchte sie. Mein Willi ließ ebenfalls seine Lehne hinab, legte sich gemütlich zurecht und schlief schließlich auch ein. Ich schaute hinaus, wo in der Ferne der Widerschein einer Stadt den Horizont rötlich färbte.

Bei Tagesanbruch hielten wir an. Grenzkontrolle. Im Morgenrot fuhren wir über die Brücke des mächtigen Rio Uruguay nach Argentinien. „Übergang der Freien“ hieß der Ort. Flach dehnte sich unter dem flammenden Himmel das Grasland bis an den Horizont. Argentinien, das Land der Gauchos: Grüne Pampa und Rinder, stundenlang. Am Nachmittag stiegen wir, mit mehreren Stunden Verspätung, steifbeinig, verschwitzt und hungrig in Buenos Aires aus dem Bus. Wir verabschiedeten uns flüchtig von Maria. Mein Willi sagte:

„Jetzt bloß fort hier, bevor ich ihr doch noch eine reinhaue.“

Wir waren da. Und jetzt? Wo sollten wir hin und wie dorthin gelangen?

„Ich werde zuerst Hugo anrufen, dann suche ich ein Hotel. Du bleibst mit dem Gepäck hier“, entschied mein Willi, während wir unser Hab und Gut mühselig und in mehreren Etappen in das Gebäude des Busbahnhofes schleppten.

Vor ein paar Monaten hatten wir Hugo kennengelernt. Er lag bei unserem Freund Carlos unter dem Esszimmertisch. Nicht dass er betrunken gewesen wäre. Er schlief eben dort. Hugo hatte mit seiner Frau und den drei Kindern über zehn Jahre in Deutschland gelebt. Sie hatten es gut gehabt, aber die alte Heimat lockte. Die Frau und die Kinder zogen mit Sack und Pack nach Buenos Aires zurück, während Hugo noch ein paar Wochen Karosserien schweißen musste, um seinen Kündigungstermin einzuhalten.

Carlos war ein wahrer Freund und gab Hugo während dieser Zeit eine Bleibe, die einzige, die er ihm außer seinem eigenen Bett hätte anbieten können: Unter dem Esszimmertisch. Inzwischen war Hugo längst seiner Familie gefolgt, aber es waren ein paar tausend Mark auf einem Festgeldkonto zurückgeblieben und als es fällig war, wusste kein Mensch, wie das Geld nach Argentinien gelangen sollte. Carlos steckte es uns zu, samt der Telefonnummer von Hugos Nachbarin.

„Nur ein Kind am Telefon: Mama ist nicht da, kommt aber bald“, sagte mein Willi und rieb sich den Nasenrücken. „Und jetzt?“

„Warten wir eben einen Moment“, sagte ich.

Es sollte ein stundenlanger Moment werden.

Das nächste Mal rief ich an. Am anderen Ende der Telefonleitung meldete sich eine Frau. Ich bat sie, mit Hugo oder dessen Frau sprechen zu dürfen.

„Rufen Sie in fünf Minuten wieder an“, sagte die Frau sehr liebenswürdig.

Ich rief in fünf Minuten wieder an.

„Leider“, sagte sie, „ist niemand zu Hause. Wo sind sie denn?“

„Auf dem Busbahnhof.“

„Auf welchem?“ Ich blicke mich Hilfe suchend um, fand aber keinen Hinweis.

„Ich muss erst fragen“, sagte ich und wandte mich an den pickeligen Pomadenheini, der nebenan Zeitungen verkaufte.

„Bitte sagen Sie mir doch, wo ich bin“, bat ich ihn.

Er schaute mich an, als ob ich nicht alle Tassen im Schrank hätte.

„Wie heißt dieser Busbahnhof?“, fügte ich hinzu.

„Ach so“, sagte er und feixte. „Das ist der *Retiro*.“

Meine Gesprächspartnerin erklärte mir, dass Hugo als Busfahrer arbeite. Die Route seiner Linie führe genau am Retiro vorbei. Sie wusste auch, dass er jetzt gerade im Dienst war.

„Ist ja toll. Auf den warten wir“, sagte mein Willi. „Der weiß sicher, wo wir ein günstiges Hotel bekommen. Ich stelle mich einfach draußen an die Haltestelle.“

Ich verschanzte mich hinter unserem Gepäckhaufen auf einer Bank, und grübelte darüber nach, wie wir das alles von hier fort in ein Hotel schaffen sollten. Wo unsere Geldhose mit dem Startkapital in Sicherheit bringen?

Mein Willi kam lange nicht zurück. Als er schon über eine Stunde fort war, begann ich mir große Sorgen zu machen. Was sollte ich tun? Mir blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Es vergingen noch einmal fast drei Stunden, in denen meine Phantasie mir die schlimmsten Bilder malte, bis ich schließlich ganz kopflos war. Dann kam er.

„Ich stellte mich draußen an die Haltestelle. Es war wie im Hafen von Salvador“, erzählte er. „Millionen Busse, aber kein einziger von Hugos Linie. Schließlich fragte ich einen Busfahrer, der sagte mir, dass jene Linie gut 500 Meter von hier entfernt vorbeifährt. Er nahm mich kostenlos mit. Tatsächlich kam auch bald ein Bus von Hugos Linie. Ich fragte den Fahrer nach ihm. Er kannte ihn sogar und bestätigte mir, dass Hugo heute Dienst habe. Ich wartete. Irgendwann musste er ja kommen. Später fuhr jener Kollege zum zweiten Mal an mir vorbei. Als er mich sah, hielt er an und sagte: Wenn mein

Kumpel noch nicht vorbei kam, dann hat er Feierabend, denn ich bin mit meiner Runde fertig. Hugo hätte irgendwann dazwischen auftauchen müssen. - Ich bin müde und völlig fertig.“

„Ich rufe noch einmal an“, sagte ich.

Die Nachbarin war ganz außer sich, als sie erfuhr, dass wir Hugo nicht getroffen hätten und beeilte sich, ihn zu holen. Hugo ließ mich gar nicht zu Wort kommen, er sagte nur:

„Ich komme.“

Inzwischen war es draußen längst dunkel geworden. Wo blieb Hugo nur so lange? Schließlich warteten wir schon fast zwei Stunden.

„Wenn Hugo die nächste Viertelstunde nicht kommt, fahren wir mit einem Taxi ins Zentrum und nehmen das nächstbeste Hotel. Ich bin nicht mehr in der Lage, auch nur ein paar hundert Meter zu gehen. Ich brauche eine Dusche, ein Essen, ein Bett“, sagte mein Willi und vergrub das Gesicht in den Händen.

4

Wir waren seit 60 Stunden unterwegs, als wenige Minuten später Hugo mit einer Gruppe von Leuten suchend durch die Halle ging. Obwohl wir uns nur flüchtig kannten, gab es ein großes Hallo. Er hatte seine ganze Familie mitgebracht, und die freundliche Nachbarin war auch dabei.

„Ihr kommt zu uns“, sagte Hugo. Seine kleine Frau und die Nachbarin nickten eifrig. Jeder griff ein Gepäckstück. Schon stürmten sie davon, wir hinterdrein. Wir hasteten über den Parkplatz zur Straße, wo ein Bus, völlig ohne Beleuchtung, langsam auf uns zu rollte. Ehe ich noch begreifen konnte, was geschah, waren alle eingestiegen.

„Schnell, schnell!“ riefen sie und zogen uns mit.

Der Fahrer grüßte strahlend, zwei Kinder lächelten uns schüchtern zu, und alle brüllten vor Lachen, als ich den Geldbeutel zog, um zu bezahlen. Der Fahrer winkte ab und legte

eine Musikkassette ein. Eine verwirrende, verrückte Busfahrt begann.

Ohrenbetäubend laut dröhnte ein flotter Rock`n Roll aus dem Lautsprecher. Ich begriff gar nichts und setzte mich erst einmal hin. Eine bunte Lichterkette war rund um die Windschutzscheibe befestigt, deren Lichter jetzt im Takt der Musik aus und an gingen. Bei jedem Gangschalten leuchtete der Knauf des Gangschaltungshebels purpurfarben auf. Eine Madonna mit dem Jesuskind im Arm hing in trautem Verein mit einem bonbonrosafarbenen Teddybären vom Innenspiegel. Am Armaturenbrett waren rechts und links die argentinische Flagge und die Vereinsflagge des Fußballclubs von „Boca Junior“ geißt.

Oben auf dem Armaturenbrett klebten kleine Figuren: ET, Donald Duck, Superman, und noch ein paar Persönlichkeiten, deren Namen ich nicht kannte. In der linken Ecke neben dem Fahrer hingen, an einer Schnur aufgefädelt, die Bilder mild lächelnder Heiliger und senkrecht am Rahmen, zwischen Windschutzscheibe und Seitenfenster, prangte phosphoreszierend auf silbrigem Grund ein Aufkleber „Gott schütze Dich“. Rund um den Fahrersitz war ein langfloriger, weinroter Teppichboden. Alle Chromteile des Busses waren auf Hochglanz poliert. Uns blieb bei soviel Pomp und Kitsch der Mund offen. Der Fahrer nahm es mit stolzgeschwellter Brust wahr.

„Das ist mein zweites Heim“, sagte er.

Auf der flotten Fahrt quer durch die Stadt, die fast eineinhalb Stunden dauerte, brüllten uns Hugo, seine Frau und die Nachbarin gegen den Rock und Pop an, leider alle gleichzeitig, so dass es eine geraume Zeit dauerte, bis wir begriffen, was es mit dieser Fahrt auf sich hatte.

Hugo war eben nach Hause gekommen. Die Nachbarin hatte Hugos Frau längst alles erzählt, diese wiederum berichtete das Ganze ihrem Mann, kaum, dass er seinen Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, just als wir das letzte Mal anriefen. Hugos

Nachbar ist auch Busfahrer und hatte gerade Feierabend. Abgekämpft und hungrig wie er war, schwang er sich trotzdem sofort hinter das Steuer, lud die ganze Gesellschaft ein und fuhr zu unserem Empfang.

„Jetzt müssen wir halt aufpassen, dass uns keiner anhält. Wenn der Boß was merkt, gibt es Scherereien“, sagte Hugo und grinste.

Ab und zu winkten an den Haltestellen Leute, um unseren Bus anzuhalten und starrten uns verärgert nach, als wir einfach an ihnen vorbeifuhren. Mir kam das alles vor, wie ein Traum, als wir, so schnell der alte Motor hergab, durch die nächtliche Stadt brausten. Ein Bus ganz für uns allein.

Kurz vor Mitternacht löffelten wir eine aufgewärmte Suppe. Es schmeckte uns köstlich, obwohl wir vor Müdigkeit kaum die Augen offen halten konnten. Hugo überließ uns das eheliche Schlafzimmer, die Eltern schlüpften in die Betten zu den Kindern.

Wir blieben fast eine Woche in Buenos Aires bei Hugo und seiner Familie. Sie halfen uns, Adressen und Telefonnummern zu finden, führten uns ihren Freunden vor und frischten Erinnerungen an Stuttgart und gemeinsame Freunde auf.

Wir hatten verschiedene Geschäftsideen für unsere Zukunft auf Lager und wollten unseren Aufenthalt in der Hauptstadt dazu benutzen, so viele Informationen wie möglich einzuholen. Wir hetzten tagelang von einer Stelle zur anderen, von einem Gespräch zum anderen, überall mussten wir Schlange stehen, oft nur um zu erfahren, dass der Herr oder die Dame nicht zuständig waren. Alle waren nett und freundlich, aber keiner konnte uns klare Antworten geben. Vielleicht lag es an unseren Fragen. Am Ende hatten wir einen Haufen Formulare und wussten soviel wie vorher. Vorläufig streckten wir die Waffen.

Es geschah an einem glutheißen, stillen Nachmittag, zu einer Zeit, da jeder Porteño Schatten und Ruhe sucht. Wir standen an

der breitesten Avenida der Erde, der Straße des 9. Juli, und warteten auf den Bus, als wir überfallen wurden. Ich merkte es gar nicht gleich, mein Willi, Gott sei es gedankt, überhaupt nicht, sonst wäre es wohl nicht so glimpflich abgegangen. Er hatte eben seine Börse in die Hosentasche geschoben, nachdem er die abgezählten Geldscheine für die Fahrt in die Brusttasche seines Hemdes gesteckt hatte, als eine Frau mittleren Alters, vom Typ der biedereren Hausfrau, eine große Einkaufstasche in der Hand, von hinten an uns herantrat.

„Guter Mann!“ rief sie. „Ihnen hat ja ein Vogel einen Fleck auf die Schulter gesetzt.“

Mit diesen Worten drückte sie mir ihre Einkaufstasche in die Hand. Ich schaute nach oben und wunderte mich für einen Augenblick, denn wir standen weit entfernt vom nächsten Baum. Tatsächlich prangte ein ockergelber, schmieriger Fladen hinten auf Willis hellgrünem Hemd. Donnerwetter, dachte ich, als ich ihn sah, das war aber ein sehr großer Vogel. Die Frau zog ein Taschentuch hervor und wischte meinem Willi an der Schulter herum. Derweil trat ein Mann hinzu, in hellblauem Polohemd, dunkelblauer Hose, die schwarze Aktenmappe unter den haarigen Arm geklemmt, die Andeutung von Unterwürfigkeit eines Hausiersers in der Körperhaltung. Auch er war mit einem Taschentuch bewaffnet.

„Sie Ärmster“, sagte er mit näseler Stimme, drückte meinem Willi die Aktenmappe in die Hände und rückte seine Hornbrille zurecht „Es hat sie wirklich arg erwischt.“

Dabei hantierte er im Verein mit der Hausfrau am ganzen Willi herum, der inzwischen mehrere riesige, gelbe Flecken an Hemd und Hose, selbst in seinem Haar hatte. Plötzlich fiel bei mir der Groschen. Lieber Gott, laß den Bus schnell kommen und mach, dass mein Willi nichts merkt. Der haut sonst zu und dann?

Eine bezaubernde junge Frau kam dazu und mischte sich ein: „Sie haben auch einen Teil abbekommen. Ich werde sie sauber machen.“ Schon wischte sie an meinem Rücken herum. „Wenn sie ihre Tasche herunternehmen, kann ich besser an den Fleck heran“, sagte sie und versuche mir den Riemen meiner Umhängetasche, die ich quer vor dem Bauch hängen hatte,

über den Kopf zu ziehen.

Mir fiel nichts Besseres ein, als der Frau einfach die Einkaufstasche der anderen in die Arme zu drücken, ihr dann um den Hals zu fallen, sie fest an mich zu drücken und zu stammeln:

„Vielen Dank, sie sind zu freundlich, aber es geht schon. Lassen sie nur.“

Die beiden anderen, die meinem Willi halfen, sich zu säubern, verteilten dabei immer mehr von der gelben Sauerei. Der Mann nestelte nebenbei an dem Bündel herum, an dem mein Willi seine Geldbörse, eine zum Umhängen für Kinder, an die Gürtelschlaufe gebunden hatte. Ich riß den Gauner an meine füllige Brust, preßte meine Wange an seine, strich ihm über sein schütteres, strähniges Haar und bedankte mich überschwenglich für seinen Beistand. Meine etwas glutvolle Liebesbezeugung brachte ihn völlig aus dem Konzept.

Die bezaubernde Junge hatte die fremde Tasche abgestellt und fummelt bereits wieder an meiner Umhängetasche herum. Ich warf ihr wieder meine Arme um den Hals. In der Ferne sah ich den Bus kommen, als ein junger, etwas finster dreinblickender Bursche, wie aus dem Nichts, auf dem menschenleeren Gehsteig auftauchte. Die bezaubernde Junge winkte in her:

„Ach helfen Sie uns doch. Schauen sie sich diese Bescherung an.“

„Da kommt unser Bus“, rief ich. „Willi halt ihn an.“

Mein Willi war immer noch, gemeinsam mit der Hausfrau, ganz vertieft in die Beseitigung der unappetitlichen Spuren. Hektisch umarmte ich alle noch einmal flüchtig, um uns in Bewegung zu halten und bedankte mich herzlich, dann stiegen wir ein. Ich sah, wie die vier Personen gemeinsam auf ein Auto zu rannten, schnell einstiegen und davonfuhren.

Mein Willi ärgerte sich über die Flecken.

„Mensch Willi! Freu dich doch, dass alles so gut abging.“

Er starrte mich ärgerlich an.

„Wieso gut abging?“ fragte er giftig. „Schau mal wie ich aussehe und das Zeug stinkt auch noch.“

„Willi, das war ein Überfall und ich habe 3000 Dollar in der Umhängetasche. Jetzt kannst du mir eine reinhauen. Ich habe das Geld neulich geschwind da hineingestopft und vergessen, wieder heraus zu tun.“

Mein Willi schaute völlig entgeistert. Dann rief er:

„Das ist ja ungeheuerlich. Warum hast du nichts gesagt? Die hätte ich alle kurz und klein geschlagen.“

„Eben“, erwiderte ich. „Ich fand umarmen und küssen sicherer. Du siehst, es hat gewirkt. Die Gauner waren eh nicht sehr sattelfest in ihrem Handwerk. Sie haben dir nicht einmal das Fahrgeld aus der Hemdtasche stibitzt. Das waren blutige Anfänger.“

Mein Willi rieb sich ausgiebig die Nasenwurzel, dann sagte er grollend:

„Ich hätte sie kurz und klein geschlagen.“

„Und ich hätte dich jetzt im Krankenhaus besucht.“

Außer dem Schrecken, ein paar stinkenden Senfflecken und einer neuen Erfahrung trugen wir nichts davon.

6

Eines Freitags standen wir wieder mit unseren Gepäckbergen am Retiro. So originell, wie wir vor Tagen vom Retiro zu Hugos Heim gekommen waren, war auch unser Fortgehen. Hugo wich kaltblütig ein paar hundert Meter von seiner Route ab und holte uns, mit ziemlich vollbesetztem Bus, bei sich zu Hause ab. Wieder begleitete uns die ganze Familie. Hugo winkte energisch ab, als wir bezahlen wollten.

„Macht doch nicht so viel Aufsehen“, brummte er.

Eigentlich ist es unzulässig, größere Gepäckmengen im Bus mitzuführen. Wir drängten uns samt dem Gepäck auf dem Rücksitz. Spielte das eine Rolle, bei der Liste von Vergehen, derer wir uns auf dieser Fahrt schuldig machten? Weil es in letzter Zeit öfter zu Überfällen auf Stadtbusse gekommen war, selbst am hellichten Tag, war ich wieder einmal besorgt, um unseren Besitz und unser Leben. Mit den vielen Taschen und

Rucksäcken waren wir augenfällige Opfer. Auch der dümmste Dieb konnte sich denken, dass keiner ohne Geld verreist und hier was zu holen war.

Ein Glück, zwei Haltestellen weiter stieg, bis an die Zähne bewaffnet, ein Polizist ein. Der Gesetzeshüter stellte sich breitbeinig vor uns auf und starrte mit stählernem Blick vor sich hin. Seine Kiefermuskeln spielten dabei unter der glattrasierten Haut. Mit einer Hand hielt er sich fest, die andere hatte er markig zur Faust geballt. Stramm stand der drahtige, kleine Mann da, die Hinterbacken in seiner straff sitzenden Hose fest zusammengekniffen. Das Auge des Gesetzes wachte über uns. Ich vertraute seiner abschreckenden Wirkung und vertiefte mich in ein letztes Gespräch mit Hugos Töchtern.

Die Fahrt verging wie im Flug. An der Endhaltestelle stiegen alle aus. Außer uns. Noch bevor neue Fahrgäste einsteigen konnten, gab Hugo Gas zu einer rasanten Extratour. Wir fegten über ein paar verkehrsreiche Kreuzungen und hielten mit quietschenden Bremsen vor dem Busbahnhof. Jeder schnappte sich ein Gepäckstück und rannte damit bis in die Halle des Busbahnhofes. In fliegender Hast verabschiedeten wir uns und schon sauste Hugo mit seinem Anhang hinter sich, wie ein Komet mit seinem Schweif, durch die Halle und verschwand durch die Drehtür. Wir traten unsere vorletzte Etappe an.

7

Nachdem wir einen halben Vormittag vor dem Fahrkartenschalter der Eisenbahn in einer langen Schlange gewartet hatten, nur um zu hören, dass kein Schlafwagenplatz mehr frei sei, mussten wir also wohl oder übel mit dem Bus fahren. Es war nicht nur unbequemer, sondern auch teurer. Dafür aber wesentlich schneller. Es gab eine ganze Handvoll Gesellschaften, die in unsere Richtung fuhren. Wir klapperten alle ab und entschlossen uns, für den billigsten.

„Wo soll da schon ein Unterschied sein?“ sagten wir und täuschten uns gewaltig.

Obwohl es längst Zeit zur Abfahrt war, war weit und breit kein

Bus zu sehen. Erst eineinhalb Stunden später fuhr er vor. Die meisten Fahrgäste zuckten bloß die Schultern, andere bedrängten den Fahrer um eine Erklärung.

„Werkstatt“ knurrte er lapidar.

Von außen machte der Bus nicht viel her, innen war es staubig, die Polster zerschlissen, es roch muffig.

Als die 15-Millionen- Stadt hinter uns lag, umgab uns bis an den Horizont nur Gras, ab und zu schoben sich kleine Baumgruppen ins eintönige Bild. Es war heiß, und wir schwitzten wieder einmal aus allen Poren. Es sollte für längere Zeit das letzte Mal sein. Wir hätten es genießen sollen, stattdessen hätte ich, ohne mit der Wimper zu zucken, dem Teufel meine Seele versprochen, für ein ausgiebiges Duschbad. Als am späten Nachmittag der Bus an einem Rasthaus hielt, ließ ich mir minutenlang das Wasser, das ganz lau aus der Leitung kam, über die Arme laufen und fluchte über die Schwüle, die über dem Land brütete. Viele aßen im Restaurant, andere setzten sich, wie wir, in den Schatten unter den Pappeln nieder und packten ihr Vesper aus. Eine Stunde später ging die Fahrt weiter.

Gegen Abend verschwand die Sonne hinter einer schwarzen Wolkenbank, die am flachen Horizont drohte. Wir fuhren der Hölle entgegen. Wenig später raste ein Sturm daher, drückte das Gras flach gegen den Boden und trieb hinterdrein Platzregen über das topfebene Land. Der Bus fuhr nur im Schrittempo, schließlich hielt er am Straßenrand an. In allen Richtungen zuckten Blitze, züngelten am Firmament entlang, stießen wie feurige Speere vom Himmel herab und schlugen ihre Spitzen in die Erde. Das ohrenbetäubende Krachen der Donnerschläge erfüllte die Luft. Der Bus schwankte im Anprall der Sturmböen. An den Fensterscheiben drang der Regen herein, lief an den Wänden hinab, tropfte durch die Lüftungsklappen an der Decke, sammelte sich in Pfützen im Mittelgang, durchnäßte die Polster der Fensterplätze. Es wurde kühl. Als der Regen nachließ, fuhren wir weiter. An den

Fensterrahmen saßen hunderte von Käfern, die das Wasser aus ihren Schlupfwinkeln getrieben hatte. Ich rückte soweit wie möglich ab.

„Mensch, Willi, wir hätten halt doch ein paar Mark mehr für die Fahrt anlegen sollen“, sagte ich und schloß angeekelt die Augen.

Später stand der Mond am klaren Himmel und warf harte Schatten an die felsigen Hänge. Wir hatten das flache, fruchtbare Land verlassen. Gegen Morgen glitzerte der Frost auf dem kargen, steinigen Boden. Wir froren erbärmlich in unserer sommerlichen Kleidung, denn der Bus hatte keine Heizung und unsere Mäntel und Anoraks lagen gut verstaut unten im Gepäckraum. Eng aneinander gekuschelt erwarteten wir den neuen Tag, der blau und eisig hinter uns im Osten heraufzog und die fernen Schneefelder der Andengipfel vor uns leuchten ließ.

Am späten Vormittag waren wir da. Wir zerrten unsere Anoraks aus den Reisetaschen. Mein Willi beeilte sich, ein Hotelzimmer zu finden, während ich in kurzen Hosen und Winteranorak vor dem schneidend kalten Wind hinter einer Mauer Schutz suchte, das Gepäck in Sichtweite. Mein Willi kam schon wenige Augenblicke später zurück.

„Gleich um die Ecke, mein Gelimädchen, wartet ein völlig überheiztes Zimmer auf deine blaugefrorenen Beine.“

Nach und nach schleppte er unsere Habseligkeiten fort, ich paßte auf den Rest auf.

Es verschlug mir fast den Atem vor Hitze, als ich das Zimmer betrat. Trotzdem stellte ich mich lange unter die heiße Dusche. Auf meinen Beinen blühte ein Nesselausschlag und juckte fürchterlich. Nachmittags wollten wir einen Spaziergang durch die Stadt machen. Die Sonne schien, aber der schneidende Wind, der um die Hausecken pfiff, trieb uns bald in eines der zahlreichen Cafés.

„Hättest du gedacht, dass es Ende Oktober hier noch so kalt ist?“ fragte mein Willi.

Er wärmte sich die kalten Hände an der heißen Teetasse.

„Wahrscheinlich spüren wir die Kälte nach den heißen Monaten in Brasilien ganz besonders. Wenn bloß unsere Pakete aus Deutschland bald kommen, dass wir wenigstens warme Kleider haben“, sagte ich.

Wir ahnten nicht, dass unsere Pakete erst einen Monat später kommen, und wir bis dahin noch manches Mal vor Kälte schlottern würden.

Ein trüber Morgen empfing uns, als wir das Hotel am anderen Tag verließen. Schwarze Berge unter grauem Himmel. Der Wind hatte sich fast gelegt.

„Die letzten 130 Kilometer von ungefähr 14000“, sagte mein Willi, als das alte Vehikel ratternd und knatternd die Stadt verließ.

Unterwegs nach Los Abedules begann es zu nieseln. Nebelschwaden zogen durch die Täler, die Berggipfel waren in Wolken gehüllt. Auf halber Strecke machten wir Rast. Eine Handvoll elender Holzhütten, um ein stillgelegtes Sägewerk gruppiert, eine winzige Kapelle, zu der steil ein schlammiger Weg hinauf führte, der von großen Büscheln gelber Narzissen gesäumt war, ein Schulgebäude und eine Kneipe, bildeten die einzige Ansiedlung auf dem Weg von der Kreisstadt nach Los Abedules. Alles verließ den Bus und drängelte sich händereibend um die Tonne im Gastraum, in der ein Holzfeuer bullerte. Nur spärlich fiel Licht durch die kleinen Fenster des kümmerlichen Holzhauses. Es roch nach kaltem Rauch und Schaffell. Eine gute Weile später ging die Fahrt weiter.

Es war, als hätten wir Los Abedules erst vor kurzem verlassen. Wie bei unserer Abreise vor 19 Monaten lag es grau, nass und kalt da, die Straßen zur frühen Nachmittagsstunde verlassen. Hätten Erna und Richard uns nicht erwartet, wäre es ein trister Empfang gewesen für uns zwei Neuankömmlinge. Erna stand strahlend in ihrer winzigen Küche. Auf dem Tisch dampfte schon der heiße Kaffee, Kuchen und Torten wurden aufgetragen. Es war warm und behaglich bei unseren Freunden.

Sie waren vor kurzem in ihr neues Haus gezogen, lebten

allerdings auf engstem Raum, denn der Innenausbau war längst noch nicht fertig.

„Erna, wie hältst du das bloß aus?“ fragte ich. „Das schlimmste, was mir je passieren könnte, wäre, in einer Baustelle leben zu müssen.“

Erna lachte und zuckte die Schultern.

„Mir wäre es auch lieber, die Zementsäcke im Flur würden bald verschwinden, aber es gibt schlimmeres. Auch wenn es in der Küche ziemlich eng zugeht, besonders jetzt, wo unsere Tochter mit ihrem Baby zu uns kommt, aber Hauptsache ich bin in meinen eigenen vier Wänden, weißt du“, sagte sie. „Das Bad und das Schlafzimmer sind ja bis auf Kleinigkeiten fertig.“

Ich bewunderte ihre Gelassenheit. Tage später wäre ich froh gewesen, auch nur annähernd so komfortabel zu wohnen, wie Erna und Richard.

Wir durften, was wir an Gepäck nicht gleich brauchten, bei den beiden lassen. Richard brachte uns im Wagen durch den verregneten, düsteren Abend in eine Pension. Das Zimmer war ebenerdig, klein und spartanisch eingerichtet. Der Winter wohnte noch in den Wänden und das Bett war klamm. Der Regen trommelte an die Scheiben. Wir saßen fröstelnd auf der Bettkante, beim trüben Schein der Deckenlampe und schauten uns müde und beklommen an.

„Nun sind wir da. Und jetzt?“ sagte mein Willi und rieb sich die Nasenwurzel.

„Tja, und jetzt? Morgen suchen wir eine Bleibe, das ist das Wichtigste“, sagte ich.

„Aber wir haben ja gar nichts, keine Möbel und keinen Hausrat“, wandte mein Willi ein.

„Das werden wir alles kaufen, aber erst einmal brauchen wir so schnell wie möglich ein Dach über dem Kopf.“

Ein Dach über dem Kopf - Möbel - Hausrat: Wie einfältig wir doch waren.

Achtes Kapitel

1

Morgens regnete es immer noch. Die Wolken hingen bis weit herab in das Tal. Es wäre besser gewesen, die Decke über den Kopf zu ziehen und den Tag zu verschlafen, denn er ging in unsere Lebensgeschichte als „Schwarzer Montag“ ein.

Richard holte uns nach dem Frühstück ab, und wir fuhren zu unserem Grundstück. Ich freute mich darauf und war gespannt, wie es auf mich wirken würde, jetzt wo es Schauplatz unseres Lebens werden sollte. Richard stellte den Wagen auf der Straße ab, und wir stapften unter den tropfenden Weiden den versumpften Pfad entlang zu unserem Haus. Unvermittelt blieb ich stehen.

„Donnerwetter, was ist denn das?“ rief ich aus und deutete auf die hässliche, über zwei Meter hohe, 25 Meter lange, unverputzte Mauer aus Hohlblocksteinen, die dort stand, wo vorher grünes Weidengebüsch war. Sie stieß an die Wand einer 13 Meter langen Garage, welche die ganze Stirnseite unseres Landes einnahm.

„Beides steht seit letztem Herbst“, sagte Richard. „Da könnt ihr gar nichts machen.“

„Wie kann man einem nur so brutal die Aussicht verschandeln?“, stieß ich aufgebracht hervor und stürmte nach hinten in den Garten, um das Bollwerk, das der Nachbar zwischen uns aufgerichtet hatte, in Augenschein zu nehmen.

Auf halbem Weg blieb ich wie angewurzelt stehen. Wo Paul sein Gemüse angebaut hatte, starrte mir eine Grube entgegen, etwa einen Spatenstich tief und fünfzehn auf fünf Meter im Geviert. Der ganze Humus war verschwunden. Wasser hatte sich angesammelt.

Richard blickte mich bekümmert an. „Das war ganz früh im vergangenen Frühjahr. Ich fragte die Nachbarin, ob sie jemanden gesehen hätte. Schließlich verschwinden 15

Kubikmeter Erde nicht über Nacht. Sie wollte nichts gesehen haben. Das war lange vor dem Mauerbau und zufällig gerade als sie ihre Erdbeerbeete anlegte.“ Aha, Erdbeerbeete!

Mit unserer Erde!

Die Mauer stand haarscharf auf der Grundstücksgrenze, die Garage ebenfalls, folglich befanden sich die Betonfundamente auf unserem Grund und Boden. Der Bach war umgelenkt worden, anstatt zwischen malerischem Wurzelwerk floss er jetzt durch ein Loch im Fuß der Mauer auf das Nachbargrundstück. Bauschutt und Blechstücke, halb verrottete Zementsäcke und Drähte lagen in der Ecke zwischen der Mauer und der einzigen Weide, die stehen geblieben war. Große, tiefe Löcher waren die Überbleibsel der anderen Bäume, die der Nachbar herausgerissen hatte, um seine Garage zu bauen.

„Zuerst die Erde klauen und dann Mauern auf meinem Grund und Boden bauen. Dem Nachbarn werde ich was husten!“ knurrte mein Willi.

Bei unserem Rundgang wies Richard uns verlegen darauf hin, dass die drei großen Baumstämme verschwunden seien, die Paul aufgestellt hatte, um darauf einen Wassertank zu installieren, sowie die steinerne Spüle, die hinter dem Haus gestanden hatte. Ich winkte ab. Darauf kam es mir nach allem auch nicht mehr an. Mein Willi brummte vor sich hin.

Der nächste Nackenschlag traf uns, als wir das Haus betraten. In der Hinterwand riss ein etwa ein Meter großes Loch seinen Rachen auf. Wir waren sprachlos. Richard versicherte uns, dass er immer wieder hergekommen sei, um zu schauen, ob alles in Ordnung war.

„Als ich in den letzten Wochen herkam, ging ich allerdings nicht um das Haus herum, denn es ist alles pitschnass. Es hat den ganzen Winter hindurch viel geregnet und überall stehen tiefe Pfützen. Ihr müsst auf jeden Fall ein paar Entwässerungsgräben anlegen.“

Aha, Entwässerungsgräben!

„Aber wer hat das getan und warum?“ stammelte ich. „Hier gibt es doch nichts zu holen.“

Mein Willi rüttelte an der Tür zum Badezimmer.

„Die hatten wir damals abgeschlossen“, sagte Richard und zog den Schlüssel aus der Hosentasche. Er schloss auf. Wir standen wie vom Donner gerührt und starrten alle drei in das kleine Geviert, wo letztes Jahr ein Waschbecken und eine Kloschüssel gewesen waren. Nur die Leitungsrohre lugten noch aus der Wand.

„Jetzt verstehe ich gar nichts mehr.“ Mein Willi schnappte nach Luft. „Die Tür war doch abgeschlossen. Wie haben die denn das Zeug durch die verschlossene Tür hinaus geschafft?“

Diese Frage sollte auf immer unbeantwortet bleiben. Richard war über allen Verdacht erhaben. Er war mindestens so betroffen wie wir. Mir saß ein dicker Kloß im Hals.

„Das halbe Dach weg, den Humus abgegraben, Mauern hingestellt, die Wand eingeschlagen, alles Bewegliche mitgenommen, Entwässerungsgräben graben...“, sagte mein Willi plötzlich ganz kleinlaut und rieb sich die Nasenwurzel.

„Auf was haben wir uns da bloß eingelassen?“, sagte ich und wäre am liebsten gleich wieder abgereist.

Richard nahm uns zu sich nach Hause, wo uns Erna einen heißen Kaffee einschenkte, ihr Allheilmittel. In der kommenden Zeit sollte sie uns mit mancher Tasse kurieren müssen. Wir saßen um den Küchentisch, während Erna in einem Topf mit Gulasch rührte. Mein Willi starrte geistesabwesend aus dem Fenster, vor dem ein großer Kirschbaum stand und bearbeitete ausgiebig seine Nasenwurzel. Richard schaute von einem zum anderen und sagte nach einer Weile:

„Nun nehmt das bloß nicht so tragisch. Bei Sonnenschein sieht das alles gleich ganz anders aus.“

„Die Erde geklaut, das muss man sich einmal vorstellen“, sagte ich bedrückt. „Und dann diese fürchterliche Mauer.“

„Geli, das mit der Mauer ist nicht gar so schlimm. Die kann man bewachsen lassen. Außerdem hält sie die eisigen Südwinde von deinem Garten ab“, sagte Richard.

„Das Grundstück ist ein einziger Sumpf. Das war doch nicht, als wir es gekauft haben. Dort kann man nicht wohnen, du sagtest ja selber, dass du nicht um das Haus gehen wolltest, wegen den tiefen Pfützen“, sagte ich bedrückt.

„Als ihr damals hier gewesen seid, da war es Sommer und hatte lange nicht geregnet. Der mittlere Teil des Tales ist immer schon ziemlich sumpfig gewesen. Im Winter, wenn es viel regnet, wird es recht feucht. Ihr müsst ein paar Entwässerungsgräben machen. Dort sammelt sich das Wasser und wird dann in den Bach geleitet. Ich werde euch das genau erklären.“

Richard holte ein Blatt Papier und zeichnete unser Grundstück und die Linien, wo wir unsere Gräben graben mussten.

„Mit der überschüssigen Erde, die dabei anfällt, könnt ihr dann gleich euer Gemüsegärtchen wieder auffüllen.“

„Schluss mit den Problemen. Jetzt essen wir zusammen“, sagte Erna. „Ihr werdet sehen, mit einem Ungarischen Gulasch im Bauch lassen sich die Schwierigkeiten leichter lösen.“

Mein Willi hörte auf, sich an der Nasenwurzel zu reiben und beschäftigte seine Hände mit Messer und Gabel. In seine Augen trat wieder Leben, als er in den Nudelberg stach, auf dem sich die Fleischbrocken und Paprikastückchen türmten. Auch mir schien, beim Anblick des gefüllten Tellers, dass sich alles finden würde.

„Zunächst werden wir uns um eine Unterkunft kümmern, dann in Ruhe überlegen, wie es weitergehen soll. Wir müssen alles abwägen, bevor wir eine Entscheidung treffen und uns festlegen“, sagte mein Willi.

„Eben, vielleicht bleiben wir gar nicht hier“, sagte ich, „sondern machen eine Weltreise und ...“

„Nun mal langsam, Geli, lass uns erst einmal richtig ankommen, bevor wir weiterreisen“, unterbrach mich mein Willi.

„Ich meine ja nur, dass wir nicht unbedingt hier bleiben müssen, wenn es uns nicht gefällt. Wir sind schließlich vogelfrei“, fuhr ich fort.

Richard, der Gute, begleitete uns am Nachmittag zu den verschiedenen Maklern und fragte auch sonst herum, wegen einem Obdach für uns. Wir sahen uns einige Behausungen an, eine übler als die andere, eine teurer als die andere. Das allerbilligste, schäbigste Loch sollte monatlich 300 Dollar Miete kosten und hätte mindestens 1000 Dollar gekostet, um es überhaupt einigermaßen bewohnbar zu machen.

„Diese Halsabschneider! Dabei bekommst du schon für 3000 Dollar ein schönes Grundstück“, sagte ich aufgebracht zu meinem Willi, als wir nach einer dieser abschreckenden Besichtigungen wieder in den Regentag hinaus traten. „Unmöglich können wir soviel Geld hinblättern, von dem wir nie wieder etwas sehen.“

Mein Willi ließ seinen Blick ratlos in der Gegend schweifen. „Irgendwo müssen wir ja hin“, sagte er ganz kleinlaut. „In der Pension können wir nicht lange bleiben, das läuft ganz schön ins Geld.“

„Donnerwetter, lieber stellen wir das Zelt in unserem Garten auf. Das kostet wenigstens nichts, und es ist tausendmal sauberer, als diese erbärmlichen Rattenlöcher voller Kakerlaken“, ereiferte ich mich.

Mein Willi war entsetzt. „Bei der Kälte zelten? Das ist ja wohl das Letzte. Und wo, bitte schön, sollen wir all das Zeug hintun, das die nächsten Tage kommt?“

Richard warf ein: „Wenn euere Sachen aus Deutschland eintreffen, dürft ihr sie gerne bei mir unterstellen. Wenn ihr wirklich zelten wollt, solltet ihr allerdings besser auf einem Campingplatz wohnen; da habt ihr wenigstens eine heiße Dusche und Toiletten.“

„Ich glaube, du hast recht, Richard“, sagte ich und fügte bissig hinzu: „Einen Aufpasser hätten wir in diesem Fall auch. Sonst wird nämlich, wenn wir nicht daheim sind, ein armer Mensch kommen, der schon immer ein Zelt gebraucht hätte und sich freuen, unseres verlassen zu finden.“

Mitten in unser Gespräch hinein stieß ein hochgewachsener, alter Mann, der schnurstracks über die Straße auf uns zu kam.

„Na, Richard. Besuch aus Deutschland?“

„Nein, Hermann, das sind Freunde, die hergezogen sind. Wir haben uns nach einer Bleibe für sie umgesehen, aber es sieht schlecht aus. Alles furchtbar teuer, seit die Preise in den Himmel klettern und der Dollar fällt und fällt.“

„Was wollt ihr machen?“ fragte uns barsch der Hüne Hermann.

Wir erzählten ihm von unserem Häuschen, und dass wir es vielleicht fertig bauen wollten.

„Müssen wir eigentlich bei dem Sauwetter hier auf der Straße herumstehen? Kommt heute Abend zu mir, dort können wir alles besprechen“, sagte der Mann. „Ich kann euch eine Menge Ratschläge geben, bin selber seit Kriegsende in diesem Land.“

Überall im Ausland gibt es diese - nennen wir sie mal - "Entwicklungshelfer", die ihren Landsleuten kräftig unter die Arme greifen wollen und dabei immer abrutschen, um in deiner Tasche mit dem Geldbeutel zu landen. So ist schon mancher Neuling bitter enttäuscht gewesen, wenn er Federn lassen musste, wo er dachte, alles sei eitel Brüderlichkeit unter Landsleuten; dabei vergisst der Naive jedoch, dass der "Entwicklungshelfer" ja auch von irgend etwas leben muss, unter anderem vom Lehrgeld, das der unerfahrene Tropf bezahlt.

„Der Hermann ist ein komischer Kauz“, sagte Richard. „Lasst euch ja nicht durch seine ungehobelte Art einschüchtern. Der Mann hat tatsächlich allerhand Erfahrung.“

Abends saßen wir in der Wohnung des Hermann Kain. Im offenen Kamin leckten die Flammen an einem Buchenscheit. Wir saßen in der Sofaecke, umgeben von Hunderten von Büchern, die meisten mit historischem oder politischem Inhalt. Als Herr Kain meinen Blick über die Buchrücken tasten sah, sagte er:

„Señora, das sind hochinteressante Sachen. Darüber müssen wir uns einmal ausführlich unterhalten.“

Mich interessierte im Augenblick die Weltgeschichte überhaupt nicht, sondern ausschließlich meine persönliche Zukunft und gottlob lenkte Herr Kain auch das Gespräch sofort auf unser Haus. Er wollte wissen, wie es aussah und welche Pläne wir hatten. Mit schneidiger Stimme kommandierte er seine Frau, die mit freundlicher Ergebenheit Holz im Kamin nachlegte, Tee aufgoss und Selbstgebackenes servierte.

„Ihr müsst das Haus auf jeden Fall fertig bauen, das ist doch gar keine Frage. Aber ordentlich. Mit Obergeschoss. Dann habt ihr was Anständiges. Wenn die Straße in die Kreisstadt einmal geteert sein wird, ist das viel Geld wert.“

Herr Kain kalkulierte eine stolze Summe für die Fertigstellung des Hauses samt Obergeschoss. Das lag weit über unseren Möglichkeiten. Ohne weiteres Nachdenken fand er, dass man das Obergeschoss auch spielend für Zweidrittel des von ihm veranschlagten Preises machen könne. Ich wunderte mich ein wenig, wie plötzlich er seine Kalkulationen unserem Geldbeutel anpasste, aber es blieb keine Atempause, um sich wirklich darüber Gedanken zu machen. Er versicherte lebhaft immer wieder:

„Das kriegen wir schon hin. Wir kriegen alles hin.“

Am Ende des Abends wussten wir, dass er in Argentinien schon unzählige Häuser gebaut hatte und sich auskannte mit allem, was mit Bauen zu tun hatte, zumindest behauptete er das.

„Ich kenne die Handwerker, ich bin im Bilde über die Praktiken der Geschäftsleute, weiß, wo ich am besten das Material bekomme. Wenn ich euch helfe, dann habt ihr euer Haus ganz sicher vor Einbruch des Winters fertig. Dafür stehe ich gerade. Das Zelten ist ja schön und gut, aber was macht ihr, wenn der Winter kommt?“

Für seine „umfassenden Bemühungen“ wollte er nur „schäbige zehn Prozent“ von den gesamten Baukosten.

„Es gibt nur eine Bedingung“, beendete er seine Ausführungen. „Bis morgen Abend will ich eure Antwort.“

Das gab mir einen unangenehmen Stich in die Magengrube, denn schon einmal, vor vielen Jahren, hatte mir in Spanien ein übler Geschäftemacher auf diese Weise die Pistole auf die Brust gesetzt. Meine überstürzte Entscheidung hatte jahrelange Sorgen nach sich gezogen. Der Fall endete vor Gericht. Ich hatte den Prozess nach nervenaufreibendem Hin und Her zwar gewonnen, jedoch ohne mein Geld jemals wiederzusehen, denn der Scharlatan hatte rechtzeitig Konkurs angemeldet. Diesmal warnte mich mein Bauch sehr nachdrücklich, aber ich missachtete das Warnzeichen.

Auf dem Weg in unsere Pension fand Richard, dass wir die Hilfe des Herrn Kain nicht bräuchten.

„Ich kann euch auch jede Menge Tipps geben, und die sind gratis.“

„Wenn Herr Kain alles in seine Hand nimmt, könnte das für uns Neulinge ein großer Segen sein, zumal wir das Haus schnell brauchen“, meinte mein Willi, und ich fügte hinzu:

„Oder ein Fluch, wenn er uns reinlegt.“

„Ich glaube nicht, dass er euch übervorteilen will“, sagte Richard. „Ich finde es allerdings eine unnötige Geldausgabe.“

In dieser Nacht wälzten sich mein Willi und ich lange schlaflos in unseren Betten. Wir besprachen haarklein das Für und Wider von Herrn Kains Vorschlag. Mir widerstrebte es einerseits, dass wir uns so schnell in den Bau stürzen sollten. Es war mir nach dem heutigen Tag nicht klar, ob ich es überhaupt wollte. Sollten wir in diesem Land, an diesem Ort, auf diesem versumpften, ummauerten Grundstück wirklich so viel Geld investieren? Es war dreimal soviel, wie wir ursprünglich geplant hatten und würde unsere ganze Barschaft auffressen. Andererseits hatten wir unsere Zelte in der Alten Welt abgebrochen und mussten so schnell wie möglich in der Neuen Welt ein Dach über den Kopf bekommen. Der Weg über Herr

Kain schien zweifellos der kürzeste und vielleicht auch der billigste, ganz sicher aber der bequemste zu sein.

„Vielleicht findet sich in den kommenden Monaten etwas Geeignetes zum Mieten, bis unser Haus fertig ist. Jetzt ziehen wir halt erst einmal auf den Campingplatz. Morgen rufen wir Herrn Kain an“, sagte mein Willi abschließend und drehte sich auf die Seite. „Versuch jetzt zu schlafen, ja?“

Niemals hätten wir uns diesem Entscheidungsdruck fügen sollen, sondern uns die Zeit nehmen, um alles in Ruhe zu überdenken. Wer weiß, wie alles gekommen wäre, wenn wir das Steuer unseres Lebensschiffes nicht aus der Hand gegeben hätten! Wir waren aus den fest gefügten Strukturen unseres Lebens ausgebrochen, auf der Suche nach Selbständigkeit, und jetzt hatten wir nichts Eiligeres zu tun, als unser Schiff einem unbekannten, aber forsch auftretenden Lotsen zu überantworten. Auch wenn sich tief in uns etwas gegen diese Fremdbestimmung sträubte, so war doch der weitaus größte Teil in uns froh, dass ein anderer unser Leben regelte und uns die Entscheidungen abnahm. Wir entließen uns aus der Selbstverantwortung und legten unserer Waschlappigkeit und unseren Minderwertigkeitsgefühlen den Tarnmantel der Vernunft um, sprachen sogar von einer Fügung Gottes. Wir glaubten mehr an die Fähigkeiten eines Fremden, als an unsere eigenen. Damals waren wir uns das nicht bewusst. Wir kamen gar nicht zum Nachdenken. Aber tief in uns, das erkannten wir erst viel später, wussten wir beide in jedem Augenblick der nun folgenden Zeit, dass wir eine lange Kette fauler Kompromisse eingingen. Anstatt in echtem Gottvertrauen die Dinge an uns herankommen zu lassen, auf die innere Stimme zu lauschen, schnappten wir nach dem ersten Knochen, den man uns hinwarf und bereuten es all die kommenden Jahre.

Es reicht eben nicht, die Freiheit zu erträumen, man muss sie auch ertragen können. Die Straße die aus der Abhängigkeit in die Freiheit führt, ist länger als die 14000 Kilometer zwischen dem ergonomischen Bürosessel in Stuttgart und dem Zeltplatz

in Los Abedules und kostet mehr als ein paar tausend Mark Reisekosten. Würden wir jemals an unser Ziel kommen?

Die Sonne hatte sich Bahn gebrochen zwischen den weißen Wolkenfeldern, als wir am anderen Tag mit zwei nagelneuen, blitzenden Fahrrädern, unsere allererste Anschaffung, durch den Ort radelten. Wir telefonierten mit Herrn Kain und engagierten seine Hilfe. Dann zogen wir mit Sack und Pack auf einen Campingplatz.

3

Herr Kain stürzte uns förmlich ins Bauen. Kaum hatten wir nachmittags unser Zelt aufgestellt, waren wir schon mit ihm unterwegs. Wir fuhren in Sägewerke und Baumärkte – was man hier so Baumarkt nennt. Herr Kain begutachtete Materialien, handelte Preise aus, und wir legten nur noch das Geld hin. Am Abend dieses ersten Tages als Bauherren, stellten wir einen Maurer ein, der seine beiden Söhne als Gehilfen mitbrachte. Schon am anderen Morgen schlugen sie für den Älteren der Burschen in einer winzigen Hütte, die hinter dem Haus stand, ein Lager auf, eingepfercht zwischen Schubkarren, Schaufeln, Betonmischmaschine und anderem Werkzeug. Fortan hatten wir einen Nachtwächter.

Abends schlüpfen wir, bis an die Nasenspitzen, in unsere Schlafsäcke.

„Ein historischer Moment. Die erste Nacht in unseren eigenen vier Wänden, wenn auch nicht auf unserem Grund und Boden. Bist du dir das bewusst?“ fragte ich schläfrig.

„Sehr bewusst, liebste Geli, diese Wände lassen ein unbewusstes Davongleiten in Traumgefilde nicht ohne weiteres zu; es scheinen die Wände eines Kühlhauses zu sein“, erwiderte mein Willi.

„Aber es sind unsere und...“

Mein Willi unterbrach mich: „Und obendrein zahlen wir für die nicht ganz drei Quadratmeter Campingplatz nur halb soviel

Miete wie für unsere Zwei-Zimmer-Wohnung in der Stuttgarter Innenstadt. Das wolltest du doch sagen?“

„Hm!“, murmelte ich.

Nach einer kleinen Weile stupste mich mein Willi und fragte: „Schläfst du schon?“

„Ja!“, sagte ich heftig.

„Nicht so laut, sonst wachst du wieder auf.“ Mein Willi lachte unterdrückt. „Ich wollte dir nur noch zwei Dinge sagen. Erstens bin ich froh, dass wir diesen Herrn Kain haben. Es hat heute ja alles wie am Schnürchen geklappt, direkt atemberaubend.“

Ich fiel ihm ins Wort: „Dann halt jetzt die Klappe, damit du wieder zu Atem kommst, ich will schlafen.“

„Ich wollte nur noch eines sagen, darf ich?“. flüsterte mein Willi an meinem Ohr.

„Nein!“

„Okay Boss, dann sage ich nicht, dass ich dich liebe“, murmelte er und küsste mich aufs Ohr.

4

Herr Kain war sehr rührig und hatte die für den Bau benötigten Baumstämme im Handumdrehen besorgt. Der Wald seines Nachbarn war vor Jahren zum guten Teil abgebrannt. Zwei Hektar angekohlter Bäume standen seitdem herum, und mein Willi durfte sich holen, was er brauchte. Wir mussten keinen Pfennig dafür bezahlen.

Drei Tage lang schwang sich mein Willi bei strahlendem Sonnenschein auf sein Fahrrad und strampelte die sieben Kilometer den Berg hinauf. Herr Kain ließ ihm gegen das ortsüblich hohe Entgelt seine Motorsäge und unterwies den Anfänger Willi in der sachgemäßen Handhabung des kreischenden Monstrums. Von den verrußten Stämmen schwarz wie ein Köhler, kam mein Willi abends zerschunden und müde, aber strahlend zurück.

„Ich könnte jauchzen vor Lebensfreude“, sagte er und zerzauste mir übermütig die Haare. „Das ist der beste Job, den

ich je hatte. Stell dir meinen Arbeitsplatz vor: Die Sonne scheint; um mich duftet es nach Harz, nach Holz, nach Frühling. Ich schlendere durch den Wald und suche mir in aller Ruhe genau die Stämme aus, die ich brauche. Dann setze ich die Motorsäge an und ratsch- säge ich den Baum um. Danach muss ich alle Äste wegschneiden. Richtige Männerarbeit. Schwierig wird es, wenn ich die einzelnen Stämme aus dem Wald, durch das Unterholz, zum Weg ziehen muss. Aber irgendwie schaffe ich es immer. Ab und zu lege ich eine Pause ein, schaue hinüber zu den Bergen und hinab in das grüne Tal. Ich bin hier und meine armen Kollegen müssen weiterhin Tag für Tag in ihren Bürosesseln sitzen. Ich bin so froh, dass wir hergekommen sind“, sagte er und umarmte mich, dass mir die Luft weg blieb. Obwohl wir jede Menge Pflaster und Ringelblumensalbe verbrauchten, um seine Wunden zu versorgen, sollten es für meinen Willi für viele Wochen die einzigen glücklichen Tage sein. Mit sich und seinen Bäumen allein, unter strahlender Sonne, das war die Verwirklichung eines Stückchens seines ganz persönlichen Männertraumes.

In einer abenteuerlichen Nacht- und Nebelaktion wurden die 50 etwa zehn Meter langen Baumstämme zu unserer Baustelle befördert. Der Wald, aus dem die Bäume stammten, lag kurz hinter der Grenze zur Nachbarprovinz. Herr Kain beantragte beim zuständigen Amt die Genehmigung für das Fällen und Transportieren der Stämme. Ich bezahlte die Gebühr. Es war recht umständlich, bis wir alle Papiere beieinander hatten, die Stämme begutachtet und amtlich gezeichnet waren. Wir waren froh, dass Herr Kain da war und uns half. Er tobte und raufte sich die Haare, als sich herausstellte, dass man trotz Genehmigung und allen bezahlten Stempelgebühren die Stämme auf keinen Fall in eine andere Provinz bringen darf.

„Das wäre ja gelacht“, rief Herr Kain, „wenn ich das nicht hinkriegen würde!“

Er bestellte einen Lastwagen und ließ das Holz im Dämmer des schwindenden Tages aufladen. Der Fahrer und sein Helfer machten sich am Wegrand ein kleines Lagerfeuer, wärmten in

einem rußigen Teekessel das Wasser für ihren Mate-Tee und brutzelten sich ein paar Würste, während Frau Kain uns in ihrer Küche selbst geräucherten Schinken, hausgemachtes Brot und Tee hinstellte. Lange nach Mitternacht brachen wir auf.

Herr Kain fuhr mit meinem Willi in seinem Auto voraus, um zu spähen, ob keine Gesetzeshüter unterwegs waren. Ein paar Minuten hinter drein folgte der Holztransporter. Ich schwang mich zu den beiden Männern in das Fahrerhaus des Lastwagens, das nur an der linken Seite eine Tür hatte. Die Beifahrertür war längst aus den rostigen Angeln gefallen. Der Motor dröhnte durch die Stille der Nacht, und es schien mir, dass das ganze Tal davon erwachen müsste. Ächzend setzte sich der Lastwagen in Gang und rumpelte, mit ausgeschalteten Scheinwerfern, über einen langen, holprigen Feldweg hinab auf die Landstraße. Die Männer schwiegen. Der Fahrer hatte eine Zigarette in den rechten Mundwinkel geklemmt, deren rötliches Glimmen das stoppelbärtige Gesicht schwach aus der Dunkelheit hervortreten ließ. Angestrengt starrte er auf den Weg, der zwischen den dunklen Wällen der Dornenhecken gerade noch als diffuses Band zu erkennen war. Über dem schwarzen Rücken der Anden stand reglos die Mondsichel.

Es schien mir eine Ewigkeit vergangen, als das Rütteln zu Ende war. Wir bogen, immer noch ohne Licht, auf die asphaltierte Landstraße ein. Jetzt kam die kritischste Strecke. Zuerst mussten die paar Kilometer bis zum Ortsrand überwunden und dann das ganze Städtchen durchquert werden. Zunächst ging alles gut, trotzdem klopfte mir das Herz bis zum Hals.

Ein kleines Schild, wie etwa „Rasen betreten verboten“, hatte mich mein Lebtag unweigerlich zur absoluten Einhaltung des Verbotes gezwungen. Wie weit war es mit uns gekommen, dass wir auf hinterlistige Weise Langholz schmuggelten. Bloß nicht erwischt werden! Diese Schande!

Hinter uns in der Ferne tauchten die Scheinwerfer eines Wagens auf. Mein Fahrer schaltete das Standlicht ein und hielt

sich scharf rechts. In schneller Fahrt überholte uns kurz darauf ein Lieferwagen und verschwand über der Kuppe im Wald. Wir schalteten die Lichter wieder aus. An dieser Stelle sei vermerkt, dass es damals eher die Regel, als die Ausnahme war, im Ort oder sogar auf offener Landstraße Autos und Lastwagen zu begegnen, die nur sehr ungenügend oder gar nicht beleuchtet waren. Fahrräder haben niemals eine Beleuchtung.

Wir sahen schon die Lichter des Ortes, als es passierte: Plattfuß. In großer Aufregung und fliegender Eile wurde der Reifen gewechselt. Der Ersatzreifen war völlig abgefahren und hatte kaum Luft. Ich rang die Hände. Mein Willi, der wenig später mit Herrn Kain uns Vermisste suchen kam, stand kurz vor einem Herzinfarkt, als er die Radkreuz schwingenden Männer sah. Schließlich ging es weiter. Auf einer Nebenstraße rattete der kleine Konvoi durch Los Abedules und bog am Ortsende in unseren frisch geschotterten Weg ein. Hastig und unter leisem Fluchen luden die Männer die Stämme auf der Baustelle ab. Alles atmete auf. Jetzt war es unwahrscheinlich, dass noch irgendjemand nach der Herkunft des Holzes fragen würde.

„Ein richtiger Schurkenstreich“, sagte mein Willi, als wir spät in der Nacht endlich in unsere Schlafsäcke krochen. „Hättest du das von uns gedacht? Man kennt doch tatsächlich keinen wirklich, nicht einmal sich selber. Ganz schön dreist, wie?“

„Quatsch! Wir haben uns fast in die Hosen gemacht und wenn Meister Kain das Unternehmen nicht vorbereitet und durchgeführt hätte, wäre der Transport nie im Leben zustande gekommen. Die Stämme wären in den nächsten Jahren dort oben still verrottet.“

„Möglich“, drang es leise aus dem Schlafsack neben mir.

5

Dann kamen Wochen, die einem Alptraum glichen. Alles musste gleichzeitig gemacht werden. Das Dach wurde abgedeckt, die Bretter der schönen Holzdecke dabei ruiniert und am Ende zu Schalbrettern degradiert.

„Das Dach muss neu gedeckt werden“, flötete mein Willi spöttisch. „Die schöne Holzdecke wird sonst völlig ruiniert, wenn es im Winter regnet. - Mensch Geli, wir waren so was von blöd damals, das viele Geld für ein gutes neues Dach auszugeben, als wir dieses Haus kauften.“

Die Dachbalken fanden, bis auf ein paar wenige, ebenfalls ihr unrühmliches Ende als Bauholz. Die Zypressen und Tannen, die mein Willi eigenhändig aus dem Wald geholt hatte, sollten stattdessen Dachbalken, Träger und Stützen für die Zwischendecke werden. Bauführer Kain hieß die Maurer alle Hausecken abreißen, ebenso den Mittelteil der Wände. Es wurden Betonpfeiler eingegossen. Kaum ein Hohlblockstein blieb auf dem anderen. Der stümperhaft gemachte Estrich wurde erst schwer beschädigt, dann herausgerissen und Monate später durch einen ähnlich verpuschten ersetzt.

Wäre es nicht gescheiter gewesen, das Häusle, so klein wie es war, einfach fertig zu bauen und billig zu verkaufen, oder ganz abzureißen und von Grund auf neu zu bauen, anstatt daran herumzustückeln? Herr Kain in seiner herrischen Art und die Aussicht am Ende des Sommers immer noch obdachlos zu sein, ließen uns für diese Überlegungen jedoch gar keinen Raum. Vor lauter Angst, es nicht zu schaffen, rannten wir blind der Zukunft entgegen und wussten trotz aller Hektik gegen Ende des Sommers immer noch nicht, ob wir im Herbst einen Unterschlupf haben würden.

Hals über Kopf musste ich entscheiden, wo ich Fenster haben wollte und in welcher Größe, wo die Stromanschlüsse sein sollten und die, für die Gasöfen und den Herd. Ich stellte mich mitten in die Bauruine und versuchte mir vorzustellen, welche Möbel ich haben wollte und wo diese einmal stehen würden. Vergeblich bemühte ich mich, das Ei meiner Ideen in Ruhe auszubrüten; man bedrängte mich von allen Seiten.

Ich floh auf den Campingplatz. Im Schatten alter Nussbäume saß ich am Tisch und ging in meiner Phantasie durch das fertige Haus. Es fehlte mir an Erfahrung und an meinen Büchern

zum Nachschlagen, die immer noch irgendwo zwischen Europa und Amerika unterwegs waren. Schließlich hatte ich leidlich Klarheit über mein zukünftiges Heim. Jetzt zeichnete ich hektisch Grundrisse und Seitenansichten, die nachher kein Mensch nachvollziehen konnte. Meine Produkte im Mal- und Zeichenunterricht hatten schon früher meine Lehrer zu der Auffassung gebracht, dass meine Stärke eher im Abstrakten liege. Mit meinen Zeichnungen in der Hand stand ich auf der Baustelle und versuchte den Männern klar zu machen, was für mich selber eigentlich noch völlig unklar war.

Mein Willi schälte von morgens bis abends die verkohlte Rinde von den Stämmen. Er glättete das Raue mit grober Feile, mit feiner Feile und Schmirgelpapier und strich die Balken schließlich mit Firnis. Er arbeitete im Akkord und schaffte trotzdem höchstens zwei Stämme pro Tag. Zuerst hatte er nur Blasen an den Händen, die später aufgingen und eiterten, dann kamen die Schwielen, und eine Woche später bekam er morgens die im Schlaf geballten Fäuste nicht mehr auseinander. Einen Finger nach dem anderen musste ich ihm langsam aufbiegen und behutsam massieren.

Es wurde ein Hilfsarbeiter eingestellt, der schon zwei Tage später wegen unüberwindlicher Arbeitsscheu wieder entlassen werden musste. Ein anderer kam, lungerte herum und kassierte vier Abende seinen unverdienten Tagelohn. Der dritte hatte außer einer großen Klappe auch nicht viel zu bieten, und schließlich schälte mein Willi seine verkohlten Stämme wieder allein. Der Bau ging rasch vorwärts und das Herrichten der Stämme war der reinste Wettlauf mit den Handwerkern, die nach den Balken verlangten, um die Zwischendecke einzuziehen.

Wenn mein Willi gerade nicht wie ein Wilder schälte, grub er wie ein Wilder die Gräben für das Verlegen der Wasserleitung, für die Rohre des Brauchwassers und den Ablauf der Jauchegrube, für die Entwässerung des Grundstückes, alles in allem etwa 200 Meter Gräben verschiedener Tiefe. Hunderte von Schubkarren mit schwerer, lehmiger Erde füllten nach und nach

das Loch, das einmal Pauls Gemüsegärtchen gewesen war. Meinem Willi fielen fast die Arme ab und längst war seine Begeisterung für „die Männerarbeit“ einer dumpfen Verzweiflung und Erschöpfung gewichen.

6

Unser Maurer hieß Bautista, war mittleren Alters, kräftig gebaut und hatte ein Wieselgesicht. Sein Blick war verschlagen und immer spielte ein Lächeln um seine Lippen. Er sprach nur das Nötigste und nuschelte dabei so fürchterlich, dass wir selten auf Anhieb verstanden, was er sagte. Ein unsympathischer Mann, der aber, bis auf wenige Tage, immer pünktlich auf der Baustelle erschien und in uns blutigen Laien wenigstens anfangs den Eindruck erweckte, sein Handwerk zu beherrschen.

Sein vierzehnjähriger Sohn ging ihm zur Hand. Er war ein ungemein hübscher Bursche, mit verträumten, schwarzen Augen, schüchtern und wortkarg. Seine feingliedrigen Hände hätten eher an ein Klavier gepasst, als an eine Maurerkelle.

Der älteste Sohn, Fernando, unser Nachtwächter, war ein athletischer Kerl, mit großen, kräftigen Händen, die zupacken konnten. Er war gescheit und ehrgeizig. Nach Feierabend saß er auf seinem Lager im Schuppen und studierte in einem zerfledderten, vergilbten Buch das Bauen von Holzhäusern. Begeistert erzählte er bei jeder Gelegenheit von seinen Zukunftsplänen: Wenn er genug Geld beisammen habe, wolle er sich in seinem Heimatland Chile niederlassen. Der Familienclan besaß irgendwo mitten in der unberührten Natur einige Hektar Wildnis. Er wollte dieses Paradies dem Abenteuerismus erschließen. Schon ein Jahr später sind ihm große Geschäftemacher zuvor gekommen. Aber in jenem Sommer beflügelte dieser Traum den jungen Mann. Manchmal kam der Jüngste mit auf die Baustelle, ein strammer Bursche, etwa zwölf Jahre alt. Mit gewichtiger Miene bediente er die

Betonmischmaschine und füllte den Mörtel in die Eimer. Das war also unsere kleine Mannschaft.

Fast täglich bat uns Bautista um einen Vorschuss. Zunächst zahlten wir bereitwillig. Aber als die Lücke zwischen getaner Arbeit und bezahltem Vorschuss immer größer auseinander klaffte, zögerten wir mit dem Ziehen des Geldbeutels. Bautista war tief gekränkt. Wir blieben ein paar Tage eisern. Bautista erzählte uns Geschichten, die einen Stein erweicht hätten. Wir wunderten uns, wie schnell er das Geld unter die Leute brachte und drückten ihm wieder ein paar Scheine in die Hand. Wir forderten von ihm eine Abrechnung der bisher geleisteten Arbeit. Er nickte und machte sie nicht. Wir forderten mit Nachdruck. Er nickte. Wir drängten. Er nickte. Nach sechs Wochen brachte er ein Stück Papier, aus einem Heft herausgerissen, mit Kaffeeflecken besudelt, auf dem mit Bleistift alle erledigten Arbeiten aufgelistet waren. Unten sprang uns fett, mit Filzstift geschrieben, der Endbetrag an.

Mein Willi und ich zuckten zurück und blickten uns entsetzt an. Trotz der vielen Vorschüsse schuldeten wir unserem Maurerteam immer noch eine beträchtliche Summe, aber Herr Kain fand alles in der Ordnung. Wir bezahlten. Unser Vertrauen in ihn war naiv und grenzenlos, bis uns eines Tages die Augen aufgingen.

Neuntes Kapitel

1

Die erste Zeit in Los Abedules schien die Sonne und tagsüber war es schon recht warm. In den sternklaren Nächten jedoch wälzten sich Fröste von den schneebedeckten Bergen hinab in das blühende Tal. Fast alles Obst erfror. Die Nußbäume auf dem Campingplatz bekamen schwarze Blattspitzen. Morgens glitzerte innen an den Zeltwänden Rauhreif.

Mein Willi war von der ungewohnt schweren körperlichen Arbeit abends fix und fertig und schlief sofort erschöpft ein, wachte aber nachts ein um das andere Mal völlig durchgefroren wieder auf. Ich lag stundenlang wach und schlotterte vor Kälte in meinem Schlafsack. Ich zog mir den Anorak über den Schlafanzug; ich bewegte unablässig die Beine, die Füße, die Zehen; manchmal stand ich auf, um einige Runden auf der Wiese zu rennen. Die Nächte schienen endlos. Ein Wunder, dass wir nicht einmal einen Schnupfen bekamen.

Wann kommen endlich unsere Pakete mit Wollstrumpfhosen und Federbetten?

Jede Minute, die ich erübrigen konnte, kniete ich in meinem Gärtchen und zerkrümelte von Hand die schwere, nasse Erde, die mein Willi herbei karrte. Angesichts unserer finanziellen Lage wagten wir es nicht, unser Geld für Spaten, Harke oder Rechen auszugeben. Trotzdem entstand allmählich ein ganz ansehnliches Viereck mit schwarzer Erde. Es war schon weit über Mitte November und allerhöchste Zeit zum Säen, wenn ich in diesem Sommer noch irgendetwas ernten wollte. Ach, hätte ich jetzt meine Bücher und Notizen gehabt!

Was eignet sich überhaupt, um zu dieser Zeit gesät zu werden?

In der Samenhandlung drängelten sich die Kunden am Ladentisch und zwischen den Tonnen mit Sämereien und Tierfutter. In brechend vollen Käfigen kauerten neugeborene Küken unter einer Rotlichtlampe, in anderen lagen junge Hasen, dösten zwei Welpen, glotzte eine Schildkröte. Von der Decke hing Sattelzeug, an den Wänden Sägen und Mistgabeln und eine Fülle mir völlig unbekannter Dinge. Ein junger Mann füllte das Saatgut aus großen Dosen in kleine Tütchen, wickelte vier Hufeisen in Zeitungspapier, die passenden Nägel dazu, notierte die Bestellung von tausend Meter Draht und kratzte sich, sobald er eine Hand frei hatte, den Nacken. Die Verkäuferin flatterte wie ein aufgescheuchtes Huhn aufgeregt hin und her, gackerte hier, gackerte dort, riß Schubladen auf, wühlte in den Regalen herum und sorgte allenthalben für Verwirrung. Sie schrieb die Rechnungen und kassierte. Daraus und weil man sie nicht wegen Untauglichkeit längst entlassen hatte, schloß ich, dass sie die Chefin sei.

Fieberhaft versuchte ich, Ordnung in meine Gedanken zu bringen und mich zu entscheiden, was ich säen wollte. Viel zu schnell kam die Reihe an mich.

„Señora, was möchten Sie?“

Ich zeigte wahllos auf verschiedene Gemüse- und Salatsorten.

„Wieviel brauchen Sie?“ fragte mich der Verkäufer.

In meinem ganzen Leben hatte ich niemals gesät oder Samen gekauft und überhaupt keine Vorstellung, welche Menge man pro Quadratmeter rechnet. Ich schaute ratlos von einem zum andern. Der Verkäufer wandte sich dem nächsten Kunden zu, füllte Mais in einen Sack, suchte im Regal nach einem Mittel gegen Parasiten, gab Auskunft über Mastfutter, während in meinem Kopf die Gedanken durcheinander purzelten. Schließlich erbarmte sich der Verkäufer meiner und fragte mich: „Wie viele Hektar hat denn die Anbaufläche?“

„So fünf Meter auf zehn Meter“, antwortete ich verlegen.

Ohne eine Miene zu verziehen legte er mir mehrere Päckchen mit jeweils zehn Gramm Samen hin, packte mir ein

halbes Pfund schrumpeliger, getrockneter Erbsen ein und kassierte ein Vermögen.

Eine halbe Stunde später stand ich vor meinen Beeten, unentschlossen wohin ich die verschiedenen Sachen säen sollte, denn immerhin hatte ich noch im Gedächtnis, dass nicht alle Pflanzen sich vertragen. Aber wer war Freund oder Feind des anderen? Welchen Abstand brauchten sie, um sich entfalten zu können? In welcher Tiefe wollten sie aus dem Schlaf erwachen? Alles vergessen. Ein paar mal darüber zu lesen, hatte eben nicht gereicht.

Ich setzte mich ratlos in den Schubkarren und ließ die Beine baumeln. Ach Oma, hätte ich dir öfter in deinem Garten geholfen, dann stünde es besser um mein Wissen über die uralten Geheimnisse der Aussaat. Jetzt ist es zwanzig Jahre zu spät. Längst bist du zur Erde zurückgekehrt und schaut vielleicht aus höheren Gefilden kopfschüttelnd auf mich herab.

Schließlich, um überhaupt eine Einteilung zu haben, sortierte ich die Samenpäckchen alphabetisch nach ihren Namen. Dann begann ich auszusäen. Ich machte tiefe Rillen und verteilte die Saat großzügig darin. Schon bald waren alle Tütchen leer, obwohl ich kaum ein Drittel der Beete damit gefüllt hatte. Sofort schwang ich mich auf mein Fahrrad, radelte in die Samenhandlung und kaufte doppelte Menge Nachschub.

Nur wenige Tage später lugten die ersten grünen Spitzen der Erbsen aus dem Boden. Wenig später der Salat, der bald darauf, wie von Zauberhand, wieder verschwunden war.

„Schnecken!“ stellte Herr Kain die Antriebsdiagnose und befahl: „Nachsäen!“

Ich säte nach und freute mich einstweilen am üppigen Wachstum der Erbsen.

Als ich eines Morgens auf unser Grundstück kam, hörte ich meinen Willi schon aus der Ferne unartikulierte Schreie ausstoßen, und dann sah ich ihn, wie er, mit einem großen Stock bewaffnet, ein paar Ochsen aus meinem Gemüsegarten zu vertreiben versuchte. Die Viecher stierten meinen grausig

brüllenden Willi stumpfsinnig an und brüllten dann ihrerseits zurück, bevor sie gemächlich über die Wiese davon trotteten. Den einfachen Drahtzaun, den Paul um das Grundstück gezogen, hatten sie niedergerissen, die meisten Erbsenpflanzen gefressen; der Rest lag zertrampelt am Boden. Mir brach das Herz.

„Nachsäen!“ befahl Herr Kain.

Ich säte nach.

Mein Willi schälte 22 zweieinhalb Meter lange Stämme, bestrich den unteren Teil dick mit Teer und setzte sie als Zaunpfosten. Acht Linien Draht wurden gezogen, ganz oben Stacheldraht, ganz unten auch und im unteren Drittel eine weitere Reihe. Mein Willi war nach hundert Metern zwar noch kein Experte, hatte aber gelernt, mit einfachsten Mitteln einen Zaun zu ziehen.

„Schau!“ sagte er und tippte mit den Fingern auf die Drähte.

„Stramme Sache, was?“

2

Herr Kain verkaufte mir Tomatenpflanzen, die ich eigentlich gar nicht haben wollte, denn auf den Beeten war kein Platz mehr dafür da.

„Roden!“ bellte er meinen Willi an, der eh schon nicht mehr wusste, wo ihm vor Arbeit der Kopf stand und drückte ihm den mitgebrachten Spaten in die Hand.

„Rigolen!“ schnauzte Herr Kain.

Haben Sie schon einmal schweren, lehmigen Boden in Windeseile auf doppelte Spatenstichtiefe umgraben müssen? Die nasse Erde haftet am Spaten und klebt zäh an den Schuhsohlen. Mein Willi stach eine Rasensode ab, hob einen Spatenstich aus, noch einen Spatenstich tiefer und legte dann die Rasensode umgedreht in das Loch, legte den nächsten Spatenstich darauf und so weiter. Der Schweiß lief ihm über das Gesicht, das Hemd klebte am Rücken. Er zerschlug die Erdbatzen so gut es ging; ich kroch neben ihm her und zerkrümelte die Erde mit den Fingern. Herr Kain stand den

halben Nachmittag dabei, die Hände in die Hüften gestützt und kontrollierte, ob mein Willi die 10 Quadratmeter auch wirklich rigelte.

Im letzten Abendlicht ging ich mit einer Plastiktüte über die Wiese und sammelte vertrocknete Pferdeäpfel ein, in dem Glauben, sie seien ein hervorragender Dünger. Ich wusste nicht, dass der Regen die meisten Nährstoffe längst herausgewaschen hatte. Sie waren nicht viel mehr, als geballte Ladungen Unkrautsamen. Ich pflanzte die 13 Tomatenpflänzchen, goß sie sorgfältig an, wie es Herr Kain befohlen hatte, und tat noch ein Übriges, als ich die Pferdeäpfel um die Pflänzchen legte. -

Eine Woche später waren sie erfroren.

Eines Tages lugten die Möhren aus der Erde.

„Auslichten!“ kläffte Herr Kain, nachdem er mir lautstark und völlig außer sich erklärt hatte, dass ich viel zu viel Samen „hingeschmissen“ hätte.

Ich kniete nieder und lichtete aus. Mehrere Vormittage hindurch kauerte ich zwischen den Beeten und lernte, wie zeitraubend es ist, wenn man zu viel Samen in die Furchen wirft und nachher 90 Prozent der Pflänzchen wieder herausreißen muss.

Auf vielen Beeten wucherte nur Unkraut, das ich aber anfangs nicht als solches erkannte. Ich ließ es wachsen, im Glauben es handle sich um Wirsing, Lauch und Sellerie. Herr Kain regte sich furchtbar auf über mein Unwissen. Er schrie im Garten herum, fuchtelte wild mit den Armen und stolperte vor Aufregung erst über meinen Eimer, Sekunden später über eine vom Gras bedeckte Vertiefung im Boden und schließlich über ein Drahtstück, das er aufhob und schwungvoll hinter sich warf, nur um wenige Minuten später, bei seinem temperamentvollen Abgang, erneut über das gleiche Drahtstückchen zu stolpern. Sein Vorrat an Flüchen war nicht besonders abwechslungsreich, dafür aber unbeschreiblich unflätig.

Tags darauf kam er mit einem Korb voller Pflänzchen. Er brachte eine Harke mit und ließ mich die Beete vom Unkraut säubern. Offenbar hatte ich an manchen Stellen den Samen so tief vergraben, dass einfach nichts aufgehen konnte. Er zeigte mir, wie ich den Salat, den Lauch und Kohl pflanzen musste. Wenn er auch kräftig dafür abkassierte, so ist es dennoch Herrn Kain zu verdanken, dass wir im späten Sommer ein paar Salate und Gemüse ernten konnten, und vor allem, dass ich schnell ein paar sehr nützliche Dinge über Gartenbau lernte.

3

Das Wetter wurde sehr unbeständig. Sonne und Regen wechselten schnell. Alle sagten: „El Niño.“ Das ist eine Meeresströmung, von der das Wetter in Südamerika entscheidend geprägt wird. Eines sonnigen Tages blies ein trockener, warmer Wind aus Norden, der immer stärker wurde und in der darauf folgenden Nacht zu einem Sturm anwuchs. Als wir morgens zu unserem Haus radelten, beutelte uns der Gegenwind. Keuchend traten wir in die Pedale. Ein paar Mal kamen die Böen so stark, dass wir die Räder, in den Wind gebeugt, schieben mussten. Über den Bergen ballten sich Wolken zusammen. Nachmittags war der Himmel grau.

Zuerst lackierte ich die Baumstämme, die mein Willi die letzten Tage bearbeitet hatte, aber ich gab es bald auf, denn zu viel Staub war in der Luft.

Bautista und seine Jungs stiegen vom Gerüst und arbeiteten innen im Haus; mein Willi schälte mit flatterndem Hemd und Hose seine Stämme. Eine Nachbarin hatte mir ihre Hacke geliehen, und ich harkte und jätete meine Salat- und Gemüsebeete. Der Sturm nahm zu. In den Böen musste ich mich fest auf den Stil der Hacke stützen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Große Staubwolken wirbelten über das Land und das Brausen in der Luft verdichtete sich mehr und mehr. Die Windstöße kamen so hart, dass ich mich schließlich lieber hinkniete, um Energien zu sparen. Ich ließ das Harken, kroch stattdessen auf allen Vieren um das bepflanzte Geviert und riß

das Gras und den kriechenden Hahnenfuß, die sich verschworen hatten, das verlorene Land zurückzuerobern, von den Rändern ab.

Am späten Nachmittag brach das Inferno los. Ich kauerte zunächst wie angewurzelt am Boden und sah, wie eine Windhose links das Tal entlang kam. Staub, Kies, Blätter und Zweige stiegen in den Himmel. Ein Teil der Pappelreihe, die unweit vom Haus das Tal quer durchschnitt, fiel mit scharfem Knallen und Splintern um wie Spielzeug. Ich sah mit Entsetzen, wie die Bretterbude, die einem Nachbarn als Werkstatt diente, ein Stück senkrecht in die Höhe gehoben wurde, dann zurückfiel, während das Dach über die Wiese geradewegs auf mich zugerollt kam, auf halber Strecke aber in mehrere Einzelteile auseinanderbrach, die teils auf die Wiese stürzten, teils nahe an unserem Haus vorbei trudelten. Ich wollte aufspringen und weglaufen. Da krachte es nur wenige Meter neben mir. Eine mächtige Tanne knickte um wie ein Streichholz und riß einen Teil der verhaßten Nachbarsmauer ein.

Dann war der grausige Spuk vorbei. Ich hätte nicht zu sagen gewußt, ob sich alles in Sekunden, Minuten oder Stunden abgespielt hatte. Ich kniete immer noch auf der Erde, hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und zitterte am ganzen Leib, als mein Willi heran gestürzt kam und mich in die Arme schloß.

„Geli, du mußt auf den Campingplatz und nach dem Zelt sehen“, sagte er.

Das Zelt! Mir wurde ganz flau im Magen.

„Niemals, Willi, das ist bestimmt davon geflogen. Ich traue mich nicht hin.“

„Mach keinen Quatsch!“ sagte mein Willi unwirsch. „Man muss danach sehen. Jetzt geh. Du kannst gleich dort bleiben.“

„Ich traue mich nicht durch das Dorf. Und wenn ich unterwegs von einem Baum erschlagen werde? Hier ist es wenigstens sicher.“

Ich blieb da. Mein Willi ärgerte sich. Er machte an diesem Tag bald Feierabend, denn er war beunruhigt, was wohl aus

unseren vier Wänden geworden war.

Bekommen bogen wir auf den Campingplatz ein. Auf den ersten Blick schien alles in Ordnung, dann sahen wir, dass kaum dreißig Meter von unserem Zelt entfernt eine hohe Pappel auf den Feldweg gefallen war, der draußen hinter dem Zaun vorbei führte.

Das Zelt? Ganze Gebirge fielen mir vom Herzen, als ich es sah. Es stand da, als sei überhaupt nichts geschehen.

Viele Häuser waren an diesem Tag schwer beschädigt worden, Dächer abgedeckt, Bäume stürzten im Ort und der Umgebung. Wir waren mit dem Schrecken davongekommen. Nur um wenige Meter sind wir jeweils der Zerstörungswut der Windhose entronnen.

4

In dieser Nacht tat ich kein Auge zu, denn der Sturm tobte in kurzen Abständen bis zum Morgengrauen weiter. Angespant lauschte ich auf das Tosen in der Luft und horchte, wie die Bäume unter dem Ansturm der „wilden Jagd“ quietschten, kreischten und knackten. Schließlich hielt ich es vor Angst nicht mehr aus.

„Willi, komm wir gehen in das Klohäuschen. Das hat wenigstens feste Wände.“

Mein Willi gab keine Antwort und rührte sich auch nicht.

„Willi, ich habe Angst. Komm laß uns gehen“, sagte ich und schüttelte ihn. Er drehte sich wortlos auf die Seite.

„Willi, wenn uns ein Baum erschlägt...“

„Hör auf!“ schrie er mich unvermittelt an und setzte sich auf. „Soll er uns doch erschlagen, dann hätte ich wenigstens meine Ruhe. Von früh bis spät schufte ich, alles tut mir weh, und zum Fressen kriege ich täglich trocken Brot. Tagsüber schwitze ich wie ein Schwein. Nachts klappern mir vor Kälte die Knochen. Kain labert mich den ganzen Tag dämlich an. Die Arbeiter ziehen mir kaltblütig das Geld aus der Tasche. Und jetzt will ich schlafen! Hörst du: s c h l a f e n! Den ganzen Scheiß für ein paar Stunden vergessen! Aber nein, du willst mit mir aufs

Klohäuschen. Mach mich doch nicht wahnsinnig! Geh doch allein!“

Ich schluchzte: „Ohne dich gehe ich nicht. Glaubst du ich will sehen, wie dich ein Baum erschlägt?“

„Mensch Geli“ brüllte er mit dem Wind um die Wette. „In der Richtung, aus welcher der Wind kommt, steht im Umkreis von fünfzig Metern kein einziger Baum. Und jetzt hau ab oder halt die Klappe.“

Ich verkroch mich in die Tiefen meines Schlafsackes. Jedes Wort, das er mir entgegen geschleudert hatte, war ja wahr. Was hatten wir uns da bloß eingebrockt!

Trotzdem, was konnte ich dafür, dass ich meinem Willi wirklich bloß ein Stück trockenes Brot mit einem Joghurt oder einem harten Ei als Vesper auf die Baustelle mitgeben konnte? Manchmal bekam ich altes Brot, das billiger war, als das frische, dann gab ich ihm einen Liter Milch dazu, um es darin einzuweichen. Mein eigener Speiseplan sah noch schlechter aus.

Unsere finanzielle Lage war fürchterlich. Täglich bekamen wir weniger argentinische Australes für unsere Dollar, während die Preise gnadenlos stiegen. Allein durch den ungünstigen Wechselkurs hatten wir seit unserer Abreise aus Deutschland schon 20 Prozent unseres Kapitals eingebüßt.

Um diese Jahreszeit gab es praktisch kein Obst und kein Gemüse, und ich freute mich wie ein Schneekönig, als Herr Kain uns zwei Mal eine Tüte Radieschen verkaufte. Die Blätter schnitt ich klein und belegte die Butterbrote fingerdick damit. Mein Heißhunger nach Grünzeug trieb mich an die Bachränder und in den kleinen Tannenwald, der den dritten Teil des Campingplatzes einnahm, auf der Suche nach Eßbarem, und ich verwünschte meine Unaufmerksamkeit, als wir in der Heilpraktikerschule mit einem Apotheker einen Spaziergang über die Fluren gemacht hatten, um eßbare Wildpflanzen und Heilkräuter zu bestimmen. Gar nichts, aber auch gar nichts war hängen geblieben. Ich pflückte Löwenzahnblätter, die aber

schon recht hart und sehr bitter waren und machte mit Zwiebeln einen Salat daraus. Er schmeckte fürchterlich und selbst der Hinweis auf lebenswichtige Vitamine und Mineralien konnte meinen Willi nicht dazu bewegen, dieses Zeug zu essen.

Ich lechzte förmlich nach Obst, Gemüse und Salat, die bis dahin die Basis unserer Ernährung gewesen waren. Ich hätte meine Seele für eine Quarkspeise mit Erdbeeren gegeben, aber Quark gehörte mit seinem Kilopreis von fast 10 Mark auf die Liste der unerreichbaren Köstlichkeiten, von den Erdbeeren ganz zu schweigen. Ich ging ratlos die Regale des Supermarktes auf und ab. Alles was wir in Deutschland zu essen gewöhnt gewesen waren, war hier einfach unerschwinglich geworden. Ich wusste nicht, mit was ich unsere Mägen füllen sollte.

Wollten wir etwas Warmes in den Bauch bekommen, musste ich ein Lagerfeuer machen. Ich kochte ein paar Kartoffeln mit Möhren und schnitt ein kleines Würstchen hinein oder bereitete Nudeln mit Öl und Knoblauch. Selbst das Abgießen des Nudelwassers war schwierig, denn ich hatte keinen Deckel zum Topf. Mehr als einmal landete die Hälfte der Nudeln im Gras, und wir sammelten sie Nudel für Nudel wieder zusammen. Wenn es regnete oder der Wind zu stark blies, war an kochen überhaupt nicht zu denken.

Mein Willi schrie vergeblich nach Schwarztee und Kaffee. Ich sammelte Minze im Garten. Das Gebräu schmeckte nach dem Rauch des Lagerfeuers, war scheußlich und eigentlich ungenießbar. Wir tranken es mit Todesverachtung und ohne Zucker (den hatten die Ameisen gefressen) aus Joghurtbechern.

Unsere Kucheneinrichtung war die gemauerte Feuerstelle mit einem etwas schiefen Rost, den wir aus Drahtabfällen fabriziert hatten, auf dem ich mein einziges Töpfchen, jenes aus der Zeit unserer Trekking-Tour durch Patagonien, über das Feuer stellen konnte. Neben unserem Zelt standen ein Tisch und eine Bank aus Holz. Ich schrubhte die Tischplatte mit einer

Wurzelbürste und Kernseife. Fortan war er uns Tisch, Schneidebrett und Teller in einem. Dies, ein gutes Taschenmesser, ein einziger Löffel, ein paar leere Joghurtbecher und einige saubere Plastiktüten stellten in den ersten Wochen unseren gesamten Hausrat dar. Die Baustelle fraß sich gierig in unser schwindendes Kapital, und es bestand keine Aussicht, unseren winzigen Hausstand zu vergrößern. Alles in allem war das für uns Wirtschaftswunder- Kinder eine harte Lehrzeit.

Allmählich lernten wir, die wir aus einer Wegwerfgesellschaft kamen, gar nichts, aber auch gar nichts mehr wegzuwerfen. Alles könnte irgendwann einmal gebraucht werden. Bautista war unser erster Lehrmeister. Mein Willi fand hinten im Garten einen alten Fahrradschlauch, den er in den Müllsack steckte. Am anderen Morgen lag er sorgfältig zusammengewickelt und mit einem Stück Schnur umwunden im Schuppen.

„So etwas wirft man nicht weg“, sagte Bautista vorwurfsvoll. „Es ist nützlich für tausend Dinge.“

Wir konnten uns das damals nicht vorstellen, dennoch hörten wir auf ihn. Bald darauf hatten wir unseren ersten Anschauungsunterricht in aktivem Recycling. Bautista zerschnitt den Schlauch in schmale Streifen und legte diese zwischen die Deckenbalken und die Bodenbretter im Obergeschoß.

„Dann knarrt der Boden nicht“, sagte er.

5

Am Morgen nach der Sturmnacht regnete es, und auf den Bergen lag Neuschnee bis auf achthundert Meter. Mein Willi machte sich verdrossen zur Baustelle auf, während ich den halben Vormittag einfach liegen blieb. Ich fühlte mich jämmerlich, einsam und alles erschien mir völlig sinnlos. Im Kopf schlugen Schmiedehämmer gegen die Schädeldecke, über meine Knochen war ein Lastwagen gefahren, und ich fröstelte, als wenn ich Fieber hätte. Ich wollte nie, nie wieder aufstehen.

Zunächst ließ ich mich gewähren, immerhin hatte ich eine schreckliche Nacht hinter mir. Dann trat ich in Verhandlungen mit mir selber, die am späten Vormittag soweit gediehen waren, dass ich aufstand und ins Dorf radelte, um ein paar Besorgungen zu machen. Ich konnte schließlich nicht den ganzen Tag herumliegen, Trübsal blasen und Elend geigen.

Auf dem Postamt lag ein Brief für mich, von meinem Onkel Hans. Der allererste Gruß aus der Vergangenheit. Mein erster Impuls: Gleich hier lesen. Dann: Schnell zurück ins Zelt, wo ich meine Ruhe habe. Auf halbem Weg hielt ich es nicht länger aus. Ich drückte mich mit meinem Fahrrad, vor dem Regen Schutz suchend, in eine Mauernische und riß mit klammen Fingern den Umschlag auf.

Mein Onkel erzählte mir von Tante Anna, der Gäßles-Bäuerin, auf der Schwäbischen Alb. Sie war alt geworden. Der alte Gäßles-Bauer hatte einen Schlaganfall gehabt, und es war nicht mehr viel mit ihm los. –

Wie oft war ich als Kind zu Besuch im Gäßle! Die zwei Buben, das Mädle und ich krochen auf den dämmerigen, duftenden Heuboden und spielten, je nach unseren moralischen Gelüsten, „Doktorles“ oder „Gottesdienst“. Ich fühlte meine Berufung damals schon im medizinischen Bereich, und wohligh schaudernd ermittelten wir selbst in den anstößigsten Regionen unseres Fleisches die anatomischen Einzelheiten.

Während wir drei anderen einen starken Zug zur Fleischeslust hatten, drängelte das Gerhardle immer auf Buße. Er war der Priester, und wir beugten uns seiner geistlichen Autorität. Mit Vorliebe ließ er seine Gemeinde Lieder zum Gedächtnis der Entschlafenen singen, bis wir völlig heiser waren. Manchmal erhellte ein Sonnenstrahl, der durch eine Ritze in der Bretterwand fiel, seine ergreifende Predigt über die Vergänglichkeit allen Fleischlichen und tausend silbrige Stäubchen tanzten auf der goldenen Bahn.

Vom Obstgarten aus lugten wir durch die dreckverschmierten Fenster in eine kleine Fabrik, die Zementplatten herstellte. Gewöhnlich war ich am Wochenende,

auf dem Gäßles- Hof zu Besuch, und kein Mensch war in der Fabrik. Wir johlten unflätiges Zeug durch ein Loch in einer der Fensterscheiben und rülpsten was das Zeug hergab. Es hallte großartig. Eines Abends, es war schon fast dunkel, trat ein großer, kräftiger Mann mit schwarzem Kraushaar hinter einer Lore hervor.

„Der Teufel! “ kreischten die Buben, und wir stoben in alle Winde davon. Zitternd flüchtete ich mich in den Kuhstall. Ich flitzte durch die schmale Gasse, die rechts und links von den mahlenden Mäulern der Kühe gesäumt wurde. Plötzlich packte etwas meinen Rock und riß mich hart zurück. Ich schrie und warf mich nach vorn und entkam so mit knapper Not. Zeter und Mordio schreiend sauste ich aus dem Stall über den Hof.

„Mach mr meine Viecher net verrückt!“ sagte barsch der Bauer, der mich am Arm faßte und meine Raserei bremste.

„Dr Deifel hot me packt!“ stieß ich atemlos hervor.

Ich bekam zwei Ohrfeigen.

„Oina isch fers liaga ond de ander weil du dir dei schees Reckle hegmacht hosch, du elendigs Mensch“, sagte er und zeigte auf meinen Rock, in dem hinten ein langer Riß klaffte. –

Dem Vetter Albrecht hatte man den Führerschein entzogen. Wann würde der Saukerle endlich gescheit? Bloß gut, dass er erwischt wurde, bevor etwas passierte. Und die Tante Gretel läßt ausrichten: Mädle, auch wenn Du in weiter Ferne bist, darfst Du nicht vergessen, dass Du bei uns immer ein Bett hast und eine Heimat. Es gibt nichts schlimmeres, als in der Fremde heimatlos zu sein. Du darfst dich niemals heimatlos fühlen.

Tropfen kullerten mir die Wangen hinab. Waren es Regentropfen oder Tränen? Ich legte den Brief zusammen und schob ihn in meine Anoraktasche. Für ein paar Augenblicke hatte ich Kälte und Einsamkeit vergessen, das Kopfwiehe nicht mehr gespürt. Ich schob mein Fahrrad den Gehweg entlang und dachte: Warum habe ich, als ich noch in Stuttgart lebte, diese lieben Menschen nicht öfter besucht? Jetzt liegt ein ganzer Kontinent und ein Ozean zwischen mir und dem Kuhstall auf der Schwäbischen Alb, wo ich jetzt gerne, und wäre es nur für

eine Stunde, am Tisch sitzen möchte und einfach nur zuhören, den kleinen, vielleicht unbedeutenden Geschichten, die das Leben ausmachen und deren Protagonisten mir von Kindesbeinen an vertraut sind. Aber ich war hier. Weit fort.

„Hallo Geli!“ riß mich Richards Stimme aus meinen Gedanken. „Du siehst aus, wie eine Katze, die man versucht hat zu ersäufen.“

„Gerade so fühle ich mich auch.“

„Weißt du was? Steig ein, ich nehme dein Rad hinten drauf. Die Erna hat eine warme Küche und einen heißen Kaffee.“

Wenige Minuten später saß ich in der warmen Küche und schlürfte den heißen Kaffee.

„Na siehst du“, sagte Erna, „jetzt sieht die Welt schon wieder besser aus. Ich sage immer, eine gute Tasse Kaffee ist eine Gabe Gottes und wirkt Wunder.“

Später schob sie mir einen Teller Eintopf hin. Ich blieb den ganzen Nachmittag und spielte mit Markus, dem Enkel, der gerade in seinem Laufstall das Stehen übte. Während Erna und Richard irgendwo im Haus rumorten, krächten und lachten wir zusammen, bis das Kerlchen darüber erschöpft einschlief. Da lag er friedlich auf dem Bauch, eine Faust in den Mund gesteckt und kümmerte sich einen Dreck um seine Zukunft. Ich schaute dem Auf und Ab seines Atems lange zu, trat dann leise an das Fenster und blickte, am Kirschbaum vorbei, auf den „Der in den Wolken träumt“.

Der Regen hatte nachgelassen, und die Wolken hatten sich ein wenig gelichtet. Ein flüchtiger Strahl der sich neigenden Sonne fiel auf die Zacken des Massivs, die mit Neuschnee überpudert waren. Nur kurz leuchteten die Spitzen golden auf und dann war alles wieder grau. Trotz allem was mich bedrängt hatte, fühlte ich einen warmen Strom durch mein Herz ziehen und dachte, solange es noch irgendwo in der Welt warme Küchen gibt und Tische an denen Menschen sitzen, die dir einen Teller hinschieben und ein Stück ihres Herzens dazu, solange bist du niemals wirklich verloren.

Mein Willi war täglich von früh bis spät auf der Baustelle. Ich war, besonders morgens, oft mit Herrn Kain unterwegs, um Material zu besorgen. Wir klapperten die Sägereien der ganzen Umgebung ab und bekamen nirgends abgelagerte, trockene Bretter für den Fußboden des Obergeschosses und die Decke. Wir mussten nehmen, was es gab und bezahlten es obendrein teuer.

Mein Willi und ich hatten in Deutschland ganz genaue Vorstellungen gehabt, mit welchen Materialien wir unser Haus bauen wollten. Alles sollte baubiologisch unbedenklich sein. Die Realität sah ganz anders aus. Obwohl es mehrere Geschäfte gab, die mit Baustoffen handelten, bekamen wir nicht, was wir im Sinn hatten. Es blieb uns keine Wahl, wir mussten akzeptieren was machbar war. Kein Mensch sprach mehr von gestampftem Lehm Boden oder einer transportablen Latrine. Niemand war in der Lage, uns ein Grasdach zu machen. Ja, wir dachten nicht einmal mehr daran, dass wir das alles einmal in Erwägung gezogen hatten. Für uns gab es nur ein einziges Ziel: Im Herbst musste das Haus bezugsfertig sein, egal ob baubiologisch unbedenklich oder nicht. Hauptsache ein Dach über dem Kopf.

In der ersten Zeit mussten fast täglich Behördengänge gemacht werden. Ich war froh, dass Herr Kain mich oft dabei begleitete, denn ich wusste nicht, wo die verschiedenen Institutionen ihre Büros hatten. Der Trinkwasseranschluß musste beantragt werden, der Anschluß an das Stromnetz, dafür mussten wieder Papiere herangeschafft werden, die uns als Besitzer auswiesen, Papiere, die bewiesen, dass wir alle Steuern und Abgaben bezahlt hatten, Papiere, Papiere... Bei dieser Gelegenheit stellten wir fest, dass weder Paul, noch die Witwe García, noch der verstorbene Gatte jemals Steuern bezahlt hatten, und nun wir dafür geradestehen mussten.

„Ich verstehe das nicht“, sagte ich zu der jungen Angestellten der Stadtverwaltung, die mich mit unschuldigem

Augenaufschlag ansah. „Beim Verkauf müssen doch alle Schulden bezahlt sein.“

Sie zuckte mit den Schultern.

„Das hätte sich der Notar von uns bescheinigen lassen müssen“, sagte sie und legte mir, wieder mit unschuldigem Augenaufschlag aus nußbraunen Augen, die Rechnung mit Zins und Zinseszins vor.

Wutschnaubend radelte mein Willi zu der Witwe García und stellte sie zur Rede. Ein gequältes Lächeln huschte über ihr Gesicht, als sie sagte:

„Ich habe von nichts gewußt.“

Er strampelte, was die Pedale hergaben, zum Notar. Dieser ließ meinen zornigen Willi erst eine halbe Stunde warten, um ihm dann ausrichten zu lassen, dass er keine Zeit habe. Im Übrigen sei die Sache für ihn erledigt und bei der Witwe García eh nichts zu holen. Wollten wir Strom- und Wasseranschluß, blieb uns nichts anderes übrig, als diese Schulden zu bezahlen. Wir griffen dafür sehr, sehr tief in die Tasche. Trotzdem wäre doch noch fast alles gescheitert. Der graumelierte Pockennarbige auf dem Wasserwerk sagte:

„Wenn Sie mehr als 60 Meter von der Straße weg sind, geben wir kein Wasser.“

Wir hatten Glück. Es waren 59 Meter. Mein Willi schaufelte wie ein Maulwurf den Graben zwischen den Weiden hindurch bis zur Straße. Ein Schlauch wurde gelegt. Wir hatten Wasser.

Strom bekamen wir ohne weiteres, nachdem wir einen Stapel Papiere, mehrere Masten, hunderte Meter Kabel und ein Kistchen Isolatoren abgeliefert hatten. Wir wurden verpflichtet, die Masten selber fachgerecht aufzustellen. Am Grundstücksrand musste ein Pfeiler gemauert werden, in dem der Zähler installiert wurde. Oben kommt der Strom herein, geht durch den Zähler hindurch und oben wieder hinaus in das Haus. Das alles musste genau nach einem Plan des Elektrizitätswerkes gemacht werden. Kleinigkeiten eben! Weitere Auflagen gab es keine! Irgendwann waren wir an das Stromnetz angeschlossen.

Eines verregneten Sonntags war ich auf einen Kaffeeklatsch bei Paula eingeladen. Wir hatten uns beim Einkaufen kennengelernt. Die charmante Wienerin, etwa in meinem Alter, war, wie wir, vor Jahren mit dem Rucksack durch Los Abedules gekommen und hier hängen geblieben, wie so viele vor und nach uns. Sie hatte auf einer Farm gejobbt, sich beim Schifahren in einen potthäßlichen, außerordentlich galanten Argentinier verliebt und sich mit ihm verheiratet.

Während der Wind den Regen gegen die Scheiben trieb, saßen wir bei Kerzenschimmer um den Tisch und aßen Apfelstrudel mit Schlagobers. Paula hatte alte Freunde zu Besuch. Sie bauten gerade ein Haus und Paula ein Geschäftslokal. Ich hörte ihren Fachsimpeleien aufmerksam zu. Man sprach über Materialien, über die Qualität der Arbeit und über Preise. Zuerst glaubte ich, ich hätte nicht richtig verstanden, was da gesprochen wurde. Hakte ein. Fragte nach. Bekam ganz große Augen. Wir waren aufs Kreuz gelegt worden.

Fuchsteufelswild schwang ich mich auf das Fahrrad und strampelte durch den verregneten Abend zum Campingplatz. Im Laufe der Kilometer verbrauchte mein Zorn im nasskalten Gegenwind und machte einer tiefen Mutlosigkeit Platz. Wie konnten wir nur so leichtsinnig gutgläubig sein! Nicht einen einzigen Kostenvoranschlag hatten wir zum Vergleich eingeholt, hatten Herr Kains Wort unbesehen geglaubt. Selbst als uns Zweifel gekommen waren, hatten wir nichts unternommen, als Bautista uns seine unverschämte Rechnung vorgelegt und Herr Kain das in Ordnung gefunden hatte. Waren wir denn von allen guten Geistern verlassen?

Als ich auf den Campingplatz einbog, sah ich meinen Willi verfroren an der Wand des Klohäuschens lehnen.

„Schöne Fee, gut, dass Sie mich vor dem Erfrierungstod retten. Ich warte schon seit zehn Minuten auf Sie und habe das goldene Zauberringlein schon ungezählte Male gedreht.“

„Wahrscheinlich in die falsche Richtung“, sagte ich atemlos, während ich mein Rad an die Mauer lehnte und mich zu meinem Willi unter das Vordach stellte.

„Hast du den Hausschlüssel verloren?“

„Wieso?“

„Weil du herumstehst, wie bestellt und nicht abgeholt“, sagte ich. „Ich bringe dir eine Überraschung mit, die dein Blut in Wallung bringen wird.“

„Gar nicht schlecht, bei dieser Kälte“, sagte mein Willi. „Spuck es aus, damit ich mich daran erwärmen kann.“

„Würdest du, anstatt im Abenddämmer am Klohäuschen zu lehnen, Schutz suchend vor Wind und Regen, wie ein herrenloser Köter, nicht lieber in einer netten Wohnung am warmen Ofen hocken?“

„In einem Ohrensessel? Ich werde es mir bei Gelegenheit überlegen. Hast du wieder einen Gönner gefunden wie in Salvador?“

„Wir selber hätten es uns gönnen sollen, wir Trottel, anstatt Bautista drei Monatsmieten in den Rachen zu werfen.“

„Wieso?“

„Das dürfte, nach meiner ersten Hochrechnung, etwa die Summe sein, die wir dem Halsabschneider zuviel bezahlt haben.“

„Wieso?“

„Wenn du noch einmal wieso sagst, kriege ich wahrscheinlich einen Schreikrampf“, rief ich gereizt.

„Aber wieso, Geli, wieso redest du so wirres Zeug?“, fragte mein Willi, nahm mein Gesicht in seine Hände und schaute mich prüfend an. „Du siehst eigentlich ganz o.k. aus. Vielleicht ein wenig abgehetzt. Gegenwind gehabt, wie?“

„Laß das! Willi, hör zu, wir haben dem Halunken mindestens doppelt soviel bezahlt, als üblich gewesen wäre. Der Kain muss das gewußt haben, wenn er sich wirklich so gut auskennt mit dem Bauen, wie er vorgibt. Entweder Kain hat keine Ahnung oder er steckt mit dem Maurer unter einer Decke.“

Mein Willi schaute mich entgeistert an.

„Jetzt sag halt was“, sagte ich. Er starrte und schwieg.

„Bist du stecken geblieben? Jetzt sag halt was.“

„Geli, wenn das war ist! Wir frieren uns auf dem Campingplatz den Arsch ab, währenddessen die beiden im Warmen hocken, sich ins Fäustchen lachen und auf unsere Kosten vollfressen. Der Kain und der Bautista fliegen raus.“

„Aber wir brauchen sie doch. Wir kennen uns überhaupt nicht aus. Wir sind auf sie angewiesen“, sagte ich.

„Reinlegen lassen kann ich mich auch ohne Hilfe, Geli. Gleich morgen mach ich Rabatz, das sage ich dir.“

„Vielleicht wäre es besser, erst einmal verschiedene Kostenvoranschläge einzuholen, bevor du dem Bautista was hustest. Dann haben wir etwas in der Hand. – Apropos husten: Warum stehst du eigentlich hier so verfroren herum?“

„Ich habe den verdammten Reißverschluß wieder nicht aufgekriegt. Fast hätte ich es auf *meine* Art versucht, kam aber zu dem Entschluß, dass wir ihn noch lange brauchen werden, und es daher besser sei, das ärgerliche Geschäft deiner zarten Frauenhand zu überlassen.“

„Also doch. Den Hauschlüssel verloren“, sagte ich und rannte über die nasse Wiese zu unserem Zelt.

Die Reißverschlüsse waren eine delikate Angelegenheit geworden. Manchmal bekamen wir sie nicht auf, andere Male nicht zu, meistens schlossen sie nicht, vornehmlich dann, wenn wir es eilig hatten. Ich hatte meine Tricks, mit denen ich es bisher immer geschafft hatte, die störrischen Reißverschlüsse zu überlisten.

Ich holte meinem Willi ein paar frische Sachen zum Anziehen und den Waschbeutel, damit er, wenn er bei diesem Sauwetter schon nichts Warmes in den Leib bekam, wenigstens eine heiße Dusche nehmen konnte. Da der Campingplatz so früh im Jahr offiziell nicht geöffnet hatte, waren wir die einzigen Gäste. Warmes Wasser gab es bloß abends und nur so viel, wie man für eine ausgiebige Dusche benötigte. Während mein Willi sich unter der Brause aufwärmte, stellte ich ihm sein Abendessen zusammen. Nachdem er sich gründlich mit dem Handtuch

abgerubbelt hatte und in seine Kleider geschlüpft war, saß er in Dampf gehüllt auf der Bank im Duschraum.

„Was haben wir denn heute wieder für lukullische Genüsse?“

Aufmerksam betrachtete er die zwei rosafarbenen, kalten Wienerwürstchen in seiner Rechten, dann die 25 Zentimeter Stangen- Weißbrot in seiner Linken und die etwas angewelkten Radiesblätter in der Plastiktüte. Sodann aß er kommentarlos alles auf, samt dem Apfelstrudel, den Paula mir für ihn mitgegeben hatte. Am Schluß schleckte er das Papier, in das der Strudel eingewickelt gewesen war, gründlich ab.

„Wie ein Hund“, neckte ich ihn.

„Bin ich ja auch. Ein ganz armer Hund“, erwiderte mein Willi mit hängenden Ohren.

„Mensch, Geli“, sagte er nach einer Pause. „Ich glaube wir waren ganz schön blöd, dass wir überhaupt hergekommen sind. Wir hätten doch in das Spießernest im Neckartal ziehen sollen, dann säße ich jetzt in meinem klimatisierten Büro und du in deiner gemütlichen Praxis.“

„Konrad, sagte der Vater, hol die Axt raus“, erinnerte ich meinen Willi.

Wir hatten vor Jahren ein Buch gelesen, über die deutsche Einwanderungswelle in Chile, Mitte des vergangenen Jahrhunderts. In ihrer materiellen Not folgten viele den Anwerbern in die neue Welt, voller Hoffnung auf ein besseres Leben. Es waren viele Schwaben unter ihnen. Es wird auf Grund von Tagebüchern und Briefen unter anderem von einer Familie erzählt, die nach unvorstellbaren Abenteuern und jahrelangen Entbehrungen endlich ein Stückchen Land gerodet und darauf ein Holzhaus gebaut hatte. Als in der Nähe ein Vulkan ausbrach und die glühenden Lavabrocken weit ins Land schleuderte, brannte das Haus ab. Ein Teil der Familie kam ums Leben. Der Sohn Konrad drohte unter den Umständen zusammenzubrechen. Der Vater bot, trotz seiner Verzweiflung,

dem Schicksal die Stirn und gab dem völlig verstörten Buben den Befehl, die Axt zu holen, um neu zu beginnen.

Mein Willi erhob sich und sagte zackig:

„Okay Boß, wir geben nicht klein bei. Ab jetzt nehme ich den Bau selber in die Hand. Ich habe von diesem Herrn Kain schon lange die Nase voll. Diesen Menschen habe ich überhaupt nur ausgehalten, weil ich immer dachte, ich sei auf ihn angewiesen.“

„Sind wir das denn nicht?“

„Das werden wir sehen. Morgen lese ich ihm jedenfalls die Leviten.“

Herr Kain war ein forscher Mann und trotz seiner fast achtzig Jahre körperlich und geistig ungebeugt. Er war immer noch ein gutaussehender Mann und man konnte sich vorstellen, dass er in jungen Jahren ein flottes Mannsbild gewesen sein musste. Er war starrköpfig, angriffslustig und sehr ordinär im Umgang mit den Leuten. Ich schämte mich täglich mehr, in seiner Gegenwart gesehen zu werden. Ich spürte, dass niemand ihn mochte. Bald wussten wir auch, dass Herr Kain in Deutschlands dunkelster Epoche Mitglied jener arischen Elitetruppe gewesen war, die glaubte, zum Wohl des deutschen Volkes einen Teil seiner Brüder erschlagen zu müssen. Keine Gelegenheit ließ er aus, uns von seiner Denkweise überzeugen zu wollen. Er stieß bei uns auf taube Ohren und stumme Münder, aber seine Haßtiraden wühlten mich auf. Wir hätten ihm erwidern können, dass es unser Herz nicht zuließ, Menschen ihrer Herkunft wegen zu verachten und gar zum Tode zu verurteilen. Wir schwiegen, waren zu bequem, uns auf ideologische Wortgefechte einzulassen, wollten unseren Frieden und ein Dach über dem Kopf, wenn der Winter kam. Feige Opportunisten eben!. Erst jetzt, als es uns an den Geldbeutel ging, waren wir bereit, uns von diesem Mann zu trennen.

Mein Willi bereitete sich eine schlaflose Nacht lang darauf vor, Herrn Kain die Leviten zu lesen, aber dieser erschien anderntags nicht auf der Baustelle.

„Der feige Kerl traut sich nicht her“, sagte mein Willi, als Herr Kain sich bis Mittag nicht blicken ließ.

„Quatsch! Der weiß doch gar nichts von seinem Glück“, wendete ich ein.

Herr Kain tauchte auch nachmittags nicht auf. Bautista wollte wieder einen Vorschuß und war schwer beleidigt, als wir den Kopf schüttelten.

Paula und Richard hatten mir Adressen von Maurern gegeben. Nachmittags radelte ich dorfauf und -ab und suchte sie alle auf. Ich legte ihnen eine Liste der Arbeiten vor, die gemacht werden sollten und bat um einen Kostenvoranschlag.

Am nächsten Morgen kam Frau Kain.

„Der unvernünftige Mensch musste dieses Pferd ja unbedingt haben, als sei er ein junger Spund“, sagte sie bekümmert. „Dabei ist er eine Ewigkeit nicht mehr geritten. Er will es einfach nicht wahrhaben, dass er viel zu alt zum Reiten ist. Kaum war er aufgestiegen, ist er auch schon drüben wieder heruntergefallen. Jetzt liegt er da.“

„Tja, liebe Frau Kain, das tut uns aber leid für ihren Mann“, sagte mein Willi und rieb sich hingebungsvoll den Nasenrücken. „Gerade heute wollte ich...“

„Hoffentlich geht es ihm bald wieder besser“, unterbrach ich ihn.

Mir tat die Frau leid, die den ungebärdigen Mann nun pflegen musste.

„Ich fürchte, mein Mann wird im Augenblick nicht in der Lage sein, Ihnen weiter beim Bau behilflich zu sein“, sagte sie.

„Tja, liebe Frau Kain“, sagte mein Willi und rieb sich immer noch den Nasenrücken. „Äh...hm...tja. Da war noch eine Sache.“

„Frau Kain, machen sie sich bloß um uns keine Sorgen“, fiel ich meinen Willi ins Wort und warf ihm einen warnenden Seitenblick zu. „Wir schaffen das auch allein. Grüßen Sie ihren

Gatten ganz herzlich und gute Besserung. Wir schauen einmal bei ihm vorbei.“

Frau Kain verabschiedete sich und ging.

„Aus mit dem Levitenlesen!“ bedauerte mein Willi. „Dabei war ich so schön in Fahrt.“

„Tja, äh, hm“, äffte ich ihn nach. „Das nennst du in Fahrt sein?“ sagte ich grinsend. „Der kommt nicht wieder, Willi. Wir sind den Mann los. Das ist es schließlich, was wir wollten. Warum jetzt noch auf die Pauke hauen? Wozu der armen Frau das Herz schwer machen?“

„Du hast recht“, lenkte mein Willi ein. „Ich habe sowieso keine Lust, mich mit dem alten Haudegen anzulegen. Hauptsache wir haben ihn uns vom Halse geschafft. Fast tut mir der Halunke schon wieder leid.“

9

Zwei Tage nach dem Reitunfall des Herrn Kain besuchten wir ihn im Hospital. Wir waren übereingekommen, dass sich das gehörte. Die wenigen Blumen, die in unserem Garten blühten, hatten wir schwer geplündert und einige Wildblumen und Grünzeug von der Wiese dazu getan. Mit einem riesigen, bunten Strauß betraten wir den düsteren Leidensort. Die Eingangstür quietschte erbärmlich, als wir sie aufstießen. In einer kleinen Halle standen Männer herum. Einige waren sehr ärmlich gekleidet, andere trugen den Sonntagsstaat der Landbevölkerung: den weit ausladenden Hut, Halstuch und bunte *fajas* um die Hüften, die weiten, gefältelten Hosen und spiegelblank gewichste Stiefel. Auf den beiden Holzbänken, die an den Wänden standen, saßen Frauen, manche mit ihren Kindern. Einige säugten ihre Babys; eine hatte sogar einen mindestens dreijährigen Brocken auf dem Schoß, der gelangweilt an der Mutterbrust herum nuckelte, während er seine Augen schweifen ließ. Lauter einfache Leute, die geduldig darauf warteten, dass ein Arzt sich ihrer Leiden annahm.

Hinter einer Glasscheibe thronte eine Weißgeschürzte. Mit strengem Blick und barscher Stimme wies sie uns den Weg. In den verwinkelten, dunklen Gängen roch es nach Desinfektionsmitteln und abgestandenem Essen. Der Verputz bröckelte von den Wänden, im gekachelten Fußboden waren meterlange Risse. Manche Räume hatten Türen, andere weiße Vorhänge, die etwa einen halben Meter über dem Boden endeten. Irgendwo schrie ein Kind wie am Spieß. Mir wurde ganz flau im Magen. Als wir in die Männerabteilung kamen, trat uns eine kleine, dicke, mild lächelnde Schwester entgegen.

„Herr Kain? Hier bitte.“

Mit diesen Worten schob sie den Vorhang beiseite und ließ uns eintreten. Da lag der große, stattliche Mann, in einem zu kurzen, schmalen Bett, dessen eisernes Gestell einmal weiß gewesen sein mag, unter der Last der Jahre aber einen elfenbeinfarbenen Ton angenommen hatte. Der Lack war an vielen Stellen ab, so dass das blanke Metall zum Vorschein kam. Der alte Kain lag bleich in die viel zu weiche Lagerstatt eingesunken. Mehrere dünne Schaumstoffmatratzen ohne Hülle, mit einem weißen Laken dürftig bedeckt, ein kleines Kopfkissen und zwei graue Woldecken, in ein weißes Bettuch geschlagen, bildeten das kümmerliche Krankenlager in dem düsteren Raum; aus dem Hinterhof sickerte das Licht nur spärlich durch die schmutzigen Fensterscheiben, deren unterer Teil aus Milchglas war. Herr Kain teilte sein Zweitbett- Zimmer mit einem Stapel Matratzen, die turmhoch auf dem anderen Bettgestell aufgehäuft waren.

„Na, Sie machen ja Sachen“, sagte mein Willi und versteckte unsere Verlegenheit hinter dieser burschikosen Floskel.

Wir schüttelten dem Kranken die Hand.

„Bin ganz gut beieinander“, sagte Herr Kain. „Nur ein paar blaue Flecke. Nichts gebrochen.“

„Gott sei Dank. Sie müssen sich jetzt aber sehr schonen“, sagte ich.

„Ach was!“ entgegnete Herr Kain. „Wer rastet, der rostet. Wie klappt es auf der Baustelle?“

**„Darüber dürfen Sie sich keine Sorgen machen“, sagte ich.
„Sie müssen sich ganz auf Ihre Genesung besinnen.“**

„Ja wirklich“, fügte mein Willi hinzu und tätschelte dem Alten kurz die Hand. „Sie dürfen Ihre Energien nicht vergeuden.“

„Salbadern Sie nicht so geschwollen daher. Morgen bin ich wieder daheim, übermorgen auf der Baustelle“, entrüstete sich Herr Kain und blühte förmlich auf.

Wir schwiegen betreten.

„Tja, Herr Kain“, begann mein Willi zögernd. „In diesem Fall wäre da noch eine Sache...“

Ehe er weitersprechen konnte, wurde der Vorhang beiseite geschoben und ein Arzt betrat das Zimmer. Er mochte in den Fünfzigern sein, war sehr hager und verhärtet. Etwas Hoffnungsloses ging von ihm aus. Sein vergilbter Kittel war ziemlich schmutzig, und nur mit zwei Knöpfen geschlossen; die anderen fehlten. Darunter trug er ein weißes T-Shirt und zerschlissene Jeans. Die nackten Füße steckten in völlig ausgelatschten Turnschuhen. Hastig sog er an einer Selbstgedrehten und stieß den Rauch durch die Nase aus. Er murmelte eine Entschuldigung, als er uns sah und wollte sich zum Gehen wenden. Wir verabschiedeten uns rasch.

„Mensch, Willi“, sagte ich beklommen, als die quietschende Eingangstüre sich mit einem harten Schlag hinter uns schloss. „Ich wäre lieber tot, als hier krank zu liegen. Das ist ja furchtbar.“

„Meinst du? Du hast den Friedhof ja noch gar nicht gesehen, Gelikind. Wer weiß, wie es dort aussieht“, sagte mein Willi lapidar. Nach einer kleinen Weile fügte er hinzu: „Besser dies, als gar nichts, wenn du dir das Bein beim Holzhacken halb abgehackt hast. Und gratis obendrein.“

„Allein der Gedanke an diesen abgetakelten Doktor jagt mir einen Schauer über den Rücken“, schloß ich meinen entsetzten Bericht über unseren Besuch im Krankenhaus, den ich Paula ein paar Tage später gab.

„Ja, es geht furchtbar armselig zu im Hospital. Nie ist Geld da und dauernd fehlt es am Nötigsten“, sagte sie. „Und was den abgetakelten Doktor betrifft, das ist ein ganz armer Schlucker. Ihn traf im wahrsten Sinne des Wortes ein harter Schlag, von dem er sich noch nicht völlig erholt hat.“

Sie erzählte mir, dass seine Frau ihn mit seinem besten Freund betrogen habe. Es gab die üblichen Auseinandersetzungen. Im Laufe der Wochen war ihr Verhalten immer merkwürdiger geworden. Sie begann mit allen Leuten in ihrer Umgebung Streit, schloß sich stundenlang in ihr Zimmer ein, vernachlässigte ihr Äußeres mehr und mehr, und eines nachts, als ihr Mann schlief, nahm sie die bronzene Nachttischlampe und schlug ihm damit über den Schädel. Daraufhin holte sie ein Küchenmesser und stach dem Bewusstlosen damit in den Leib. Dann lief sie im blutverschmierten Nachthemd auf die Straße, wo sie schreiend zusammenbrach. Ein paar späte Zecher lasen sie auf und riefen die Polizei. Die Frau landete in einem Irrenhaus in Buenos Aires.

Der Mann erholte sich recht schnell von den schweren Körperverletzungen, aber nur langsam von seinem seelischen Schmerz. Er litt monatelang unter starken Depressionen, versuchte dann aber, um seiner halbwüchsigen Kinder willen, sein Leben wieder in die Hand zu nehmen.

„Du siehst, auch Los Abedules hat seine Dramen“, sagte Paula.

10

Kaum war Herr Kain aus dem Hospital entlassen, kam seine Frau zu uns.

„Mein Mann läßt Ihnen Grüße bestellen und möchte sie zum Mittagessen und zu einer Arbeitsbesprechung bitten.“

Mein Willi und ich sahen uns betreten an.

„Tja Frau Kain“, sagte mein Willi, „da ist noch eine Sache... also das ist so...tja.“

Mein Willi bekam einfach die Kurve nicht. Frau Kain schaute fragend von einem zum anderen.

„Willi, ich glaube der Maurer hat dich gerufen“, sagte ich, hakte mich bei Frau Kain unter und ging mit ihr über die Wiese.

Etwas umständlich und so schonend, wie es mir möglich war, erzählte ich ihr, dass wir das Vertrauen in ihren Mann sehr teuer bezahlt hatten. Sie war sehr betroffen und versicherte uns um andere Mal, dass ihr Hermann uns das niemals mit Absicht angetan habe.

„Er ist einfach zu alt“, sagte sie. „Und ein sturer Bock dazu. Ich habe ihm gleich gesagt, dass er gar nicht mehr auf dem Laufenden ist. Aber er hört auf niemand. Bitte verzeihen sie ihm. Ich werde mit ihm sprechen.“

Ich brachte sie zum Wagen, und wir verabschiedeten uns.

„Mensch, Geli“, stöhnte mein Willi. „Ich habe einfach nicht gewußt, wie ich der netten Frau Kain die Hiobsbotschaft sagen sollte. Ich glaube, jetzt sind wir den Kain wirklich los und gar nicht so unelegant.“

„Ach nee. Gar nicht so unelegant“, äffte ich ihn nach. „Mir war das alles schrecklich peinlich.“

„Wieso peinlich? Der hat doch uns reingelegt und nicht wir ihn.“

„Typisch Willi, jetzt wo ich die Kastanien aus dem Feuer geholt habe, da bist du gleich wieder obenauf. Jedenfalls scheint die Sache erledigt. Den sehen wir nie wieder.“

Schon bald sollten wir ihn wiedersehen.

11

Drei Tage später hatten wir alle Kostenvoranschläge beieinander. In der Mittagspause knöpfte sich mein Willi den Bautista vor. Der schaute zuerst stumm auf die ihm vorgehaltenen Zettel mit den Zahlenkolonnen, dann nuschelte er irgendetwas vor sich hin, nahm sein Fahrrad und ging, tief verletzt, weg. Sein Sohn, der Nachtwächter, verzog sich in die Hütte.

„Willi, ich habe eine Idee. Laß mich mal machen“, sagte ich und ging nach ein paar Minuten dem Nachtwächter nach. Ich setzte mich neben ihn auf sein Lager.

„Hör zu, Fernando, auf dieser Baustelle wäre noch viel Geld für euch drin gewesen, aber dein Alter hat uns über den Tisch gezogen und ihr fliegt alle raus. Dein Projekt Abenteuertourismus kannst du, wenn du deinen Job verloren hast, vorläufig einmotten.“

Der junge Mann schaute sich aufmerksam die Kostenvoranschläge der anderen an und schwieg.

„Ich mache dir ein Angebot. Ich will nicht kleinlich sein. Wir berechnen eure Arbeit neu, nach den Preisen des teuersten Voranschlages“, sagte ich und begann Zahlen zu schreiben und zusammenzuzählen. „Was ihr zu viel kassiert habt, müßt ihr abarbeiten, bevor es wieder Geld gibt. Hernach orientieren wir uns an den billigeren Preisen. Rede mit deinem Vater. Andernfalls, kann er noch heute sein Werkzeug mitnehmen.“

Fernando ging. Als wir Feierabend machten, war er noch nicht zurückgekehrt.

Am nächsten Tag waren Bautista und seine Söhne wieder da. Einige Tage werkelte der Alte stumm und mit saurer Miene vor sich hin, dann wollte er wieder Vorschuß, obwohl er uns noch mindestens zwei Wochen Arbeit schuldete. Ich erklärte ihm geduldig, warum wir ihm jetzt kein Geld geben könnten. Am nächsten Tag das gleiche. Mein Willi setzte ihm leicht entnervt auseinander, dass er einige Tage warten müsse. Zwei Tage war Ruhe, dann verlangte er hartnäckig einen Vorschuß. Wir gaben ihm einen kleinen Betrag.

„Wir haben entweder kein Rückgrat oder sind wahnsinnig“, folgerte ich.

„Beides, liebe Geli. So geht das nicht weiter“, sagte mein Willi. „Ich brauche den Kerl bloß anzuschauen und habe schon Angst, dass er mich gleich wieder um Geld angeht. Ich habe nicht das Zeug, diesem Blutsauger dauernd zu widerstehen. Ein anderer Maurer muss her.“

„Mitten in der Bausaison einen arbeitslosen Maurer finden, der etwas taugt? Kinder, ihr glaubt an Wunder. Alles was eine Kelle schwingen kann, ist auf irgendeiner Baustelle beschäftigt“, sagte Richard, als ich ihn zu Rate zog, nachdem wir nur Absagen erhalten hatten.

Ich brachte es meinem Willi schonend bei. Er pfefferte die Feile ins Gras, mit der er gerade einen Stamm bearbeitet hatte und schleuderte die Schaufel, die müßig am Baum lehnte, weit in den Garten.

„Katastrophe!“ tobte er. „Bautista bringt mich an den Bettelstab bevor auch nur das Dach gedeckt ist. Schmeiße ich ihn raus, sitzen wir im Winter auf der Straße. Diesem Kain sollte man den Kragen umdrehen, weil er uns das eingebrockt hat. Wenn ich diesen Schweinehund erwische, breche ich ihm alle Knochen einzeln.“

„Ärmel hoch und los!“ flüsterte ich und wies mit einer Kopfbewegung hinter ihn.

Mein Willi drehte sich um und pfiff leise durch die Zähne. Herr Kain kam den Weidenweg entlang gestapft.

„So, meine Herrschaften“, rief er forsch wie immer. „Sieht ja schon ganz ordentlich aus.“

„So, Herr Kain, wieder auf dem Damm? Schnelle Genesung. Freut mich“, sagte mein Willi.

„Erstklassige Rasse, junger Mann. Zäh wie Leder.“

Herr Kain stapfte auf der Baustelle herum, mein Willi schlappte hinterdrein und rubbelte sich nervös die Nasenwurzel. Ich desertierte und verschanzte mich zwischen Wirsing und Möhren. Wenig später stiefelte Herr Kain den Gartenweg heran. Es gab kein Entrinnen mehr. Er ließ die Augen über die Beete schweifen und sagte:

„Señora, das sieht ganz hervorragend aus.“

Das allererste Lob aus seinem Mund. Ich war zu verblüfft, um etwas darauf zu sagen. Was war nur in das Mannsstück gefahren? Nach kurzem Gruß zog der Widersacher ab. Mein Willi kam in den Gemüsegarten gespurtet.

„Vielleicht bringt Kain die Rettung“, rief er.

„Um des Himmels Willen, nicht schon wieder“, wehrte ich ab.

„Hör zu. Der Alte ist fast kleinlaut. Hat sich quasi entschuldigt und wollte mit Bautista verhandeln. Ich habe ihm klargemacht, dass ich dem Burschen auf die Dauer nicht gewachsen bin, und dass wir einen anderen Maurer brauchen, aber keinen finden.“

Am nächsten Morgen kam Herr Kain in der Begleitung eines stämmigen, kleinen Mannes. Er hatte sehr dichtes, pechschwarzes, Haar, buschige Brauen unter denen freundliche, dunkelbraune Augen in die Welt blickten.

„Das ist Antú, die Sonne. Ein schwäbischer Indianer“, sagte Herr Kain. „Ein hervorragender Handwerker und nach Weihnachten frei.“

Antú sprach tatsächlich fließend schwäbisch. Wir kamen übrigens nie dahinter, wie und wo er es gelernt hatte. Er schaute sich das Haus an und brachte schon am nächsten Abend eine exakte Aufstellung aller noch anfallenden Arbeitskosten in Dollar, Zahlungsbedingungen und wann die einzelnen Bauabschnitte fertiggestellt sein mussten. Das warf uns fast um.

Bautista verließ uns, als er uns noch eine Arbeitswoche schuldete. Mein Willi war nun allein auf seiner Baustelle. Er schälte immer noch täglich von morgens bis abends die verkohlte Rinde von seinen Baumstämmen, glättete das Rauhe mit grober Feile, mit feiner Feile und Schmirgelpapier und strich sie schließlich mit Firnis. Er arbeitete im Akkord und schaffte immer noch höchstens zwei Stämme pro Tag. Zwischen Weihnachten und Neujahr übernahm Antú das Kommando über den Bau.

Zehntes Kapitel

1

Wäsche waschen macht Spaß. Auf der Rückseite des Klohäuschens standen vier große Becken zum Wäsche waschen. An warmen, sonnigen Tagen war es die reine Freude, die rußgeschwärzten Hemden und Hosen meines Willi mit Kernseife und Wurzelbüste zu schrubben, nachdem sie eine Nacht in Seifenlauge eingeweicht waren; Schweiß und Schmutz mit klarem Wasser ausspülen, die Wäsche an der langen Leine auf dem Trockenplatz aufhängen und sich daran freuen, wie die Unterhosen sanft im Sommerwind schaukeln, die Hosenbeine und Hemdsärmel sich leise wiegen. Waschen kann richtig Spaß machen.

Solange unsere Pakete auf sich warten ließen, waren wir äußerst knapp mit Kleidung ausgestattet. Nicht immer konnte ich mit dem Waschen warten, bis die Sonne schien. Das nasse Unternehmen wurde zur unvergesslichen Qual, wenn der Himmel bleiern über dem Tal lastete, und der Wind eiskalt von den Gletscherfeldern herab fauchte, um die Ecken pfiß und alles was sich ihm in den Weg stellte, ungestüm anfiel. Besser du ziehst deinen Anorak aus, dann hast du wenigstens hinterher etwas Trockenes zum Überziehen. Ansonsten wird er, ganz egal, wie sehr du auch aufpasst, um den Bauch herum und an den Ärmelbündchen nass.

An solch einem ekeligen Tag, an dem man sozusagen keinen Hund vor die Tür jagt, stand ich mit hochgekrempelten Ärmeln am Trog und wusch meine Wäsche. Widerwillig tauchte ich meine Hände in die eiskalte Seifenlauge und fischte nach dem gelben Oberhemd, das noch vor wenigen Monaten in der Gesellschaft einer dunkelgrünen Hose und Lederkrawatte in einem modernen Büro seine Tage gelangweilt, aber angenehm, zubrachte. Jetzt war es voller Rußflecken, und am rechten

Ärmel hatte sich ein großer Klecks Teer für immer festgebissen. Nun wand das Hemd sich widerwillig unter meinen kältestarren Fingern, wollte den kratzigen Borsten der Bürste entkommen. Ich ließ es erst in Frieden, als die schwarzen Flecken eine hellgraue Farbe angenommen hatten. Meine blauroten Hände taten so weh, dass mir die Tränen in die Augen traten. Ich steckte sie eine Weile in die Achselhöhlen, bis wieder Leben in ihnen pulsierte. Dabei trat ich von einem Fuß auf den anderen, denn der schneidende Wind schien mir bis auf die Knochen zu blasen.

Dann angelte ich in der schmierigen Brühe nach einem verschwitzten Unterhemd und bearbeitete die gelben Ränder unter den Achseln. Nie wieder würde es im „weißesten Weiß“ erstrahlen. Die graukarierte Hose und das rote Sweatshirt – für die Hochzeitsreise vor vier Jahren angeschafft, hatten sich beide gut gehalten bei ihrem Trip durch das Tessin, den Wanderungen im Schönbuch, den Spaziergängen im Rosensteinpark und sogar Brasilien konnte ihnen nur wenig von ihrem etwas verblichenen Schick nehmen. Ein paar Tage Patagonien hatten genügt, sie an den Rand des Ruins zu bringen. Besonders die Hose nahm den engen Kontakt mit den angekohlten Baumstämmen übel. Helle Socken – verfärbt; dunkle Socken - mit Loch in der Ferse; weißer Büstenhalter - mit blaugrauen Schlieren in der rechten Schale, könnte als Batik durchgehen, stammt aber von den dunklen Socken, die eine Nacht lang in seiner mit Spitzen besetzten Höhlung geruht hatten. Zwischendurch musste ich immer wieder meine Hände in die Achselhöhlen stecken; sie brannten wie Feuer. Seife ausspülen. Noch einmal spülen. Ein drittes, viertes Mal. Die Hände fielen fast ab vor Kälte. Zu guter Letzt hingte ich mit steifen Fingern alles auf. Die Hosenbeine blähten sich an der Wäscheleine im Wind, wie dicke Brühwürste, die gelben und roten Ärmel schlugen ungestüm um sich, die Unterhosen flatterten wild wie aufgeschauhtes Federvieh. Ach ja, wir alle hatten schon bessere Tage gesehen.

„So ein Hundeleben“, brummelte ich vor mich hin, während ich meine Waschutensilien verstaute. Hätte ich mich wenigstens jetzt hinter einen glühenden Ofen setzen und einen heißen Tee schlürfen können. Stattdessen blieb mir nichts anderes übrig, als mich in meinen Anorak zu verkriechen und ein paar Runden auf dem Campingplatz zu rennen, damit das Blut wieder in Fluss komme. Ich ahnte nicht im Geringsten, dass ich der ersten umwälzenden Verbesserung unserer Lebensqualität sozusagen direkt in die Arme lief. Wir hatten sie den Heinzelmännchen zu verdanken. Sie, lieber Leser, glauben, dass es Zwerge nur im Märchen gibt? Kommen Sie nach Los Abedules und Sie werden eines Besseren belehrt.

2

Beim Trotten traf ich Lina, die Besitzerin dieser drei Hektar Campingplatz, mit Walnuss-, Apfel- und Birnbäumen, einer großen Wiese und eines kleinen Tannenwäldchens. Sie trat mir mit einer *Machete*, einem Buschmesser, in der Hand in den Weg. Obwohl wir das Zelt wegen der besseren Aufsicht in der Nähe ihres Hauses aufgestellt hatten, waren unsere Kontakte anfangs auf ein freundliches Winken aus der Ferne beschränkt geblieben; wenn wir uns überhaupt sahen. Trafen wir uns, kamen wir über ein liebenswürdiges „Wie geht es?“ nicht hinaus. Wir wahrten freundliche Distanz.

Ich hielt im Laufen inne und hechelte das obligatorische „Wie geht es?“

„Geli, das müssen Sie sich ansehen“, sagte sie aufgeregt und strich sich das zerzauste Haar aus der hohen Stirn.

Sie bezeichnete mir, ihr zu folgen. Wir betraten einen wenige Meter schmalen, langen Streifen, auf dem ganz dicht Fichten standen. Dieser Streifen trennte die große Wiese, auf der unser Zelt stand, von der Spielwiese und dem Wäschetrockenplatz, wo auch das Klohäuschen mit den Duschen war und stieß am oberen Ende auf Linas Tannenwäldchen.

Lina war damit beschäftigt gewesen, die dünnen Äste unten an den Bäumen wegzuschlagen, um die Brandgefahr im

Sommer so klein wie möglich zu halten. Dabei war sie auf etwas sehr Merkwürdiges gestoßen und wollte es mir zeigen. Sie schob die Zweige beiseite, und wir betraten den Tann. Die dünnen Stämme standen sehr dicht. Lina zeigte mir eine Stelle, an der, etwa einen halben Meter hoch, trockene Nadeln zu einem Lager aufgehäuft waren. Das Ganze war etwa einen Meter lang und halb so breit. Um das Lager zusammenzuhalten, waren Zweige, kaum welk, sorgfältig zwischen die eng stehenden Stämme geflochten.

„Ein Nest!“ rief ich aus. „Und was für ein schönes und so riesig.“

Lina schaute mich einen Augenblick schweigend an, dann sagte sie: „Das dachte ich zuerst auch.“

Sie zog einen der fingerdicken Zweige heraus und hielt ihn mir entgegen. Er war nicht abgebrochen oder angenagt, sondern sauber schräg abgeschnitten, wie mit einem sehr scharfen Messer.

„Vielleicht treibt sich hier einer nachts herum“, sagte Lina besorgt.

Tatsächlich, die Art wie das Geflecht ineinander und mit den Baumstämmen verschlungen war, konnte kaum von einem Tier stammen.

„Aber Lina“, wand ich ein. „Für einen erwachsenen Menschen ist das viel zu klein. Höchstens ein Kind könnte sich da hineinlegen.“

Wir standen lange da und betrachteten das Nest. Merkwürdig. Wir hätten es auf jeden Fall gemerkt, wenn hier jemand aus und ein gegangen wäre. Es musste demnach ein Tier gewesen sein. Aber was für eines?

Lina ging zu Cacho, ihrem Nachbarn, einem alten, verhutzelten Mestizen. Er kam am Abend, um sich das Nest anzusehen. Zuerst schaute er finster drein, wiegte bedächtig den Kopf und nagte an einem Fichtenzweiglein. Dann hellte sich sein Blick schlagartig auf, er nickte ein paarmal vor sich hin, drehte sich auf dem Absatz um und ging davon. Lina folgte ihm. Ich ging nach Hause in mein Zelt. Kurze Zeit später erhielt ich

den ersten der zwei einzigen Besuche Linas. Sie war ganz aus den Fugen geraten.

„Cacho sagt, ich solle es niemanden sagen, aber mich verreit es gleich, wenn ich es für mich behalte“, sagte sie ganz atemlos. „Zwerge, sagt der Alte. Es seien Zwerge.“

Ich starrte sie entgeistert an.

„Zwerge?“ fragte ich ungläubig.

„Zwerge!“ bestätigte sie.

„Das gibt es doch gar nicht. Das ist doch Quatsch!“ erwiderte ich und musste lachen.

Sie lachte lauthals mit. Wir gingen noch einmal zu der besagten Stelle und betrachteten uns die Sache ganz genau.

„Merkwürdig. Sehr merkwürdig“, darüber waren wir uns einig.

„Und unheimlich auch“, sagte ich abends zu meinem Willi. „Du glaubst doch nicht im Ernst, dass ich noch ein einziges Mal allein nachts aus dem Zelt gehe.“

„Weibergewsch“, sagte mein Willi zuerst und war, nachdem er die geheimnisumwitterte Stelle kurz vor Einbruch der Dämmerung besichtigt hatte, auch nachdenklich geworden über den Ursprung des stabilen Geflechts.

Pepe war dafür, das Zeug einfach wegzuräumen, Lina schnappte empört nach Luft.

„Irgendwer hat das gemacht, wir können ihm nicht einfach sein Lager zerstören, du fürchterlicher Mensch, du“, schrie sie empört.

Lina rief nach dem unbestritten größten Stern am Himmel der Wnschelrutengnger und Pendelschwinger der Gegend, ein Dr. phil., vor langer Zeit von Ostkanada eingewandert, um seine Tage dem Gemüse- und Obstanbau zu widmen. Dr. phil. kam im rostigen Chevrolet, entstieg elastisch seinem klapprigen Gefhrt und brach federnden Schrittes mit seiner Rute in das Tannendickicht. Lina und ich blieben mit angehaltenem Atem abwartend auf der Wiese stehen. Wir wollten den Magier keinesfalls mit neugierigen Blicken oder Fragen in seinem Fühlen behindern. Kurz darauf kam er wieder.

„Nun Lina, meine Kunst streikt. Ich finde weder Tier- noch Menschenspuren. Vielleicht hat der Cacho ja doch recht. Wer weiß?“

Er lehnte den angebotenen Geldschein ab und fuhr in seinem rostigen Chevrolet wieder fort.

„Auf keinen Fall gehe ich allein im Dunkeln“, sagte ich abends zu meinem Willi, als ich noch spät ein menschliches Bedürfnis spürte. „Du musst mit.“

„Geli, du glaubst diesen Humbug doch nicht?“

„Natürlich nicht“, antwortete ich. „Komm gehen wir.“

Seufzend machte sich mein Willi mit mir auf den Weg.

Am nächsten Morgen kam Lina mit dem Schubkarren vorbei.

„Kinder waren es nicht, das hätten wir bemerkt, Tiere können das nicht gemacht haben, Zwerge gibt es nicht. Ich räume das Zeug weg.“

Im Laufe der Zeit habe ich hier im Tal manch merkwürdige Geschichte gehört. Wenn ich auch den Erzählungen über den Zeitfelsen, die Energielöcher, die verschwundenen Häuser und Eintrittspforten in die Unterwelt, keinen Glauben schenken konnte, so sah ich doch jedes mal das merkwürdige „Zwergenlager“ im Geist vor mir und konnte verstehen, wie solche Geschichten entstehen und ganz tief in uns an unsere Wurzeln rühren, etwas in uns zum Schwingen bringen.

Es ist soviel Einsamkeit und unberührte Natur in dieser großartigen Landschaft, so viel Rätselhaftes hat noch Raum in diesen unzugänglichen Bergtälern und an den Steilhängen der Kordillere, wo das Pudu, ein winzig kleiner Hirsch, kaum größer als ein Pudel, sich im Unterholz versteckt, wo der Kondor die Lüfte beherrscht und der Puma der Herr der Wälder ist.

3

Nachdem Lina das Lager weggeräumt hatte, machte sie ihren zweiten und letzten unaufgeforderten Besuch bei mir.

„Hier ist der Schlüssel zum Aufenthaltsraum“, sagte sie. „Komm mit.“

Wir waren beim vertraulicheren „Du“ angelangt. Der Aufenthaltsraum oder Saloon, wie ihn Pepe nannte, nahm den Hauptteil eines Blockhauses ein, das den Mittelpunkt des Campingplatzes bildete.

„Ganz fertig ist der Raum noch nicht“, sagte Lina und zeigte auf den Zementfußboden. „Dieser fürchterliche Mensch vergeudet nämlich seine Zeit lieber mit dem Viehzeug, dem Garten und mit dem Rasenmäher. Kannst Du das glauben? Stundenlang mäht er Rasen, anstatt einen Burschen einzustellen und selber wichtigere Arbeiten zu machen.“

Die halbe Südseite des Aufenthaltsraumes nahm ein mächtiger, offener Kamin ein, aus unbehauenen Steinen gemauert. Holzbänke und neun Tische standen im Raum. An der Wand hing eine Gitarre. Der Raum hatte nach drei Seiten Fenster, die vierte Seite bildete die Wand zu einer Küche, die sich schmal wie ein Handtuch über die ganze Seite des Hauses zog. Es stand noch nichts darin. In der hinteren Ecke führte eine steile Leiter nach oben. Lina kletterte vor mir hinauf. Auf dem Dachboden mussten wir gebückt stehen. Durch eine offene Luke in der Giebelseite fiel spärlich das Licht. Der ganze Dachboden lag handbreit hoch bedeckt mit Nüssen.

„Die sind zum Verkaufen“, sagte Lina seufzend. „Dieser fürchterliche Mensch kümmert sich einen Dreck darum. Er muss ja Rasen mähen.“

Vorsichtig stiegen wir wieder hinab.

„Hier könnt ihr kochen und euch aufhalten. Ich habe bloß eine ganz große Bitte: Nehmt kein Holz aus dem Wald. Wir haben eine Menge Feuerholz. Du kannst billig haben, was du brauchst, aber lass mir die Bäume in Ruhe“, sagte Lina.

Außen neben der Tür hatte sie in einer Nische einen Nagel eingeschlagen, dort hing sie den Schlüssel hin. Schluss mit den Lagerfeuern, wo deine Klamotten und Haare ewig nach Rauch stinken; Schluss mit dem „Heute gibt es keine Suppe, weil es regnet“; Schluss mit den Mahlzeiten auf der Bank in der Dusche, weil es draußen regnet, und wir das Zeltinnere nicht verkrümeln wollen. Unsere Lage hatte sich, dank der Heinzelmännchen, enorm verbessert.

Ich lernte Lina immer näher kennen. Manchmal winkte ich sie her, wenn ich sie sah; dann plauderten wir eine Weile. Nie kam sie ohne Einladung an unser Zelt. Andere Male gesellte ich mich zu ihr, wenn sie im Tannenwald arbeitete. Ich liebte dieses Fleckchen besonders. Die feuchte, würzige Luft, das dämmerige Licht, Vogelgezwitscher, das Knacken der Zweige und Linas helles Lachen.

Nach und nach erfuhr ich etwas über ihr Leben. Vor über einem halben Jahrhundert wurde sie hier geboren. Das Haus ihrer Kindheit wurde nach einem langen Leben in Buenos Aires das Haus ihrer alten Tage. Bei Lina von „alten Tagen“ zu sprechen ist geradezu lächerlich. Ich schätzte sie auf höchstens Anfang fünfzig, aber eine ihrer Töchter verriet mir unter dem Siegel absoluter Verschwiegenheit, dass Lina die sechzig schon etwas hinter sich gelassen hatte. Sie war klein und zierlich, mit lustigen Augen und lebhaftem Mienenspiel. Nie sah ich sie anders gekleidet, als in knallengen Hosen und langen karierten Blusen oder langen, viel zu weiten Pullovern, und selbst im Sommer trug sie hohe Lederstiefel, wie die Gauchos sie zu tragen pflegen. Lina lachte viel und laut, aber sie schimpfte auch viel und laut und konnte wegen Kleinigkeiten völlig außer sich geraten.

Sie bewohnte das alte, ziemlich heruntergekommene Haus mit ihrem Mann Pepe, der riesigen Collie-Hündin „Kleine“ und dem hochbeinigen, jungen Springinsfeld „Schatten“, der von vielen Rassen gezeichnet war, und trotz seiner Schlappohren eine enge Verwandtschaft mit einem Schäferhund nicht leugnen konnte. Ein altes Holztürchen, das in den Angeln knarrte, wenn man es aufstieß, trennte den Hausgarten vom Campingplatz. Wir lebten schon drei Monate hier, als ich es zum einzigen Mal durchschritt. Für Lina und mich blieben unsere Privatbereiche bis auf wenige Ausnahmen tabu. Sicher trug das zu einem großen Teil zu unserem guten Einvernehmen bei.

Das Haus war unten aus Backsteinen gebaut, oben aus Holz, mit einem winzigen, morschen Balkon, den nur ein Lebensmüder betreten hätte. Es hatte an der Vorderseite eine überdachte Veranda, die all das beherbergte, was bei anderen Leuten auf dem Dachboden und im Keller abgestellt wird. Das Haus stand in einem Garten, der von einem Wall aus weißen und rosa Kletterrosen und uralten, duftenden Jelängerjelier vor Blicken geschützt war. An der Sonnenseite des Hauses war ein kleiner Gemüsegarten, von einem brusthohen Bretterzaun umgeben, in dem das Unkraut lustig sprießte. In diesem Wirrwarr von Breitwegerich, Gänsefingerkraut, kriechendem Hahnenfuß und Löwenzahn, standen aufrecht wie Zinnsoldaten ein paar dünne Lauchstengelchen. Einige Reihen Erbsen klammerten sich an Reisig, das in den Boden gesteckt worden war. Hier ließen sich Möhren erahnen; dort fristeten zehn verlauste Kohlköpflein im Kinderstadium ihr armseliges Leben; und Erdbeerpflanzen, jede Menge Erdbeerpflanzen voller weißer Blüten kämpften um einen Platz an der Sonne. Ein schäbiges Gärtchen, das Lina ein unerschöpflicher Quell des Ärgers war.

„Dieser fürchterliche Mensch kommt aus der Stadt und denkt er sei Bauer, nur weil er auf zwanzig Quadratmeter sein Unkraut pflegt und mir das Leben schwer macht mit seinem Viehzeug.“

Dieser „fürchterliche Mensch“ war ihr Lebenspartner Pepe, mit wallendem weißem Haar, lederner, brauner Haut, mager, mit tiefen Furchen im Gesicht. „Wie ein Waldschrat“, sagte ich zu meinem Willi, als wir Pepe das erste Mal gesehen hatten. „Das Viehzeug“ waren eine kleine Sippe namenloser Legehennen, die Schafe „Hinz und Kunz“, die Angoraziege „Heckmeck“ mit ihrem Zicklein und das Katzenkind „Krüglein“.

Die Legehennen hatten einen kleinen Verschlag aus Holzkisten, der in einem mit Hühnerdraht abgeteilten Geviert stand, wo sie im Schatten eines Pflaumenbaumes den lieben langen Tag die Würmer aus dem Boden pickten. Ich sah eigentlich keinen Grund, warum Lina ihretwegen ein schweres Leben haben sollte. Pepe führte jeden Morgen Hinz und Kunz

aus ihrem Unterstand, der aus einem schrägen Dach bestand und einer einzigen Seitenwand, der Wetterseite zu. Eigentlich bot er nur symbolisch Schutz vor Unwetter. Sie wurden täglich an einen anderen Obstbaum angebunden und fraßen sich auf diese Weise im Laufe der Wochen durch den ganzen Obstgarten des Campingplatzes. Heckmeck und das Zicklein waren jeweils an einem Laufdraht festgemacht, weit genug von den Baumstämmen entfernt, dass sie sich nicht über die Rinde hermachen konnten. Linas kleine Welt, für die sie sich abrackerte, um die sie kämpfte und sich sorgte, sich furchtbar aufregte und haarsträubend über sie herziehen konnte.

5

Wenn man schon knapp bei Kasse ist, muss man wenigstens zusehen, dass man so günstig wie möglich einkaufen kann.

„Ich bin ja nicht blöd und zahle jeden Preis“, sagte ich, machte lange Material- und Einkaufslisten für unseren Bau und klapperte die verschiedenen Läden ab, um die Preise zu vergleichen.

Das spielt sich dann folgendermaßen ab: Du betrittst das Geschäft. Meistens musst du warten. Lange. Sehr lange. Endlich bist du an der Reihe. Du ziehst deinen Zettel aus der Tasche und fragst dich durch deine Liste hindurch. Der Verkäufer schlägt einen Ordner auf, blättert solange darin herum, bis er genau die Schraubenart findet oder den Flansch oder das Plastikrohr, das du haben willst. Er nimmt seinen Rechner zur Hand, multipliziert mit gerunzelter Stirn und zählt angestrengt zusammen, vertippt sich, fängt von vorne an, aber schließlich schaut er dich triumphierend an und lässt den Preis über die Zunge rollen. Er leiht dir seinen Bleistift, du notierst die fünf- bis sechsstelligen Zahl auf deiner Liste. Je nach der Länge deiner Liste, dauert das Einholen der Preise lang oder endlos lang. Nebenbei versuchst du im Kopf 143967 durch 4211 zu teilen, um wenigstens in etwa zu wissen, wie viele Dollar du den Geldwechslern dafür hinschieben musst.

Du gehst zum nächsten Laden. Vorsorglich hast du so viele Zettel geschrieben, wie es Läden gibt, denn du willst ja nicht, dass der Verkäufer weiß, was die Konkurrenz für einen Quadratmeter Kacheln haben will. Du legst deinen Zettel auf den Ladentisch, bekommst einen Bleistift und der Verkäufer blättert und multipliziert und addiert, diktiert Zahlen und du notierst. Daheim wertest du das Ergebnis eines ganzen Vormittages aus und beeilst dich, um am anderen Morgen oder schon am gleichen Nachmittag beim günstigsten Händler einzukaufen. Jedes mal entdeckst du, dass die Preise auf deiner Liste nie übereinstimmen, mit dem was du tatsächlich bezahlen musst. Immer musst du drauflegen.

Eine ganze Weile glaubte ich, dass ich mich geirrt hätte, dann meinte ich, dass mich die Verkäufer hereinlegen wollten, bis bei mir der Groschen fiel, und ich begriff, dass man dies Inflation nennt. Die Preise kletterten von einem Tag auf den anderen, oft sogar vom Morgen bis zum Nachmittag des gleichen Tages. Nie wussten wir, ob wir am Ende günstig oder teuer eingekauft hatten, auf jeden Fall für unseren Geldbeutel immer zu kostspielig. Der Markt war für uns völlig undurchsichtig.

Mein Willi kaufte das meiste Material zunächst bei Achmed, dessen Eltern ihn vor dem Krieg im Tragkissen aus dem Orient mitgebracht hatten. Der Handel steckte ihm im Blut. Er machte sich schon in jungen Jahren mit seinem ersten selber verdienten Geld auf die Socken, um Geschäfte zu machen. Keine Wirtschaftskrise konnte ihm etwas anhaben, immer wusste er das Blatt zu seinen Gunsten auszuspielen. Böse Zungen behaupten, dass der Erfolg seines Geschäftes vor allem darin bestehe, dass er Hehlerware verkaufe und Steuern hinterziehe. Jedenfalls ist er ein hervorragender Menschenkenner, wie alle guten Verkäufer.

Wenn mein Willi mit seiner Materialliste den Laden betrat, kam Achmed sofort aus seinem kleinen Verschlag gestürzt, den er sich als Kontor eingerichtet hatte. Leutselig reichte er

meinem Willi die Rechte und schlug ihm mit der Linken freundschaftlich auf die Schulter. Das tat meinem Willi wohl und er kam in gute Stimmung. Achmed erwies ihm die Ehre, ihn in seinem Kontor zu beraten, nicht wie den Pöbel, der von untergeordnetem Hilfspersonal am Ladentisch bedient wurde. Achmed schob meinem Willi seinen besten Stuhl unter den Hintern und setzte sich dann erwartungsvoll hinter seinen Schreibtisch. Mein Willi trug ihm seine Wünsche vor. Achmed tippte auf der Rechenmaschine herum. Am Ende kam der Endpreis heraus. Meinem Willi quollen fast die Augen aus dem Kopf und Achmed lenkte sofort ein.

„Bei Barzahlung gibt es natürlich einen Rabatt und für so hervorragende Kunden, wie Sie, gibt es einen Extra-Abzug“, sagte er, strich den Betrag mit einem fetten Rotstift durch und setzte daneben einen deutlich gekürzten Preis.

Nun begann ein erbittertes Feilschen, bei dem mein Willi in nichts dem Orientalen nachstand. Kam das Geschäft endlich zustande, rieb mein Willi sich die Hände. Achmed auch, bloß sahen wir das nicht. Mein Willi sagte:

„Ein harter Brocken, der Achmed, aber am Ende habe ich ihn doch weich geklopft. Im Grunde ein feiner Kerl.“

Stolz zeigte er mir auf der Rechnung den ursprünglichen Preis und den herunter gehandelten. Wahrhaftig, welch ein Preisnachlass! Meistens dauerte es nicht lange, bis mein Willi feststellte, dass er von Achmed übers Ohr gehauen worden war. Trotz allem Preisnachlass, hatte er mehr gezahlt, als in jedem anderen Geschäft. Mein Willi knirschte mit den Zähnen. Trotzdem ging er wieder zu Achmed.

„Ich habe den Kerl durchschaut“, sagte mein Willi. „Keine Sorge, heute werde ich ihm zeigen wo der Bartel den Most holt.“

Nach Händeschütteln und Schulterklopfen zogen sich die beiden in das Kontor zurück. Unbarmherzig wurde verhandelt. Achmed raufte sich die Haare, aber mein Willi setzte gnadenlos den Rotstift an, strich eigenhändig Achmeds allerletztes Angebot durch und gab sich selber darauf noch einmal zehn Prozent Nachlass. Achmed schäumte, steckte das Geld ein und

mein Willi rieb sich die Hände. - Achmed auch. Aber das sahen wir nicht.

Mein Willi tobte, als er später merkte, dass er immer noch viel zu teuer eingekauft hatte.

Das nächste Mal riss er Achmed den Rotstift aus der Hand und räumte sich selber auf Achmeds allerallerletzten Preis noch einmal 20 Prozent Rabatt ein. Achmed war einem Schlaganfall nahe. Mein Willi zahlte kaltblütig nicht einen Austral mehr und verließ händereibend den Laden.

„Mensch, Gelimädchen, dem Achmed stand die Panik im Gesicht. Aber ich bin halt ein Großkunde. Das weiß dieser Halunke auch.“

Ein sehr guter Kunde, sagte Achmed im Stillen und rieb sich die Hände. Aber das sahen wir nicht.

Irgendwann hatte mein Willi begriffen, dass er dem Orientalen nicht gewachsen war. Er wechselte das Geschäft.

„Weißt du, Geli, was mir am meisten weh tut, nicht ärgert, sondern richtig weh tut?“ sagte mein Willi. „Dass er mich immer so freundlich behandelt hat, ja direkt liebevoll und ich das alles geglaubt habe. Ich dachte immer, er könne mich gut leiden, dabei wollte er nur mein Geld.“

Tja, Willi, das haben die hervorragenden Geschäftemacher auf der ganzen Welt gemeinsam, dass sie dich für sich einnehmen, um dich dann ausnehmen zu können.

Der Dollar fiel, die Preise stiegen immer schneller. Jedermann sagte, der Dollar müsste bei 8000-10000 Australes stehen, als er bei 3500 stand.

Wir haben ein „Ehebuch“, in dem wir wichtige Ereignisse und Entscheidungen protokollierten. Dort können wir den Rest unseres Lebens nachlesen, was wir, vor unserer Auswanderung, für den Start in eine neue Existenz veranschlagt hatten. Schon in den ersten Wochen hatten wir allein für die unverputzten Wände schon mehr ausgegeben, als für das fertige Haus, einschließlich aller Möbel und eines großzügigen Hausrates geplant gewesen war.

Dann hieß es: Der Austral wird abgewertet. Jetzt stiegen die Preise stündlich. In allen Geschäften liefen die Radios, um die Preise jederzeit den neuen Gegebenheiten anzupassen. Fleisch kostete über Nacht 30 Prozent mehr, Zement und Sand kosteten abends das Doppelte wie nachmittags. Mein Willi und ich rannten los und gaben bis auf den letzten Austral alles Geld aus. Wir kauften in fieberhafter Eile, jede Stunde zählte, einen halben Lastwagen voll mit Material und waren erst zufrieden, als das letzte Geld ausgegeben war.

Die meisten Argentinier hatten ihr Geld in Dollar angelegt, selbst der kleinste Sparstrumpf- Sparer sammelte seinen Notgroschen in grünen Scheinen. Abwertung war das Zauberwort für alle. Jeder hoffte, nun viel mehr Australes für seine Dollar zu bekommen, bei eingefrorenen Verbraucherpreisen. Tatsächlich traten für ein paar Tage paradiesische Zeiten für die Dollarbesitzer ein. Wir bekamen fast dreimal soviel Australes als vorher, die Preise waren aber noch nicht im selben Maße mit geklettert. So kam es, dass wir für einige Tage fast reich waren.

Elftes Kapitel

1

Ein sonniger Samstagmorgen. Der blitzblanke Himmel spannte sich über das Tal und die Anden. „Der in den Wolken träumt“ streifte sich allmählich die blauen Schatten der Morgenstunden von den Hängen. Letzte Tautropfen schillerten im Gras und in den Rosen, die den zwei Kilometer langen Mittelstreifen der Hauptstraße von Los Abedules bildeten.

„Im Postfach lag eine Benachrichtigung: Eure Pakete sind da“, rief mir Richard aus dem offenen Wagenfenster zu und schwenkte einen gelben Zettel. „Am Montag fahre ich euch in die Kreisstadt auf das Zollamt“, fügte er hinzu, winkte und gab Gas.

Ich machte einen Luftsprung, dann radelte ich, was die Pedale hergaben, auf die Baustelle.

„Willi!“ rief ich aus Leibeskräften, als ich in unseren Weg einbog. „Willi, alle Not hat ein Ende!“

Mein Willi ließ seine Werkzeuge ins Gras fallen und sagte lachend:

„Donnerwetter, das lasse ich mir gefallen. Sechs Richtige im Lotto und ich rühre keinen Finger mehr.“

„Die Pakete, Willi, die Pakete sind da“

Mein Willi strahlte. Schnell hatten wir uns gegenseitig überzeugt, dass diese Nachricht unbedingt gefeiert werden musste. Wir ließen Arbeit, Arbeit sein und bummelten durch den Ort. Sechs Wochen lebten wir jetzt in Los Abedules und hatten uns nie die Zeit genommen, einen Streifzug durch das Städtchen zu machen.

Viele Leute waren unterwegs, denn bald war Weihnachten. Los Abedules ist das wirtschaftliche Zentrum für die Landbevölkerung im Umkreis von fünfzig Kilometern. Aus der näheren Umgebung kommen die *paisanos* auf dem Rücken

ihrer Pferde, die sie unter einer Baumgruppe am Ortseingang anbinden. Andere kommen mit Kind und Kegel in klapprigen Autos.

Es gab keinen TÜV und entsprechend abenteuerliche Vehikel konnte man auf den Straßen sehen. Nicht selten fehlten Türen, Kofferraumdeckel oder sogar die Motorhaube. Es gab Autos, die aus verschiedenen Modellen zusammengeschweißt waren; es gab solche, die auf dem Dach einen Kanister installiert hatten, aus denen über einen dünnen Schlauch das Benzin in den Vergaser floss. Es gab Autos, die man anschieben musste, weil sie längst keinen Anlasser mehr hatten; es gab solche, die keine Beifahrersitze hatten, statt dessen einen Haufen Schaffelle; es gab Fahrersitze ohne Lehnen oder ohne Polsterung, so dass der Chauffeur auf dem blanken Metallfedern saß. Es gab Sechszylinder, die nur noch auf dreien und im Schrittempo fuhren, Autos ohne Rücklichter, manche nur mit einem Scheinwerfer oder mit gar keinem. Rückspiegel, sofern vorhanden, wurden von vielen nur dazu benutzt, um zu sehen, ob der Hut richtig sitzt.

Fahrschulen gibt es in Los Abedules nicht. Den Führerschein bekommt, wer die erforderliche Gebühr entrichtet und sich einem Sehtest unterzogen hat. Deshalb wissen manche zum Beispiel nicht, dass jedes Auto fabrikmäßig mit einem Blinker ausgestattet ist, und dass dieses lustige Licht die Änderung der Fahrtrichtung anzeigt; andere mögen es wissen und machen von diesem Wissen keinen Gebrauch. Vorfahrt hat der Schnellere oder der Aggressivere, überholt wird, wo es gerade Platz hat. Gewöhnlich war damals die Verkehrsdichte so gering, dass all diese Fahrer-Todsünden nicht besonders zu Buche schlugen. Die alten Vehikel fuhren selten schneller, als ein guter Radfahrer hinlegt, und so kam es, dass die meisten ihre Unfälle relativ gut überstanden.

Das war schon wenige Jahre später nicht mehr der Fall. Als der Fortschritt und ein Autohändler nach Los Abedules kamen, raste man mit den blitzenden Limousinen, die man in bequemen Raten 25 Jahre lang abstottern konnte, mit 80 Stundenkilometern durch die Straßen, allerdings weiterhin ohne

die Fahrtrichtung anzuzeigen und selbstverständlich respektierte man keine Vorfahrt oder Einbahnstraße. Den Konsequenzen entzog man sich häufig durch Fahrerflucht.

Also wie gesagt, heute war allerhand los, denn Weihnachten stand vor der Tür. An der *plaza* parkten mehrere Busse, aus denen die Tagesausflügler quollen: Männer in leuchtfarbenen Jogginganzügen, in denen nichts die strammen Bäuche und wabbeligen Hintern beengte; manche Damen traten mit ihren Jogger- Männern im Partnerlook auf; andere bevorzugten in *Leggings* der Konkurrenz den Hintern zu bieten. Ich war hingerissen vom Selbstbewusstsein der Damen, die ihre dünnen Stecken oder fetten Stampfer dem Publikum völlig ungeniert in den synthetischen Beinhäuten darboten. Selbst die kleinen Dellen der Zellulitis blieben nicht verborgen.

Ich selber litt meinen Lebtage unter der Vorstellung, dass die Mehrheit der Frauen, im Gegensatz zu mir, ganz anständige Figuren unter den modischen Hüllen verbergen. Ich wurde hier eines besseren belehrt. Trotzdem käme es mir nie in den Sinn, in Strumpfhosen auf die Straße zu gehen, den Rock sozusagen einfach daheim zu vergessen und schon gar nicht, wenn ich die Kleidergröße 50 weit hinter mir gelassen hätte.

Die Füße der Damen, Herren und Kinder steckten fast ausnahmslos in Turnschuhen: ausgelatschten, eingestaubten, abgewetzten, frisch geschrubbt oder nagelneuen, mit Markenzeichen oder ohne. Die Leute strömten in die Konditoreien, in die Pizzerias, in die Steakhäuser, die hier *asaderos* heißen. Sie schlenderten um den Weiher, die Ärmere setzten sich unter den hohen, alten Bäumen in das Gras und packten ihre Thermosflaschen aus, mit dem heißen Wasser für den *mate* und aßen aus fettigem Papier ihre *tortas fritas*, das sind in Rindertalg oder Öl ausgebackene Hefeteilchen.

Die Hauptattraktion von Los Abedules ist, außer der Landschaft, der Kunsthandwerksmarkt. Die Stände, meist einfache Holztische waren rund um den Dorfteich herum aufgestellt. Aus dem ganzen Land kamen die Leute, um sich die

handgestrickten und –gesponnenen Wollsachen anzusehen, die Holzarbeiten, den Schmuck, die kleinen Kunstwerke aus Trockenblumen, das bunte Spielzeug, die Lederwaren und was es sonst noch alles gab. Es wurde viel geschaut und wenig gekauft. Den meisten Umsatz machten fraglos die Stände, die Kuchen, Torten, belegte Brötchen, Waffeln, Würstchen und was weiß ich noch alles Essbare anboten.

Hinter einem Zeltaufbau aus indischen Flattertüchern las eine Zauberfrau das Glück aus den Karten und kassierte anständig für ihre Zukunftsschau. Der Geruch nach Frittierfett und die psychedelischen Ausdünstung der Haschischzigaretten und Räucherstäbchen hüllte den ganzen Platz ein.

Nicht nur das Warenangebot wies eine ungeahnte Fülle auf, sondern vor allem die Handwerker, Kunsthandwerker und Künstler, die diese Waren herstellten und verkauften, boten ein buntes Bild. Da saß eine sorgfältig hergerichtete alte Dame in gepflegtem Grau und Altrosa hinter ihrem Stand mit Stoffpuppen. Am Tisch daneben bot ein junges Mannsstück, mit verfilzter Mähne, in abgewetzten, verdreckten Jeans und offenem Hemd, seine Holzschnitzereien an. Seine rachitische Brust zierte eine grobgliedrige Kette mit riesigem Amulett: Irgendein Energiespender, ein Artefakt zur Harmonisierung seines Ichs? Daneben offerierte mit dem charmantesten Lächeln der Welt ein Schönling mit gezwirbeltem Schnurrbart seinen Schmuck. Ihm zur Seite eine langhaarige, junge Frau in Mausgrau und Erdbraun, Gesundheitssandalen an ihren wollbesockten Füßen, die ihre Blütenessenzen und Pflanzentinkturen unter die Leute zu bringen trachtete. Ein Stück weiter verlockte eine Blondine mit wallenden Locken und überaus großzügig preisgegebenen Rundungen in knappem Leibchen und höllisch-heißen Höschen die Kunden zum Kauf von bemalten Kacheln.

Ein bunter Markt der Dinge und Menschen.

Mein Willi und ich teilten uns eine knusprige Waffel, mit Himbeermarmelade und Sahne bestrichen und setzten uns zu den Mate-Trinkern unter die Bäume.

„Sobald wir die Pakete haben, können wir das zweite Zelt aufstellen“, sagte ich zu meinem Willi. „Dort können wir unsere Kleider hinein hängen und überhaupt alles lagern, was wir brauchen.“

„Schluss mit den harten Liegematten, jetzt kommen die Luftmatratzen“, sagte mein Willi und rieb sich die Hände. „Gute Zeiten brechen an. Federbetten, Wollpullover und Geli, mein ganzes Werkzeug.“

„Und meine Schreibmaschine“, fügte ich hinzu. „Nun kann ich endlich all die langen Briefe schreiben, alles erzählen, alles notieren.“

2

Wir fuhren mit Richard in seinem Lieferwagen in die Kreisstadt. Auf dem Zollamt ließ man uns in einem dunklen Flur warten. Auf der Benachrichtigung stand, dass montags, mittwochs und freitags zwischen 8 und 12 Uhr Publikumsverkehr sei. Wir waren um halb elf da. Kurz vor Mittag erwies man uns endlich die Gunst von einem mürrischen Beamten bedient zu werden, der die Ausstrahlung eines Giftnickels hatte. Er führte uns in einen kleinen, sonnendurchfluteten Raum. Der ganze Fußboden war zugestellt mit unseren Paketen.

„Gott sei Dank“, sagte der Beamte, „dass sie endlich kommen. Wir wussten gar nicht mehr, wohin mit dem Plunder.“

„Gott sei Dank“, pflichtete ich ihm anzüglich bei, „dass der Plunder endlich da ist, nach fünf Monaten.“

Auf jedem Paket war außen ein Formular, in dem wir damals in Deutschland fein säuberlich auf Deutsch und Spanisch vermerken mussten, was darin enthalten ist. Außerdem hatten wir die erforderliche Genehmigung zur zollfreien Einfuhr. Trotzdem und obwohl schon Mittag war, mussten wir eine ganze Reihe Pakete öffnen und alles herausholen. Nachher war es schwierig, den Krempel wieder einzuräumen. Wir ärgerten uns. Ein paar Stunden später ärgerten wir uns aber noch viel mehr,

dass wir nicht alle Pakete vor den Augen des Zollbeamten aufgemacht hatten.

3

Am späten Nachmittag waren wir wieder daheim. Wir stapelten die Kartons in Richards zukünftigem Gastraum, der vorläufig eine stillgelegte Baustelle war. Wie Kinder vor dem Gabentisch standen wir vor unseren Sachen. Richard ließ uns allein, und wir lasen fast andächtig die Inhaltslisten auf den Paketen.

„Bücher, lass uns diesen Karton zuerst aufmachen“, bat ich meinen Willi.

„Mensch Geli, Bücher, dafür haben wir überhaupt keine Zeit“, sagte mein Willi.

„Aber Willi, denk an das Gartenbuch.“

Mit einem Seufzer steckte Willi unser Taschenmesser in den Karton und schnitt ihn auf. Wir hockten uns nieder und holten ein Buch nach dem anderen heraus.

„*Überleben in der Wildnis- leicht gemacht*. Schau Willi“, sagte ich und hielt ihm das Taschenbuch unter die Nase. „Können wir brauchen.“

„Wo kommt das denn her? So ein Quatsch“, meinte mein Willi und rümpfte die Nase.

„Das habe ich mitgenommen, als ich Bücher im Antiquariat umtauschte. Vielleicht sind ein paar nützliche Rezepte für das Kochen am Lagerfeuer drin.“

Ich legte es beiseite und inspizierte weiter die Bücherkiste. Mein Willi blätterte im Überlebensbuch. Halblaut murmelte er vor sich hin:

„Erdbeben, Sturmflut, Flugzeugabsturz, Hochgebirge, Wüste...“ er klappte das Buch zu und steckte es wieder in die Kiste. „Trifft unseren Fall nicht“, sagte er. „Vielleicht muss das Buch *Überleben als Auswanderer* erst noch geschrieben werden.“

Ich hatte inzwischen das nächste Paket geöffnet und zog eine weiße Trachtenbluse mit Spitzen hervor und einen

geblühten Rock. Ein leiser Duft nach Lavendel schwebte in der Luft. Ich vergrub die Nase tief in den Stoffen.

„Putzt du dir die Nase ins Sonntagsgewand?“ fragte mein Willi.

„Schnupper mal“, sagte ich und hielt ihm die Kleider entgegen. „Wie fein das duftet. Hier riechen unsere Klamotten im besten Fall nach Kernseife. Ach Willi, ich möchte mich mal wieder richtig schön machen, Kleider anziehen, die gut riechen, die hübsch sind und ordentlich gebügelt.“

„Jetzt wo wir das andere Zelt aufstellen, haben wir Platz und du kannst dir ein paar Sachen mitnehmen.“

„Schau Willi, meine Stöckelschuhe und dieser Seidenrock dazu. Vier Meter Stoff hat er und schwebt einem so schön um die Beine“, sagt ich und ließ die hauchzarte Stofffülle langsam durch meine Hände gleiten.

„Bei dem vielen Wind hier wirst du ihn weniger um die Beine, als mehr um die Ohren haben“, sagte mein Willi.

Ich legte den Rock aufseufzend wieder in den Karton zurück.

„Ich fürchte, du hast recht“, sagte ich.

„Mein nagelneuer Anzug“, sagte mein Willi und hielt ein dunkles Jackett aus feinstem Wolltuch hoch. „Den ich nur ein einziges Mal anhatte.“

„Ja“, sagte ich fast wehmütig. „Cousine Babettes Traumhochzeit. Du hast eine sehr gut Figur abgegeben, als du den Walzer mit der Braut getanzt hast. Wir sollten uns mal richtig schön machen und zusammen in die Oper gehen. Rigoletto vielleicht oder Die Zauberflöte, wie damals, als wir über Neujahr in Salzburg waren. Weißt du noch, Willi, wie wir im Schein der alten Straßenlaternen durch den glitzernden Schnee gestapft sind und die Flocken leise auf uns herabsanken. Wie wir aus der kalten Nacht in den *Peterskeller* traten und dort das „*Peterskeller- Geheimnis* aßen.“

Ich kam richtig ins Schwärmen.

„Erstens, Geli“, riss mein Willi mich aus meinen Träumen, und streckte mir seine Hände entgegen. „Schau dir das einmal an. Wir beide, mit unseren abgearbeiteten Baustellen-, Garten- und Lagerfeuerhänden, könnten uns nur schön machen mit

Handschuhen bis zu den Ellbogen. Zweitens haben wir kein Geld, um ordentlich im Supermarkt einzukaufen, wie viel weniger um in die Oper zu gehen. Drittens gibt es hier in Los Abedules nicht einmal ein Kino, das nächste Opernhaus ist an der Hauptstraße um die Ecke und dann immer geradeaus 1700 Kilometer. Zu Fuß und mit Stöckelschuhen ein bisschen weit, was?“

Ich nickte und stopfte alles wieder in den Karton.

„Das Nähkästchen“, frohlockte ich einige Augenblicke später. „Willi, das Nähkästchen! Endlich kann ich ein paar Sachen flicken. Wenn ich daran denke, dass ich es gar nicht mitschicken wollte! Es ist überhaupt nur da, weil wir eine Lücke ausfüllen wollten. Bin ich froh!“

Ich wühlte in den blauen, grünen, roten, grauen, schwarzen und weißen Nähseiden, allerlei Knöpfen und den Stopfgarnen in zehnerlei Farben zu einem bunten Zopf geflochten, Nähnadeln aller Größen, Hosengummi und Druckknöpfe, Stecknadeln und ein Stück Schneiderkreide.

„Lach mich nicht aus, Willi, aber ich freue mich so. Es ist ein kleines Stück Haushalt von daheim. Ein Stückchen normales Leben.“

Mein Willi achtete gar nicht auf mich, er blätterte hingebungsvoll in seinem Kochbuch, das ich ihm letztes Weihnachten geschenkt hatte.

„Lamm, Geli, Lamm“, sagte er und jedes Wort schien ihm auf der Zunge zu zergehen. „Lamm mit Feigen und Aprikosen. Weißt du noch, dein letzter Geburtstag. Die Aprikosen waren mit Mandeln gefüllt, die Feigen mit Haselnüssen. Ich werde gleich verrückt. Und hier, schau, Kaninchen á la Maître mit Kressenudeln, selber geknetet und geschnitten. Mousse au Chocolate, Käsesoufflé, mmmh.“

Er klappte das Buch mit einem Knall zu und legte es in den Karton zurück.

„Und nachher gibt es trockenes Brot und Radieschenblätter. Ach, ich habe die Nase so voll von all dem hier.“

„Also, seit wir im Kamin kochen dürfen, habe ich dir jeden Abend eine warme Mahlzeit serviert“, sagte ich eingeschnappt.

„Eintopf, jeden Tag Eintopf“, murrte mein Willi.

„Ich habe ja auch nur einen Topf“, rief ich ärgerlich.

„Topf“, sagte mein Willi und rieb sich den Nasenrücken. „Wir haben doch irgendwo einen Topf eingepackt. Wo ist der bloß?“

„Da brauchst du gar nicht danach suchen, das ist mein bester, teuerster Topf und kaum benützt. Den werde ich ausgerechnet am Lagerfeuer schwarz machen. Ich glaube, bei dir ist eine Schraube locker.“

„Also weiterhin Eintopf“, resignierte mein Willi erstaunlich schnell, obwohl das, wenn es ums Essen ging, nicht seine Art war.

„Anstatt hier überall ziel- und planlos in den Paketen zu wühlen, sollten wir zuerst den Karton mit dem Zelt mitnehmen, es aufstellen und dann mit der leeren Schachtel wieder herkommen und das, was wir brauchen, hineinpacken und mitnehmen“, schlug mein Willi vor.

„Hier“, sagte ich. „Zelt, Gewürzgläser, Luftmatratzen, steht auf diesem Paket.“

Mein Willi öffnete es.

„Wieso sind da Zeitschriften drin?“ stieß er hervor und nahm die oberste in die Hand. Es war ein argentinisches Wochenmagazin über Autos. Darunter lag ein anderes über Fußball; Maradonna, schweißüberströmt, mit verzerrtem Gesicht als Titelbild. Mein Willi, obwohl eingefleischter Fußballfan hatte im Augenblick kein Auge für den Helden. Hastig warf er die Zeitschriften beiseite. Immer neue kamen hervor.

„Und das Zelt...?“, stammelte er.

Die letzte Zeitschrift war ein Magazin für die Frau, von der uns Lady Di charmant entgegen strahlte. Mein Willi warf sie achtlos beiseite.

„Ich verstehe das nicht“, rief er wütend. „Wo ist das Zelt? Wie kommen die Zeitschriften da hinein? Wo sind die Luftmatratzen?“

„Die Gewürzgläschen sind da“, sagte ich tonlos und wickelte eines aus.

„Geli“, tobte mein Willi los. „Das Pack hat unser Zelt geklaut. Die haben gelesen, was hier drin war und haben alles geklaut. Die zeige ich an.“

„Die Gewürzgläschen haben sie nicht genommen“, stammelte ich.

Meinem Willi blitzte die Mordlust aus den Augen. Giftig flüsterte er: „Noch einmal sagst du Gewürzgläschen, dann raucht es.“

„Aber die Gewürzgläschen...“

„Angelika!“ brüllte der zornbelebende Willi. „Sie haben uns das Zelt geklaut, die Luftmatratzen und was weiß ich noch alles, und du hackst auf den Gewürzgläschen rum. Wir hätten das Zelt dringend gebraucht. Dringend! Dieses Lumpenpack! Aus - der Traum von einem Platz für bessere Kleider und weiß der Herr, welchen Krempel du noch alles bei der Hand haben wolltest!“

Wütend trat er nach dem Stapel Magazine.

„Das hier haben sie hinein getan, die Gauner, damit das Gewicht stimmt.“

Wir räumten das Paket aus und betrachteten es. Nur bei genauem Hinsehen, konnte man erkennen, dass der Boden sorgfältig aufgeschlitzt und wieder verschlossen war. Nun öffneten wir schleunigst alle Pakete, auf alles gefasst.

„Bloß gut, dass wir Bohrmaschine, Stichsäge, Nähmaschine und Werkzeugkasten als versiegelte Wertpakete verschickt haben. Dafür hätten wir jetzt jede Menge Fußballzeitschriften“, sagte ich bitter.

Mein Willi nickte grimmig.

Meine Kofferschreibmaschine schien unter eine Lokomotive geraten zu sein; sie war fast flach gewalzt, der Deckel in viele Teile zerbrochen. Mir brach bei ihrem Anblick fast das Herz. So viel hatten wir schon erlebt und wollte notiert und erzählt sein.

„Erst die Kamera und jetzt die Schreibmaschine. Es wird keinerlei Dokumentation geben über unseren Daseinskampf“, sagte ich betrübt.

Niedergeschlagen saßen wir auf dem Boden, mitten zwischen unseren offenen Paketen.

„Luftmatratzen weg. Zelt weg“, sagte mein Willi trübsinnig.

Nach einer Weile sprang er auf und trat noch einmal nach dem Stapel Illustrierten und rief wütend:

„Dieses zweite Zelt hätte unsere Lebensqualität entscheidend gehoben. Und wir können den Kerl nicht einmal anzeigen. Hätten wir die Pakete gleich im Zollamt kontrolliert, hätten wir uns wenigstens beschweren können. Jetzt im Nachhinein glaubt uns ja doch keiner.“

„Hör auf, hier herumzuschreien. Mir stinkt das auch, sogar ganz gewaltig, aber wir können nichts daran ändern“, keifte ich böse und lenkte gleich darauf ein: „Wenigstens müssen wir nachts nicht mehr frieren, Willi. Jetzt haben wir das Federbett“,

„Welches du nach Spanien schicken wolltest“, entgegnete mein Willi spitz. „Und das ich verpackt lasse, damit es nicht klamm wird.“

Ich wollte protestieren, aber mein Willi zog eine leichte Schlafdecke hervor und sagte:

„Vielleicht tut es die ja auch, jetzt wo es bald Sommer ist.“

„Wie kommt die hierher? Die haben wir doch gar nicht eingepackt.“

„Du nicht, aber ich. Ich lass doch Großmutter's Rheumaunterbett nicht zurück, das einzige Andenken, dass ich von ihr mitnehmen konnte“, sagte mein Willi rührselig.

Am Ende des Tages brachte uns Richard mit dem Wagen auf den Campingplatz. Wir hatten uns einen kleinen Stapel alter Kleider mitgenommen, den Walkman und einige Musikkassetten mit klassischer Musik. So kam es, dass wir uns zwar nicht schick anziehen und in die Oper gehen konnten, dafür aber am nächsten Sonntagnachmittag am Rand des Tannenwäldchens liegen, den herben Duft des Waldes einatmen und dabei Händels „Messias“ hören konnten, jeder mit einem Knopf im Ohr.

Die ersten Wochen hatten wir unser Zelt mitten auf der Wiese stehen gehabt, um jeden Sonnenstrahl auszunützen. Als das Frühjahr sich dem Sommer näherte, zogen wir um. Unter einem der zahlreichen Nussbäume, auf halbem Weg zwischen den sanitären Anlagen und dem Aufenthaltsraum bauten wir unser Lager auf. Ein idealer Platz - zunächst.

Mein Haushalt war sehr klein, und ich hielt ihn peinlich in Ordnung. In all dem Neuen, dem Ungewissen, im Durcheinander der alltäglichen Kleinkatastrophen brauchte ich diese Insel, diese Höhle, in die ich mich zurückziehen konnte. Meine kleine „Heile Welt“. Wenn es das Wetter zuließ, zerrte ich jeden Mittag die Schlafsäcke aus dem Zelt, schüttelte und lüftete sie, dass jeder schwäbischen Hausfrau das Herz im Leib gehüpft hätte. Alles wurde ans Sonnenlicht geschleppt, über Leinen gehängt, über Tisch und Bänke gebreitet. Mit einem feuchten Lappen wischte ich den Staub aus dem Zeltinneren. Dann wurde alles wieder eingeräumt.

Wir hatten sogar ein Bettlaken über unsere Matten gelegt. Als Kopfkissen dienten unsere Anoraks, die wir eingerollt, in Herrenunterhemden steckten, deren Zipfel wir zusammenknoteten. Dabei büßten die Unterhemden zwar ihre Form etwas ein, aber das nahmen wir in Kauf, für den Komfort eines sauberen, bequemen Kissens. Niemals wäre es uns eingefallen, mit den Arbeitskleidern ins „Schlafzimmer“ zu kriechen. Wir hatten "Bettkleider".

Seit der Ankunft unserer Pakete froren wir selbst in den kältesten Nächten nicht mehr. Wir zogen uns unter dem Schlafanzug lange Unterhosen an, dazu Wollsocken und jeder hatte einen flauschigen Pullover bereit, falls es uns, trotz Omas Rheumaunterbett und den Schlafsäcken, zu kalt würde.

Unsere sauberen Kleider bewahrten wir in den Rucksäcken auf, die in der hinteren Apside standen. In der vorderen hatten wir die Schuhe stehen. Mein Willi trug bei der Arbeit Turnschuhe. Auf dem Campingplatz benützten wir, wenn es das Wetter zuließ, die Badeschlappen, die wir in Brasilien gekauft hatten. Außerdem hatte ich ein paar bequeme Sportschuhe aus grünem Wildleder.

Eines Nachts ließ ich aus Versehen die Badeschlappen vor dem Zelt stehen. Am anderen Morgen war der eine verschwunden, der andere zernagt. Ich ärgerte mich über den vierbeinigen Übeltäter und über meine Nachlässigkeit.

Wenige Tage später fiel ich wieder, trotz aller Umsicht, dem vierbeinigen Dieb zum Opfer. Er war auf den Geschmack gekommen. Obwohl ich die Schuhe innen im Vorzelt abgestellt hatte, waren sie offensichtlich doch zu nahe am Rand gewesen. Der Räuber hatte einfach die Zeltplane ein wenig angehoben und sich meinen linken Schuh mitgenommen. Während mein Willi auf die Baustelle ging, suchte ich auf drei Hektar moosgrünem Waldboden und grasgrüner Wiese einen flaschengrünen Schuh. Das hatte mir gerade gefehlt. Ich konnte mir in unserer jetzigen Lage unmöglich neue Schuhe leisten. Meter für Meter ging ich den Campingplatz ab. Gegen Mittag stieß ich am Rand einer kleinen Lichtung, mitten im Wald, auf den Verbrecher, der gerade dabei war, seine Beute zu verscharren.

„Schatten!“ schrie ich ihn an. „Pfui! Gib sofort meinen Schuh her.“

Der Ertappte floh durch das Unterholz und entschwand meinen Blicken, mein Wildlederschuh mit ihm. Ich fand den jugendlichen Missetäter kurze Zeit später, friedlich vor seiner Hundehütte dösend. Sein Gewissen schien rein wie frisch gefallener Schnee. Das belastende Beweisstück war er unterwegs losgeworden. War es weibliche Intuition oder war ich in irgendeinem Leben selber Hund gewesen? Ich spürte die Beute schließlich auf. Der Schuh lag, verborgen unter einer dichten, undurchdringlichen Hecke aus Geißblatt und Kletterrosen. Ich ahnte ihn mehr, als dass ich ihn sehen konnte und musste flach auf dem Bauch ein Stück unter das Blättergewirr robben, um ihn zu fassen.

„Versteckst du Ostereier?“ hörte ich Linas Stimme.

Den Schuh in der Hand krabbelte ich rückwärts aus dem stacheligen Gestrüpp und verhedderte mich dabei mit meinen

Haaren im dornigen Wirrwarr der Rosenzweige. Linas Stiefel standen dicht vor meinem Gesicht, als ich aus dem Dickicht auftauchte. Ich schaute wütend zu ihr hoch.

„Das macht man in Deutschland, nicht wahr?“ fügte sie lächelnd hinzu.

Ich rappelte mich auf und strich mir die Haare aus dem Gesicht.

„Nicht an Weihnachten“, sagte ich und versuchte meinen Ärger zu zügeln.

Sie zeigte auf meinen ramponierten Schuh, der speichelnass und voller Erde war, an der Ferse zernagt.

„Sieht ein wenig mitgenommen aus, was? Du musst besser aufpassen. Wenn du die Erde abgebürstet hast, sieht er bestimmt wieder ganz manierlich aus.“

„Und die Zahneindrücke?“ fragte ich, mit einem Schadenersatzforderungston in der Stimme.

„Ja, wirklich schade um den guten Schuh, aber so schlimm ist das auch wieder nicht. Du kannst ihn noch gut tragen.“

Das war meine erste Lektion in der hiesigen Art der Schadensregelung. Ich war schrecklich wütend. Als die Schuhe, ein Jahr später, in der Mülltonne landeten, musste ich Lina jedoch recht geben; ich hatte sie noch gut ein Jahr lang fast täglich getragen. Kein Mensch achtete auf den Schönheitsfehler, den „Schattens“ spitze Zähne hinterlassen hatten.

5

„Wir möchten euch gerne einladen zu Heiligabend und Silvester“, sagte Lina ein paar Tage vor Weihnachten. „Wir feiern nur im ganz kleinen Kreis mit ein paar Freunden.“

Weihnachten. Silvester. Seit Wochen hingen in den Schaufenstern Lametta, Glöckchen in allen Farben und bunte Lichterketten, die chaotisch oder im Takt von „Jingle Bells“ blinkten. Zusammenklappbare Plastikchristbäume wurden zum Verkauf angeboten. Die Kunden füllten ihre Einkaufswagen mit Sidraflaschen und *pan dulce*, das aus Hefeteig, Rosinen,

kandierte Früchten, Nüssen und allerlei Aromen hergestellte, süße Weihnachtsbrot; zuoberst auf den Lebensmittelbergen thronten die zerbrechlichen Nikoläuse aus Schokolade.

An jeder Ladentür prangten Schilder: „Kaufen sie jetzt und zahlen sie später“ oder „Erfüllen sie ihren Lieben alle Wünsche und zahlen sie in bequemen Raten“. Jeder Mensch, auch der Ärmste, schien sich und seinen Lieben die Wünsche zu erfüllen. Man brauchte nur einen Blick auf Inhalt und Menge in den Tragetaschen zu werfen, die Alt und Jung abgehetzt nach Hause schleppten.

Weihnachten war, wie immer, unvergesslicher Höhepunkt des Jahres. Nicht etwa weil man sich an Christi Geburt erinnerte, sondern wegen dem herrlichen Rausch oder der ekelhaften Leberattacke nach dem allzu üppigen Essen unter hochsommerlichen Temperaturen. Dass die Erinnerung nicht allzu schnell verblassen konnte, dafür sorgten die bequemen Raten, die man bis kurz vor dem nächsten Weihnachtsfest abstotterte.

Weihnachten. Allenthalben quäkten im Elektroniksound „Stille Nacht“ und „Joy for the world“. Trotz all dieser Vorbereitungen auf das Fest, kam keine Weihnachtsstimmung in uns auf.

6

„Kannst du dir vorstellen, dass heute Heilig Abend ist?“ fragte ich meinen Willi, der neben mir im Gras lag und wieder einmal den Knopf in sein Ohr gesteckt hatte. Wir hörten Bachs Weihnachtsoratorium.

Er schüttelte den Kopf und sagte: „Bei dieser Affenhitze kann bei mir nicht der kleinste Funken „Leise-rieselt-der-Schnee-Gefühl“ aufkommen.“

Ich sagte: „Jetzt sitzen sie in Deutschland vor den Fernsehern mit ihren kaviar- und lachsgefüllten Wampen und ziehen sich irgendeinen alten Schnulzenfilm rein, das Champagnerglas und die Schüsseln mit Knabberzeug in Reichweite.“

„Ah!“ seufzte mein Willi, während Fritz Wunderlich „Frohe Hirten, eilt, ach eilet“ in unser Ohr sang. „Jetzt ein kaltes Weizenbier und eine Laugenbrezel mit Butter.“

„Champagner, Kaviar und Lachs, sagte ich.“

„Wenn es denn sein muss, auch recht.“

„Die Bescherung ist vorbei und es war mal wieder eine schöne Bescherung, besonders für die Kinder“, fuhr ich fort. „Während die Alten sich über die ehemaligen Hollywood-Stars schief lachen oder sich derentwegen heimlich eine Träne aus dem Augenwinkel wischen, lassen die süßen Kleinen die Parade ihrer neusten Batmänner und grünen Weltraummonster unter dem Tisch aufmarschieren. Die Feministinnen von morgen behängen ihre Barbies mit Pariser - *en vogue* - Galaroben, und die ganz Kleinen pennen unter dem Weihnachtsbaum, das Plastikmaschinengewehr im Arm, im Schlaf am Gewehrlauf nuckelnd.“

„Mann, du bist vielleicht altmodisch“, sagte mein Willi und stellte die Musik ab. „Mag sein, dass du noch mit deinen Puppen unter dem Tisch gesessen hast. Heute lümmelt die Zukunft der Menschheit, noch bevor sie lesen und schreiben kann, am Personal- Computer herum und knallt den Feind ab, der gerade vom Weißen Haus als *in* erklärt ist. Im harmloseren Fall fährt der Bub via PlayStation bloß einheimische Fußgänger tot. Die Kindheit ist Vorbereitung auf das Leben. Die Anforderungen, die an die Menschheit gestellt werden, ändern sich von Epoche zu Epoche. Darauf muss man die Kleinen vorbereiten.“

„Ich glaube“, warf ich ein, „dass es immer noch ein paar altmodische Typen gibt, die keine Ahnung vom wirklichen Leben haben. Die ihren Kindern trotz Golfkrieg, Finanz- und Regierungskrisen einen Weihnachtsabend zumuten, an dem man zusammen „Es ist ein Ros´ entsprungen“ und „Ihr Kinderlein kommet“ singt, Nüsse knackt und Mandarinen schält, wo die Mutter eine besinnliche Geschichte aus einem dicken Buch vorliest, und der Vater von früher erzählt.“

„Als er fast einmal eine Scheune angezündet hätte“, sagte mein Willi. „Oder wie seine Bande den verhassten Heini in den

Wald schleppte und an einem Baum angebunden zurückließ. Das wäre jedenfalls das, was ich meinen Kindern erzählen würde.“

„Willi!“

„Oder wie ich als Zehnjähriger mit dem Opa stockbesoffen vom Stammtisch heimgekommen bin und die Oma uns um ein Haar beide windelweich gehauen hätte.“

Unser erster 24. Dezember in Los Abedules: Hitzeeflirrender Sommertag, den wir, unter schattigen Bäumen ausgestreckt, an uns vorüberziehen lassen. Unermüdlich greifen unsere Hände in die große Schüssel voller riesiger, fast schwarzer Kirschen, die Lina uns geschenkt hat.

Während im Persischen Golf die Kriegsflammen in den Himmel lodern, stehen hier die Rentner bis spät nachmittags Schlange vor den Auszahlungsschaltern der Banken. Seit langem werden sie auf „morgen“ getröstet, um die paar Scheine mit den vielen Nullen in die Hand gedrückt zu bekommen. Zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig. Der Staat ist pleite, stopft mit leeren Versprechungen die hungrigen Mäuler der Rentner, der kleinen Beamten und staatlichen Angestellten, die seit Wochen auf Bezahlung warten.

Heute ist Geld gekommen. Die Bankangestellten müssen Überstunden machen. Die Alten sollen als erste zu ihrem Recht kommen. Sie stehen sich von morgens bis abends die Füße in den Bauch, viele umsonst, denn als gegen sieben Uhr abends die Banken schließen, weil die Kassen leer sind, hat das Geld längst nicht für alle gereicht. Die das Glück hatten, zu kassieren, gehen als finanzschwache Millionäre nach Hause. Die Weihnachtsfreude einer ganzen Nation wird in Frage gestellt, durch die himmelschreiende Misswirtschaft einer Handvoll kluger Köpfe, die es verstehen, ihre Taschen auf Kosten anderer zu füllen.

Als es dunkel wurde und die Stechmücken wütend über uns herfielen, hatten sich Linas Gäste eingefunden, und wir gesellten uns zu ihnen in den Aufenthaltsraum, um die lange

Tafel aus drei zusammengestellten Tischen. Pepe hatte ein Feuer im Kamin angezündet und ein paar dicke Holzscheite hineingestellt. Die Wärme tat gut, denn kaum war die Sonne hinter den Bergen versunken, wurde es kalt.

Ich weiß beim besten Willen nicht mehr, was wir aßen oder tranken, wer anwesend war, noch was gesprochen wurde. Dieser erste Heilige Abend in Los Abedules zog an mir vorbei wie ein abstraktes Theaterstück, an dem ich nur als Zuschauer beteiligt war und von dem ich keinen Deut verstand. Auf einem fernen Planeten hätte ich mich nicht fremder fühlen können, als zwischen all den freundlichen, lachenden Menschen, die mir dauernd zuprosteten und mich fragten, wie es mir in Los Abedules gefalle.

Ich lachte und tat fröhlich, versuchte im Hier und Jetzt zu sein, aber meine Seele vagabundierte durch 37 erlebte Weihnachtsfeste. Da waren Krippenfiguren aus dem Erzgebirge, die auf den wattebedeckten Bergen aus Schuhschachteln auf und ab wanderten, um das Christkind zu besuchen, das auf einem Häufchen Heu schlummerte. Düfte nach Bienenwachskerzen, Mandarinen, Orangen und Honigkuchen erfüllten die Wohnung. Immer war dies der Höhepunkt des Jahres, eine Zeit voller Zauber. Meine gefühlvolle Mutter hatte dies in meine Kinderseele gelegt. Ich habe jene Weihnachtstradition nach ihrem frühen Tod sorgfältig weiter gepflegt. Weihnachten blieb für mich die Zeit der kleinen Überraschungen und ganz großen Gefühle.

7

Die Nacht war sternenklar und sehr kalt. Mein Willi und ich kuschelten uns auf unserem Lager eng zusammen, und ich fragte leise:

„Weißt du noch, unser letztes Weihnachtsfest?“

Es wird für immer ein unvergessliches Fest bleiben und bekam jetzt, wo Weihnachten für uns nur noch auf dem Kalender existierte, sogar einen verklärten Symbolcharakter.

Wir hatten uns am frühen Nachmittag aufgemacht und fuhren mit dem Bus aus der Stadt hinaus. Die anderen

Fahrgäste sahen uns mit Abscheu an, denn es ging aus unserer Tasche ein atemberaubender Duft aus. Wir hatten kleingeschnittenen Tintenfisch und jede Menge gehackten Knoblauch dabei und obwohl alles gut verpackt war, durchdrang der Gestank den ganzen Bus. Sie und wir atmeten auf, als wir in Waldenbuch an die frische Luft kamen.

Kaum jemand begegnete uns, als wir durch die Straßen dem Ortsrand zustrebten und hinaus über das Land wanderten. Es lag eine dünne Schneedecke über den braunen Erdschollen der gepflügten Felder. Die Sonne schien fahl hinter einem dünnen Wolkenschleier.

Auf einem Grillplatz machten wir Feuer und stellten unsere Paellapfanne darauf. Wir brutzelten, bei kleiner Hitze, die Hähnchenteile, bis sie goldbraun waren, dann fügten wir die kleingeschnittenen Grünen Bohnen und Paprikaschoten hinzu, ließen alles noch eine geraume Zeit langsam schmoren. Dann hinein mit den kleingeschnittenen Tintenfischen, den Tomatenstückchen und dem Knoblauch, weiter schmoren und jetzt zieht bereits der typische Paelladuft verheißungsvoll in unsere Nasen. Schließlich den Reis und das Wasser dazugeben, mit Salz und einem Suppenwürfel abschmecken. Eine Paella, so wie ich sie während meiner Zeit in Spanien, bei einer hervorragenden Köchin aus Alcira, zubereiten gelernt hatte.

Wir deckten einen der Tische mit kristallinen Weingläsern, stellten die frische Ananas darauf, das Schraubglas mit der steif geschlagenen Sahne und den spanischen Wein, in dem noch die heiße Sonne Andalusiens glühte und mit jedem Schluck das Feuer maurischer Nächte durch die Adern trieb.

Als die Sonne sich dem Horizont näherte, war der Reis gequollen und wie es sich gehörte, goldgelb am Pfannenboden angebacken. Wir dinierten mit kalten Füßen und warmen Herzen. Bleich verging die Sonne hinter dem Auf und Ab der Felder. Hauchdünne, blaue Schatten stiegen schwerelos aus den Mulden und Senken herauf und glitten über die Flur. Atemwölkchen standen vor unseren Nasen, als der Frost durch das Land zog.

Wir packten unsere Sachen und wanderten ein Stück die verwaiste Landstraße entlang, um bald in einen Weg einzubiegen. Während wir durch das Siebenmühlental marschierten, legte sich langsam die Dunkelheit über Flur und Wald. Es war eine stille Nacht, jene Heilige Nacht und die Stadt mit ihren Lichtern, den Autos und den Menschen hatte nie existiert. Frieden auf Erden.

Wir gingen auf dem breiten Weg unter den Bäumen das Tal entlang. Längst war unsere Rede verstummt, unsere Seelen offen für den Zauber dieser Weihnacht. Der Mond war aufgegangen. Er stand als fast runde Scheibe über den Baumwipfeln am gegenüberliegenden Hang des engen Tales. In der Talaue tauchten weiße Nebelfeen aus dem Fluss auf und tanzten lautlos über die glitzernden Wiesen.

Wir beschlossen, den Weg zu verlassen und hinabzusteigen in den Dunstkreis der Nebelschleier. Es war ein wundersames Schreiten, fast wie im Traum, durch die kniehohen Schwaden, die über dem Talboden schwebten. Das froststarre Gras knisterte leise unter unseren Tritten. Die Bäume, die den Wasserlauf säumten, streckten ihre schwarzen, nackten Arme dem Himmel entgegen.

Ein Stück weiter drangen wir in den Wald ein. Wir hatten eine Handvoll Kerzen mitgebracht, die wir nun im Moos aufstellten und an den Zweigen der Tannen befestigten. Das Mondlicht fiel durch die Bäume. Es war kalt. Wir lehnten uns jeder an einen Baum und sangen die vertrauten Weihnachtslieder. Später schwiegen wir und lauschten dem Echo der alten Weisen, das in unseren Herzen nachhallte. Alles war so still und friedlich und der Alltag mit seinen Anforderungen so weit fort.

Nach geraumer Zeit löschten wir die Kerzen, bis auf eine, die wir im schneeüberstäubten Moos stehen ließen und brachen auf. Wir sprachen nicht, nur unsere Schritte knirschten auf dem Kies des Fahrweges, auf den wir einbogen, in Richtung Stadt. Immer wieder blickten wir uns nach der winzige Flamme um, die in der großen Dunkelheit zurückgeblieben war. Das Kerzenlicht leuchtete weit, viel weiter, als wir es uns jemals vorgestellt

hatten. Wenn es auch hin und wieder für einen Augenblick hinter den Baumstämmen verschwand, so vermochten weder die Finsternis noch der Raum es zu verschlingen. Erst als der Weg über eine Kuppe führte, verloren wir es endgültig aus den Augen.

„Frohe Weihnachten“, sagten wir zu dem Straßenbahnfahrer, als wir an der Endhaltestelle einstiegen und „Einen schönen Abend noch“, als wir in der Stuttgarter Innenstadt ausstiegen. Kein Mensch begegnete uns auf unserem kurzen Heimweg, nur wenige Autos waren unterwegs. Der Mond, der noch vor einer Stunde am wolkenlosen, klaren Firmament gestanden, war nur noch eine diffuse Scheibe hinter einem Dunstschleier am rötlichen Himmel. Unser letztes Christfest in Deutschland! Unser letztes Weihnachten für viele Jahre, aber daran dachten wir damals nicht.

„Kirschen und Weihnachten, Willi, das geht bei mir einfach nicht“, sagte ich.

„Wir können ja unser ganz persönliches Fest im Juni feiern, Geli, wenn hier die Nächte lang sind und die Tage kurz und trübe. Wir stellen einen Christbaum auf“, versuchte mich mein Willi zu trösten.

„Das geht nicht, das ist nicht dasselbe.“

„Aber Lebkuchen, Geli, Lebkuchen und Spekulatius und Vanillekipferl, die kannst du doch backen, gel?“

„Ach Willi, du denkst wieder nur ans Essen.“

Während ich auf den Schlaf wartete, fiel mir ein, dass wir noch nicht einmal daran gedacht hatten, uns gegenseitig ein kleines Weihnachtsgeschenk zu machen.

In dieser Heiligen Nacht, während wir schliefen, erblickte Schneeflocke das Licht der Welt, das süßeste aller Weihnachtsgeschenke, flauschig und voller Leben. Sie erfreute und erwärmte in den nächsten Tagen unsere Herzen mit ihren lustigen Bocksprüngen, mit ihren sanften Augen. Schneeflocke, flüchtig, wie alle Schneeflocken, die auf deine warme

Handfläche fallen. Warum sind alle Freuden dieser Welt so kurzlebig?

8

Der Weihnachtsmorgen begrüßte uns mit Vogelgezwitscher. Im Gras schimmerte der Tau, der Himmel hatte sein blauseidenes Tuch über das Tal und die Berge gespannt. Wir blieben nach dem Aufwachen noch eine Weile liegen, machten das Zelt weit auf und blickten aus unseren mollig warmen Schlafsäcken in den kalten Morgen hinaus.

Die Sonne tastete mit ihren Fingern über die Gipfel im Westen, streifte die Gletscherfelder, die für kurze Zeit unter dieser Berührung erröteten, glitt dann an den Hängen herunter und rührte schließlich den Talboden an. Noch war ihre gleißende Scheibe für uns hinter dem „Der in den Wolken träumt“ verborgen, aber schon fassten die Strahlenkegel nach den schroffen Zacken. Die Kältegesellen ergriffen die Flucht vor ihrem warmen Licht und fuhren über die Hänge herab in die Niederung. Die Atemwölkchen vor unseren Nasen wurden ganz weiß.

Auf einmal war sie da! Obwohl lange angekündigt, hatte ihr jähes Auflodern zwischen den Felsgraten uns schließlich doch überrascht. Der Tau entwich im Sonnenschein als allerfeinstes Nebelgespinst, die Kältegesellen verkrochen sich eine kurze Galgenfrist lang im Wäldchen, bevor sie sich in Nichts auflösten. Ein neuer Sommertag lockte uns aus dem Bett.

„Zeit zum Frühstück“, sagte mein Willi. „Hörst du, wie mein Magen knurrt?“

„Willst du das heute wirklich für mich machen? Ach Willilein und ich bleibe solange hier liegen.“

Er grinste mich frech an und sagte:

„Tut mir schrecklich leid, Madame, ausgerechnet heute habe ich überhaupt keine Zeit für solch banale Dinge. Mein Barbier wartet mit dem Rasierpinsel in der Hand auf mich. Vielleicht kann der Butler heute das Mahl auffahren.“

Schon war er fort. Da der Butler frei hatte, blieb es mal wieder an mir hängen, den Kamin auszuräumen, Holz herbei zu tragen, Feuer zu machen, Teewasser aufzusetzen, Brot zu rösten, eben all die, wie mein Willi sagte, banalen Dinge zu erledigen, die einem einfachen Frühstück vorausgehen.

Es dauerte allerdings geraume Zeit, bis ich aus dem Zelt hervorkroch. Ich holte zunächst aus meinem Rucksack frische Unterwäsche, dann entrollte ich zwei dicke Kleiderrollen und betrachtete meine schäbige, auf ein kümmerliches Häufchen geschrumpfte Garderobe. Da war wahrlich nicht viel Staat zu machen. Alles war dem Umgang mit Lagerfeuern, der unmittelbaren Berührung mit dem Erdboden und dem einfachen Leben auf dem Land angepasst. Anfangs schämte ich mich oft über meinen Aufzug, aber unter den gegenwärtigen Lebensumständen wurde die tadelnde Stimme in meinem Inneren schnell leiser, die da sagte:

„So kannst du doch nicht herumlaufen.“

Noch bevor ich die letzten Zweifel beseitigen konnte, dass es sich um Kusine Babettes Stimme handeln musste, war sie verstummt. Bei unserem nächsten Wiedersehen, das gewiss ganz stilgerecht bei einem Glas perlendem Champagner vor sich gehen würde, musste ich dem Bäsle, das immer ganz genau wusste, wie man gerade herumlaufen konnte und wie nicht, schildern, wie unmenschlich es mir erging und wie ich durchaus damit leben konnte, weil ich damit leben musste. Nicht in der müßigen Absicht, Kusine Babette in ihren perfekt gestylten Kleidungsgepflogenheiten zu beeinflussen, das sei ferne, sondern einzig, um ihr ein entsetztes:

„Um Gottes Willen, Angelika“ zu entlocken, wobei sie ihren Sektkelch hart auf dem Glastischchen aufsetzen würde.

Sie konnte sich so himmlisch aufregen, wenn jemand under-, over-, oder obacha -gedresst war. (obacha = unmöglich auf schwäbisch)

Liebstes Bäsle, wie hättest du gelitten unter meinen modischen Ausrutschern!

Zum einen ist ein Rucksack kein Kleiderschrank. Das hat den Vorteil, dass man nicht stundenlang davor stehen kann und, angesichts der Fülle der Möglichkeiten, sich damit abquälen muss, was man heute anziehen soll. Zum anderen ist ein Rucksack tatsächlich kein Kleiderschrank, und das hat den Nachteil, dass man ihm nur solche Kleidungsstücke anvertrauen kann, die nicht alle paar Stunden nach einem Bügeleisen schreien.

Die Auswahl meiner Kleidung richtete sich in jenen Monaten danach, was dem Wetter und dem Schmutzgrad meiner Tätigkeit angemessen war, außerdem durfte das erkorene Kleidungsstück weder eingeweicht sein, noch zum Trocknen an der Leine hängen. Unter dem Zwang dieser Gegebenheiten war es kaum möglich, der Ästhetik Genüge zu tun. Dies focht mich, nach anfänglichen Skrupeln, bald nicht mehr an, denn ich besaß nur einen Taschenspiegel und die Spiegel über den Handwaschbecken waren glücklicherweise ebenfalls kaum größer. Als einzige Ankläger meines Erscheinungsbildes traten die Schaufensterscheiben auf. Ich vermied sie angelegentlich.

Ach Babette, du, die sich grämte, dass die Schwiegermama die Handtücher für das neue „sturmblaue“ Badezimmer in „Königslila“, anstatt in „Dämmerviolett“ gekauft hatte, was hättest du dazu gesagt, dass wir nunmehr überhaupt lediglich ein einziges Handtuch hatten, dazu noch das fadenscheinigste, weil es am wenigsten wog und am schnellsten trocknete. All die schönen, schweren, flauschigen Dinger hatten wir dem Studenten überlassen und nun war kein Geld da, auch nur ein ganz dünnes, kleines in praktischem „Staubgrau“ mit „erdbraunem“ Muster zu kaufen.

Bei unserem nächsten Glas Champagner, liebste Babette, werde ich dir anvertrauen, wie man sich in moosgrünen Hochwasserhosen und einer rotweiß-karierten Bluse fühlt, unter der man ein quittegelbes T-Shirt trägt. Weil alle anderen Socken dreckig sind, müssen es dann eben die minzgrünen mit den ehemals herbstorangenenen Streifen auch tun, die nach der letzten Wäsche trübgrün aus der Lauge gekommen sind.

Ich kann allen Babettes der Welt versichern, dass ich mich schrecklich darauf freute, mal wieder mein tropischrosa-blaßpflaume Reinseidenes anzuziehen, dass es aber tatsächlich nicht das Wichtigste im Leben ist, ja eigentlich erst unter ferner liefen eingeordnet werden kann. Das einfache Leben auf dem Land ringt mir ganz andere Prioritäten ab und mein Selbstwertgefühl ist weniger auf diese Äußerlichkeiten angewiesen, sondern wächst an den Siegen über die kleinen Widerwärtigkeiten und für mich ungewohnten Herausforderungen meines Alltags.

9

Als ich angezogen war, rollte ich meine Kleider sorgfältig wieder zusammen, schön straff, dass die Hosen so etwas wie Bügelfalten bekamen und die T-Shirts und Blusen fast geplättet aussahen. Dann kam alles in eine Plastiktüte, fest verschnürt, dass die Rolle nicht aufgehen konnte. Ein heißer Tipp für alle, die mit Rucksäcken und Satteltaschen unterwegs sind.

Nach einer Katzenwäsche, räumte ich den Kamin aus, trug die Asche weg, holte Holz, suchte Papier, entfachte das Feuer, stellte das Teewasser auf, deckte den Tisch, na ja, viel zu decken war da ja nicht, und auf der Holzkohlenglut, die sich inzwischen gebildet hatte, verwandelte ich schließlich das gummiartige, alte Weißbrot in knuspriges Toastbrot.

Mein Willi saß frisch rasiert am Tisch, der Hunger stand ihm ins Gesicht geschrieben. Rasch bestrich er sich drei kleine Brote dick mit Marmelade und stopfte sie in sich hinein. Wäre nicht Weihnachten gewesen, hätte ich mich vielleicht geärgert, über die Selbstverständlichkeit und Selbstgefälligkeit, mit der er sich an den Frühstückstisch setzte, nach Rasierwasser duftend, während ich schon wieder rußige Finger hatte. Wenn schon nicht Frieden auf Erden, so doch wenigstens hier unter unserem Nussbaum.

„Ein ganzer Tag ohne Baustelle“, nuschelte er mit vollem Mund, „wir sollten irgend etwas ganz Tolles unternehmen. Wie

wäre es mit einem Badetag am See, wenn es heute wieder so heiß wird wie gestern?“

„Die Busfahrt bringt uns an den Bettelstab!“ gab ich zu bedenken.

„Ach Geli, es ist doch Weihnachten. Oder willst du die 18 Kilometer mit dem Rad fahren?“

„Hin schon. Zurück? Nein danke. Das geht ja alles den Berg herauf.“

„Aber nicht steil.“

„Aber 18 Kilometer.“

„Also doch mit dem Bus.“

Als ich unseren Haushalt in Ordnung gebracht hatte, packten wir unseren Matchesack für einen ausgedehnten Badetag am Strand des Lago Blanco, wobei mein Willi sich ungemein hilfreich hervortat, indem er seinen Kamm einpackte. Mein Ärger über seine unaufdringliche Hilfe war wirklich nicht der Rede wert und schließlich war ja immer noch Weihnachten.

Es war Mittag, als wir unser Gepäck schulterten und auf der Landstraße dem Ort zu wanderten. Selbst ein ungeübter Beobachter hätte leicht festgestellt, dass mein Willi ausgeruht war. Forsch schritten seine langen Beine voran, während ich ein gutes Stück hinter ihm her hechelte. Ich klammerte mich an die Weihnachtsidee vom Frieden. Die Sonne stach heiß vom Himmel, die Luft war sehr klar und trocken. Ganz erhitzt standen wir eine halbe Stunde später mitten im Dorf an der Bushaltestelle. Wir ließen uns auf der Bordsteinkante nieder und warteten.

„Der Bus fährt um eins. Jetzt ist es fünf nach eins“, sagte mein Willi, nachdem er stirnrunzelnd auf seine Uhr geschaut hatte.

„Du kennst das doch allmählich, Willi, ich begreife nicht, dass du dich immer noch darüber aufregst.“

„Diese Hitze und kein Schatten“, jammerte mein Willi zehn Minuten später. „Jetzt könnte der Bus endlich kommen.“

Um halb zwei glaubten wir nicht mehr an sein Kommen. Kein Mensch, den wir nach dem Ausbleiben des öffentlichen

Transportmittels hätten fragen können, war auf den Straßen zu sehen.

„Versuchen wir es per Anhalter“, sagte ich.

„Weil ja alle paar Sekunden Autos vorbeifahren“, murrte mein Willi.

Schwitzend schleppten wir uns die *avenida* entlang und waren schließlich die fast zwei Kilometer bis zum Ortsausgang gegangen. Keines der drei Autos, die an uns vorbeigefahren waren, hatte uns mitgenommen. Wir setzten uns in den Schatten einer Baumgruppe und packten unser Vesper aus. Grillen zirpten um uns im Gras, die Hitze flimmerte über dem Asphalt der Landstraße, kein Lüftchen regte sich. Mein Willi hatte ein krebsrotes Gesicht, das er ärgerlich in Falten gelegt hatte.

„Typisch Dritte Welt“, grantelte er. „Kaum ist Feiertag und schon bricht der öffentliche Transport zusammen.“

„Und? War das in Deutschland anders? Wollten wir am Wochenende aus Stuttgart raus, um über die Dörfer zu wandern, war genau da Schluss, wo die S-Bahn ihre Endstation hatte.“

Mein Willi knurrte, ich schwieg. Eine scharfe Bombe sollte man nicht anfassen.

Das gleißende Licht des Nachmittags hatte alle Tiefe aus dem Relief der Felsen des „Der in den Wolken träumt“ genommen. Die Sommersonnenglut flirrte über dem Land, ließ alles Lebendige ermatten, trocknete die Kehle aus. Ich sehnte mich fort von diesem staubigen Straßenrand, hinein in die Bergwälder, wo kühle, klare Wasser über Steine springen mochten, die Farne und Fuchsien im Schatten der Südbuchen den Nachmittag verträumten.

„Gehen wir auf den Zeltplatz zurück?“

Ein leises Schnarchen antwortete mir. Wie ein halb zusammengeklapptes Taschenmesser lehnte mein Willi neben mir am Baumstamm, sein Kopf war ihm auf die Brust gefallen. Ich mochte ihn überhaupt nicht leiden. Wäre jetzt ein

Zauberprinz dahergekommen, in einem klimatisierten Mercedes, ich hätte meinen Willi glatt sitzen lassen.

Nach einer halben Stunde schnappte er mit einem Grunzer nach Luft und erwachte, gähnte ausgiebig und stand auf.

„Gehen wir“, sagte er kurz angebunden, schulterte den Matchesack und ging die Straße Richtung Ort zurück. Das war also unser erster und vorerst letzter Ausflug.

10

Als wir müde und griesgrämig auf dem Campingplatz eintrafen, lief uns ein freudestrahlender Pepe über den Weg.

„Frohe Weihnachten, ihr beiden“, sagte er. „Wir haben heute Nacht ein kleines Christkind bekommen. Wollt ihr es sehen?“

Neugierig folgten wir ihm zum Unterstand der Schafe. Ein neugeborenes Lämmlein lag da, an das Mutterschaf gekuschelt und schlief. Die Alte wurde sofort unruhig, als sie uns sah. Wir gingen ein Stück beiseite, während Pepe sich bückte, das weiße Bündel vorsichtig auf den Arm nahm und zu uns her trug. Die kurzen, weißen Locken waren seidenweich, und der zarte Körper zitterte leicht unter unseren Händen. Ich hielt dem Baby den Zeigefinger hin, den es beschnupperte und dann kräftig daran saugte. Pepe stellte den kleinen Schafbock ins Gras, wo er erst steifbeinig stehen blieb und „määh“ sagte, bevor er mit ein paar ungelenken Sprüngen zur Mutter floh, die längst aufgestanden und ihrem Kind entgegen geeilt war, soweit es der Strick, an dem sie angebunden war, zuließ.

Breitbeinig stand die Alte da, während das kleine Böcklein, unter kräftigen Stößen in die Mutterbrust, die Milch aus den Zitzen schmatzte. Dabei wackelte es wild mit dem Stummelschwänzchen hin und her.

Ein rotbrauner Schopf tauchte hinter der Hecke auf. Pepe machte sich rasch in die andere Richtung davon, ehe Lina um die Ecke bog. Wenige Augenblicke später sah man ihn den Rasenmäher über die Spielwiese schieben.

„Ich sage es ja“, schimpfte Lina ärgerlich vor sich hin, „Rasen mähen, nichts als Rasen mähen, dabei kommen nächste Woche die Touristen, und dieser fürchterliche Mensch mäht das Gras, anstatt die Feuerstellen auszubessern.“ Dann sah sie uns und sagte munter. „Frohe Weihnachten! Habt ihr schon das Lamm gesehen? So ein süßes Kerlchen, gell?“

Sie stemmte die Arme in die Hüften und schaute den Tieren vergnügt zu. Unversehens verdüsterte sich ihr Blick und ärgerlich stieß sie hervor:

„Als wenn die beiden Schafe nicht genug Scherereien machen würden, jetzt hat dieser Hanswurst für ein drittes gesorgt. Es ist nicht zu fassen.“

„Aber Lina, die Schafe stellen überhaupt nichts an, stehen bloß herum, fressen oder schlafen“, sagte ich. „Außerdem sind sie angebunden und können gar keinen Unsinn machen.“

„Angebunden! Jawohl, angebunden. Das ist es ja gerade. Tierquälerei. Typisch ist das für diesen fürchterlichen Menschen, der außer Flausen nichts im Kopf hat, keine Ahnung von nichts, und was er anpackt, verpfuscht er. Du kannst nicht Tiere und Touristen haben, glaubt mir das. Erstens haben wir gar keine Zeit für das Viehzeug und zweitens treiben die Touristen ihr Schindluder mit den armen Tieren, die nicht einmal weglaufen können, drittens kannst du sie nicht losbinden, weil die blöden Schafe sofort weglaufen, und die Ziegen stopfen sich die Baumrinden, die Blumen und die Zeltplanen der Touristen in den Bauch.“

Sie strich sich aufgeregt die Haare aus der Stirn und warf den Kopf zurück. Kampflust blitzte in ihren Augen.

„Begreift ihr denn nicht?“ rief sie außer sich, als wir sie stumm ansahen. „Wenn ich schon Viecher haben will, dann muss ich sie auch artgerecht leben lassen. Dazu ist dieser Dummkopf von Pepe gar nicht in der Lage.“

Wütend stapfte sie davon, die Hände in den Hosentaschen vergraben.

Die nächsten Tage verbrachte ich fast jede freie Minute bei Schneeflocke und Mutter Hinz. Das Lämmlein war sehr mager

auf seinen hölzernen Steckenbeinchen, die schwarzen Knopfaugen lugten erstaunt in die Welt. Manchmal stand es lange einfach nur da, dann wieder tat es ganz unvermittelt die wildesten Bocksprünge. Ich hätte es zu gerne gestreichelt, aber es ließ sich nicht herlocken und einfangen wollte ich es nicht.

Ich war ein typisches Stadtkind, der Umgang mit Tieren war mir fremd. Ich fühlte mich einerseits zu ihnen hingezogen, andererseits hatte ich Angst, sie könnten mich beißen. Ich setzte mich mit gebührendem Abstand ins Gras, sprach mit Schneeflocke und Hinz, wobei das alte Schaf mir aufmerksam zuzuhören schien, denn es wandte keinen Blick von mir. Wer hat mehr Angst, Hinz, das ist die Frage, du oder ich?

Jeden Tag setzte ich mich ein Stück näher, aber immer außerhalb der Reichweite des angebundenen Tieres. Manchmal brachte ich ein paar Kräuter vom Bachrand mit, in der stillen Hoffnung Hinz damit freundlich zu stimmen. Ich streckte es ihr zögernd hin. Sie kam allmählich näher, aber schließlich ließ ich doch wieder alles zu Boden fallen, aus Angst, das Schaf könnte mich beißen.

11

Das Jahr ging zu Ende. Nach heißen Sommertagen schlug das Wetter über Nacht um. Silvester versank im Regen und Nebel. Schneeflocke hatte seit einem Tag nichts mehr zu sich genommen. Pepe rief den Tierarzt an. Er war verreist. Pepe kratzte sich den Bart. Lisa konsultierte Cacho, den Mestizen, der überzeugt war, dass das Lämmlein wahrscheinlich nicht zu retten sei, weil Lina die Zwerge verärgert habe, als sie deren Lager einfach weggeräumt hatte.

„Ich habe dich gewarnt, mein Kleines“, sagte er zu Lina. „Mit den Geistern ist nicht zu spaßen.“

Sie kam wutschnaubend wieder.

„Scherereien, ich sage es ja, nichts als Scherereien hat man mit dem Viehzeug. Der hat doch einen Vogel, der alte Quatschkopf“, schimpfte sie herum. „Möhren und Knoblauch soll ich unter die Tannen legen, als Geschenk für die Zwerge. Ist

es in diesem korrupten Land schon so weit gekommen, dass man jetzt auch die Heinzelmännchen schmieren muss? “

Pepe hängte sich seinen Gummimantel um und kroch mit einer alten Woldecke unter dem Arm zu Hinz und Schneeflocke in den Unterstand. Ich stand ratlos dabei. Der Regen lief mir über das Gesicht und den Hals hinab, aber ich spürte es kaum. Schneeflocke, was können wir bloß für dich tun? Das Lämmlein lag ganz teilnahmslos da. Hinz stampfte unruhig und blökte uns ihr jämmerliches „mähmähmäh“ entgegen. Wir bereiteten mit Heu und Woldecke der Schafmutter und ihrem Kind ein Lager.

„Vielleicht ist es am besten, wir lassen die zwei allein, damit sie Ruhe haben. Wir können eh nichts Vernünftiges für das Tierlein tun“, sagte Pepe.

Lina blieb den ganzen Tag im Haus verschwunden. Man hörte sie mit Töpfen und Schüsseln lautstark hantieren, hin und wieder flogen Türen, Flüche zerrissen die düstere Stille des Nachmittags.

Am späten Nachmittag kam Pepe in den Saloon, mit einem kleinen Eimer in der Hand. Er sagte:

„Mir lässt das keine Ruhe, Geli, ich werde versuchen Hinz zu melken, aber ich habe keine Ahnung wie das geht. Und du?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Wie willst du die Milch der Schneeflocke füttern?“ fragte ich.

„Wir flößen es ihr mit dem Löffel ein.“

Er band Hinz sehr kurz an.

„Mein Gott, Geli“ sagte er, „ich habe wirklich keine Ahnung, aber irgend etwas müssen wir doch tun.“

Hinz hielt überraschend still, und Pepe gelang es, ein klein bisschen Milch aus den Zitzen zu melken. Sie bedeckte kaum den Boden des Eimerchens. Völlig verdreht kroch Pepe aus dem Unterstand. Mit Lamm und Milch gingen wir in den Aufenthaltsraum, wo ein Feuer im Kamin brannte. Pepe hielt Schneeflocke auf dem Schoß und steckte ihr den Finger ins Maul, um es offen zu halten. Ich versuchte dem Tierlein mit

einem Teelöffel die Milch einzuflößen, während Pepe ihm sanft den Hals massierte, um es zum Schlucken zu bewegen, aber die Milch lief einfach rechts und links hinab auf Pepes Hosen und auf den Boden. Lina kam mit eisiger Miene und deckte den Tisch für die Gäste, die sie geladen hatte. Im Hinausgehen warf sie uns einen erbitterten Blick zu.

„Ich hole Hinz“, sagte Pepe und kam wenig später mit der Wolldecke und dem Mutterschaf zurück.

In einer Ecke des Saloons machte er den beiden ein Lager. Ganz kraftlos lag das Lämmlein da. Hinz stand herum, schaute uns verwirrt an und blökte, dann drängte sie zur Tür, wollte hinaus. Die fremde Umgebung des Menschenstalles gefiel ihr nicht. Pepe ließ sie hinaus.

„Vielleicht hat das Lamm Verstopfung“, meinte Pepe. „Schau dir bloß mal den dicken Bauch an. Wir werden es mit einem Klistier versuchen.“

Er ging und kam bald darauf mit lauwarmem Kamillentee und einem Klistierball zurück.

„Wenn wir es vorsichtig machen, kann das gewiss nichts schaden. Vielleicht kann ja bloß nichts vorne rein, weil hinten nichts mehr hinaus geht“, sagte er kummervoll.

In der Tat hatte das Tierlein einen recht dicken Bauch. Vorsichtig nahm er das Lamm auf den Schoß und ging ans Werk, aber es wollte nicht so recht klappen. Der Kamillentee lief ihm über die Hosenbeine, aber schließlich hatte er es doch geschafft, dem kleinen Darm eine Ladung zu verpassen. Das Resultat lag ihm sozusagen auf der Hose.

„Du wirst sehen, jetzt geht es aufwärts mit dem Kleinen“, sagte Pepe.

„Falls du ihm nicht inzwischen den Rest verpasst hast“, giftete Lina im Vorübergehen.

Schließlich waren die Gäste eingetroffen. Lina versammelte uns um den Tisch. Ihre Stimme klang schrill und ihr Lachen künstlich. Pepe kam etwas später, angetan mit frischen Hosen, saß mit gerunzelter Stirn da und antwortete sehr wortkarg. Mir

steckte ein dicker Kloß im Hals. Mein Willi schaute mich besorgt an und flüsterte mir zu:

„Das wird schon wieder.“

Alle anderen schienen sich ganz gut zu amüsieren. In der Ecke lag Schneeflocke und schlief.

Es war schon spät, als im Dorf plötzlich die Sirenen heulten. Alles sprang auf. Ich rief erschrocken:

„Um Himmels Willen, es brennt!“

Sie lachten schallend über mich und erhoben ihre Gläser. Silvester, Mitternacht, Neujahr, ich hatte es vergessen.

Dieses „Es brennt“ gibt Lina bis heute noch gern zum besten und vergiss auch nicht, hinzuzufügen:

„Und dann hat Geli mit großen Augen gefragt: Muss man jetzt alle küssen?“

Damals brüllte alles vor Lachen, nur ich fand das eigentlich gar nicht lustig. Unter großem Hallo fielen sich reihum alle um den Hals, und jeder küsste jeden rechts und links auf die Wangen.

Lange nach Mitternacht brach die Gesellschaft auf. Pepe und ich versuchten noch einmal, der Schneeflocke etwas Milch einzuflößen, dann trugen wir sie zu Hinz in den Unterstand.

„Vielleicht trinkt sie ja doch lieber von der Mutter.“

Schneeflocke lag nur kraftlos da. Pepe melkte noch einmal an Hinz herum und es gelang ihm tatsächlich eine halbe Tasse Milch zu bekommen.

„Ich bleibe heute Nacht bei Schneeflocke“, sagte ich zu ihm. „Du musst morgen arbeiten, ich kann ja ausschlafen.“

Wir legten im Kamin kräftig Holz nach. Im zuckenden Schein der Flammen, versuchte ich, dem Lamm die Milch einzuträufeln, aber es ließ nur müde seinen Kopf hängen. Ich hielt es im Arm, während es schlief. Draußen regnete es leise, dazwischen pochten dicke Tropfen vom Nussbaum auf das Dach. Ich beobachtete die schwarzen Schatten, die über die Wände zuckten und an der Decke tanzten und ließ das vergangene Jahr

an mir vorüberziehen, all die Stationen, die mich hierher in diesen Raum gebracht hatten.

Ich betrachtete das schlafende Tierlein und ließ meine Finger durch das weiche Fell gleiten. Artgerecht, hatte Lina gesagt, artgerecht muss man sie halten, nicht irgendwo an einen Baum angebunden. War es artgerecht, dass wir beide, Schneeflocke und ich, hier auf dem Zementfußboden dieser Hütte saßen und auf diese Weise das Neue Jahr begannen?

Was war für den Menschen artgerecht? In Stahlbetonkäfigen zu nisten? Im Schein der Neonlichter, berieselt mit synthetischer Musik, unter dem künstlichen Wetter der Klimaanlage, in einer Landschaft aus Plastik, Chrom und Glas sein Futter zu erkämpfen, oder an langen Bändern sitzend, acht Stunden am Tag die gleiche Handbewegung auszuführen? War es artgerecht, die Zeit, die danach noch übrigblieb, in den High-Tech-Traumtempeln oder im abgedunkelten Verlies auf dem elektronischen Heimaltar den Freizeitgöttern zu opfern, oder auf Rädern über die Betonpisten des Zivilisationsdschungels zu rasen? War das artgerecht?

Waren nicht fast alle, wie Hinz und Kunz, an irgendeinem Baum angebunden? Mancher sitzt auf dem Schuldenbaum, an dessen glattem Stamm er sich vergeblich bemüht, wieder auf den Boden zu kommen, und der eine oder andere hat sich dabei schon das Genick gebrochen. Ferner gibt es den, der mit einer Meute anderer am Man-muss-doch-mitmachen-Baum herumturnt, oft ein ganzes Leben lang. Oder der, der ganz abgekämpft am Der-hat-das-doch-auch-Baum hochzukraxeln versucht und dabei Kopf und Kragen riskiert. Der nächste erklimmt den Karrierebaum, hat sich irgendwann in schwindelnder Höhe eingerichtet und glaubt, weil er die bessere Aussicht hat, bereits die Freiheit zu besitzen und merkt nicht, dass ein anderer längst an seinem Ast sägt. Ohnehin werden mit zunehmender Höhe die Äste und Zweige immer dünner und brüchiger, trotzdem will jeder hoch hinaus. Lebten sie artgerecht?

Und wir? War es artgerecht, in einem kleinen Nylonzelt zu hausen? An einer Feuerstelle zu hocken und zu kochen, fast wie am Morgen der Menschheit? Anstatt es zu etwas zu bringen, mit all den Schul- und Ausbildungen, die uns Eltern und Staat ermöglicht haben, hier, auf der Höhe unseres Lebens monatelang Baumstämme zu schälen und in der Erde zu buddeln? War das artgerecht? Was war überhaupt artgerecht?

Über all diesen Gedanken muss ich eingenickt sein.

Ich erwachte. Die Glut glimmte nur noch schwach im Kamin, die Kälte schlüpfte durch alle Ritzen herein, und das Lamm lag schwer auf meinen Knien. Ich wollte mich strecken, aufstehen und Holz nachlegen. Als ich Schneeflocke deswegen vorsichtig beiseite legte, merkte ich, dass sie tot war. Das Leben, das vor einer Woche ungestüm ans Licht gedrängt hatte, das so viel Lust zum Dasein hatte, so voller Neugier in die Welt geschnuppert hatte, es war einfach entwichen, still, unbemerkt und für immer. Wie zerbrechlich, wie flüchtig ist das, was oft so stark und beständig scheint. Ein schwerer Stein legte sich auf meine Brust.

Ich schlug die Decke über den kleinen Körper, der in sich zusammengesunken schien und erhob mich steifbeinig. Draußen dämmerte fahl der Erste Januar herauf. Ich fröstelte und zog die Jacke enger um mich, trat an das Fenster und lehnte meine Stirn gegen die Scheibe. Ich schaute hinaus in die nasse Welt und sah, dass es auf der Höhe geschneit hatte und der Schnee an den Hängen bis fast in das Tal herab lag. Mitten im Sommer war der Winter zurückgekehrt.

Ich war müde und dennoch wollte ich mich nicht hinlegen. Nicht jetzt. Es war so viel Unruhe in mir. Ich hätte laufen mögen, laufen, bis an das Ende der Erde und wusste doch, es gab kein Entrinnen, nicht vor mir selber, nicht vor dem Da-Sein. Eines Tages würde das Leben genauso aus meinem Körper weichen, unwiderruflich die Reise über die Erde zu Ende sein. Würde ich dann sagen können, dass ich artgerecht gelebt hätte? War das überhaupt wichtig, gab es nicht eine viel wichtigere Mission des Daseins? So viele Fragen purzelten durch mein Gehirn, wühlten

das Herz auf. Schließlich lähmte die Kälte all meine Gedanken. Ich kroch in unser Zelt, suchte meine Zuflucht im Schlaf.

Als ich gegen Mittag aufstand, hatte Pepe die Schneeflocke bereits vergraben. Lina war eben dabei, ihm eine furchtbare Szene zu machen. Sie drohte damit, für die restlichen Viecher einen Metzger kommen zu lassen, um die armen Kreaturen zu erlösen. Er müsse wählen zwischen ihr und den Schafen und Ziegen. Pepe schrie, dass ihm die Wahl nicht schwerfalle und seinem Glück nur eine einzige Ziege, nämlich eine zweibeinige, im Wege stünde. Sie schrie mit sich überschlagender Stimme, dass er ja gleich heute abhauen könne, mitsamt seinen Mistviechern, die er, wie seine Frau auch, sowieso nur dazu hätte, um sie zu Tode zu quälen. Er schlug zurück, indem er ihr an den Kopf warf, dass sie ja, Gott sei's geklagt, sehr langlebig und robust sei, ganz im Gegensatz zu den armen Tieren.

Der Disput fand ganz ungeniert statt, während die beiden die Küche neben dem Aufenthaltsraum einräumten. Sie schleppten den Gasherd aus dem Haus herbei, Kisten mit Geschirr und Lebensmittel folgten. Unterdessen blieben sie sich kein Wort schuldig. Ich rührte als verlegener Zeuge in meiner Suppe, die ich im Kamin kochte und wäre am liebsten in ein Mauseloch gekrochen.

Mein Willi kam von einem kurzen Rundgang zurück.

„Hinten im Wäldchen, am Rand der Lichtung, liegen ein paar Knoblauchknollen und ein Häufchen Möhren. Lina hat die Zwerge geschmiert. Hätte ich nicht von ihr gedacht“, sagte er und fügte nach einer Weile nachdenklich hinzu: „Vielleicht schreit sie heute bloß deshalb so herum, weil ihr das mit der Schneeflocke nahe geht. Könnte doch sein?“

„Dass du das so schnell merkst!“

„Mensch, Geli, ich bin halt kein Psychologe.“

„Wahrhaftig nicht und obendrein ein Mann“, frotzelte ich bissig.

„Geli, suchst du Streit?“

„Vielleicht ist das eben *meine* Art damit umzugehen, wie locker *du* Dinge wegsteckst, die *mir* nahe gehen“, sagte ich.

„Aber, Gelikind, es war doch nur ein Schaf.“

„Siehst du, wie du nichts begreifst, gar nichts“, erwiderte ich. „Es geht um Leben und Tod, um Werden und Vergehen, ach und überhaupt...“

Ich legte den Kopf auf die verschränkten Arme und schluchzte.

„Ja seid ihr denn alle verrückt geworden“, brüllte mein Willi und rannte aus dem Raum, die Tür wild hinter sich zuknallend.

Zwölftes Kapitel

1

Längst war nicht alles bereit, als die Touristen, kaum war Neujahr vorbei, in Los Abedules einfielen. Pepe hatte die Feuerstellen nicht fertig, es fehlten Tische und Bänke, deren Holz er schon vor Monaten gekauft hatte, weil er sie „eigentlich selber machen“ wollte, die dritte Dusche bei „Herren“ war noch so, wie er sie im Frühjahr begonnen hatte. Lina schäumte. Pepe mähte Rasen.

Der Zeltplatz füllte sich und unser Heim stand plötzlich nicht mehr idyllisch im ruhigen Schatten eines Nussbaumes, sondern sozusagen an der Hauptverkehrsader, auf der täglich mehrmals über hundert Menschen und viele Autos und Motorräder passierten. Wir zogen um, natürlich wieder unter einen Nussbaum. Seine Äste berührten an einer Seite fast den Boden. Dies und die kleine Hecke auf der anderen Seite gaben uns sogar dann noch die Illusion allein zu sein, als wir eingekesselt waren von Autos, Wohnanhängern und Zelten.

Im Saloon wurden die Sitzplätze knapp. Wenn das Wetter schlecht war, kochten die Leute schichtweise im Kamin. Lina sprach gleich nach Neujahr das rettende Wort. Ich durfte fortan die Küche neben dem Aufenthaltsraum mit ihr teilen. Das war eine absolut umwälzende Veränderung unseres Lebens. Ich hatte Geschirr, Töpfe, einen Platz im Eisschrank, einen Backofen, einen Gasherd, einen Platz im Regal für meine Lebensmittel und sooft ich wollte, Linas lustige Gesellschaft. Mühelos und schnell war ein Tee aufgebrüht, eine Suppe warm gemacht, die man vorgekocht im Kühlschrank aufbewahrt hatte. Welch ein Luxus!

Lina hatte ein altes Sofa in die Küche gestellt, und einen betagten Badeofen. Diese beiden heruntergekommenen Gegenstände erwiesen sich als wahre Wohltäter. So mancher kalte Regentag bekam, von der quietschenden, knarrenden

Liegestatt aus besehen, ein überaus freundliches Gesicht, strahlte geradezu vor Behaglichkeit am wärmestrotzenden Ofen. Ich sagte Lina dafür nicht nur „danke“, sondern spülte ihr fortan das Geschirr, half ihr beim Bekochen der Touristen und betreute die Gäste, während sie und Pepe sich zu der nachmittäglichen *Siesta* in das Haus zurückzogen.

2

Carla kam. Bunt und schön wie ein Schmetterling gaukelte sie fortan durch unsere Tage. Sie war Pepes Tochter aus irgendeiner verflochtenen Bindung, süße neunzehn Jahre alt und Balletttänzerin. Sicherlich gab es viele rechtschaffene Leute, die, wenn man sie gefragt hätte, der Meinung gewesen wären, dass Carla zu nichts taue. Sie schlief bis in den Mittag hinein, vergaß umgehend, was man ihr auftrug, hatte zwei linke Hände für jede Art von Arbeit und verdrehte die Köpfe der Männer. Letzteres, und das brachte alle vollends um den Verstand, bemerkte sie in ihrer natürlichen Bescheidenheit gar nicht.

Carla brachte Sonnenschein in den düstersten Regentag, machte aus einer Ansammlung fremder Menschen im Handumdrehen eine Gruppe und aus jedem Zusammensein ein Fest. Carla lachte, sang und tanzte und alle lachten, sangen und tanzten mit ihr. Jeden Abend war der Saloon brechend voll. Die Gitarre hing nur mehr selten an der Wand, meistens wanderte sie von Hand zu Hand. Carla brachte es fertig, dass jeder, auch der Schüchternste, irgend etwas zum Besten gab, selbst die, die eigentlich völlig ohne Talent waren. Alle nahmen auf irgend eine Weise teil, jeder hörte jedem zu und jeder spendete jedem Beifall.

Wir spielten Ratespiele, machten Pantomimen, führten improvisierte Sketche auf. Alles war heitere Gelassenheit um Carla. Solange sie da war, gab es keine Betrunkenen, keine Streitereien, kein Gegröle. Sie war Künstlerin und trotzdem war nichts gekünsteltes an ihr; sie war eine Schönheit, mit ihrem schwarzen, langen Haar, das ihr glatt und schwer auf den

Rücken fiel, die dunklen Augen lachten jeden an und trotz all dem Glanz, der sie umgab, war sie bescheiden und natürlich. Jeder Abend war ein Feuerwerk der Lebensfreude, an dem jung und alt teilnahm. Jeder, der hereinkam, ließ sich mitreißen. Bis auf eine Ausnahme, wie es zunächst schien.

Eines Tages fuhr ein Lieferwagen vor, aus dem ein dicklicher, untersetzter Mann herauskugelte. Es war ein Verkäufer für Damen- und Herrenunterwäsche, Teig- und Schreibwaren. Alles *en Gros*. Ich stand in der Küche und hantierte mit dem elektrischen Handrührgerät, als er den Saloon betrat. Ich schaltete das Gerät aus, stellte es neben die Schüssel und ging hinüber in den Aufenthaltsraum. Wie immer um diese Zeit, machte Lina ihren Mittagsschlaf, deshalb kümmerte ich mich um den Neuankömmling. Der Dicke verbeugte sich kurz und zackig vor mir und sagte:

„Gestatten, Álvarez, Unterhosen, Nudeln und Schreibwaren. Was kostet die Übernachtung für mich und meinen Lieferwagen?“

Während ich ihm die Preise nannte, ließ er den Blick durch den Raum schweifen, der um diese Zeit menschenleer war. Anschließend machte er ein paar Schritte, zog rasch den Vorhang beiseite, der die Küche vom Aufenthaltsraum trennte, und warf einen Blick in die Küche.

„Nett, sehr nett“, sagte er. „Telefon haben sie auch; das ist sehr gut.“

Mit diesen Worten wies er flüchtig auf das Handrührgerät. Lina brüllt vor Lachen, als ich es ihr später erzählte.

Ich schob ihm das Anmeldungsbuch hin und bat, er möge seine Daten eintragen. Umständlich zog er einen silbernen Kugelschreiber aus der Tasche und malte feierlich seine Angaben auf das Papier.

Er blieb drei Nächte.

Tagsüber war er in Sachen Unterhosen, Nudeln und Schreibwaren unterwegs, abends parkte er seinen Wagen direkt neben den Toiletten, machte hinten die Tür zum Laderaum auf,

in dem er offensichtlich auch schlief, und kam mit einem tragbaren Fernsehgerät wieder zum Vorschein, das er, zu unser aller Entsetzen, im Aufenthaltsraum aufstellte. Er bestellte eine große Flasche Bier, dazu eine Pizza, und schaute sich zuerst die Nachrichten an und danach eine dieser dümmlichen Shows, in der zweitklassige Sänger und drittklassige Tänzer auftreten, alles mit viel Flitter und Tand, um von der viertklassigen Qualität abzulenken. Die ersten Minuten schwieg alles betreten, dann wurde sich da und dort leise murmelnd unterhalten. Lina zischte mir in der Küche zu:

„Den Stimmungsverderber sollte man rauswerfen.“

Schließlich nahm ein Beherzter die Gitarre von der Wand und klimperte zaghaft eine argentinische *samba*. Herr Álvarez stellte den Fernseher auf höchste Lautstärke und blickte den Musikanten vorwurfsvoll an. Krieg lag in der Luft. Nach der *samba* kam, weniger zaghaft, eine *chacarera*, dann ein *llamamé* aus Chile, das ein älteres Ehepaar, trotz kolossaler Leibesfülle, leichtfüßig tanzte, wobei sie beide bunte Tücher schwenkten und sich heiße Blicke zuwarfen. Unvermittelt sprang der Herr Álvarez, Unterhosen, Nudeln und Schreibwaren *en Gros*, auf und rief zornbeugend:

„Ja, will denn hier keiner fernsehen?“

Alles schwieg verlegen. Die Tänzer ließen sich schnaufend auf die Holzbank sinken. Vierundzwanzig Augenpaare schauten Herrn Álvarez an, der mit umwölktem Blick die Flimmerkiste abschaltete, sie unter den Arm nahm und sich in seinen Lieferwagen verzog.

Am anderen Abend kam er wieder und stellte den Fernseher wieder auf. Diesmal ohne Ton. Während wir *sambas* sangen und Sketche aufführten, starrte er auf den Bildschirm. Er bat um ein Essen. Lina sagte, sie hätte nur Hamburger oder Pizza. Er bestellte, wie am Vorabend eine Pizza. Während er noch auf sein Essen wartete, servierte ich meinem Willi einen deftigen Bohneneintopf. Als dem Herrn Álvarez der Duft nach Chilipfeffer, Paprika, Bohnen und Fleisch in die Nase stieg, drehte er sich um, sprang auf und kam an unseren Tisch.

„Aha! Pizza und Hamburger!“ stellte er lakonisch fest und zeigte auf den Teller. „Ich will sofort dieses Essen haben.“

„Nun mal langsam, Señor“, brummte mein Willi. „Das ist mein Teller und was darauf ist, gehört auch mir. Warten sie gefälligst, bis ihr Essen fertig ist.“

Herr Álvarez riss wütend den Küchenvorhang beiseite und rief:

„Bedienung! Warum verschweigt man mir, dass es Eintopf gibt?“

Lina rief empört: „Ich sagte ihnen bereits, dass es Pizza und Hamburger gibt, sonst nichts.“

„Und das da?“ rief Herr Álvarez erzürnt und zog meinem Willi den Teller unter dem Löffel weg.

Er stürzte damit in die Küche und hielt Lina das Beweisstück unter die Nase. Sie schnappte empört nach Luft. Als mein Willi wieder zu sich kam, sprang er auf und haute mit dem Löffel auf den Tisch und schrie:

„Her mit meinem Essen!“

Es gab einen ziemlichen Disput, bis Herr Álvarez begriffen hatte, dass dies unser ganz privater Eintopf war. Mit verstockter Miene setzte er sich wieder vor den Fernseher und pickte an seiner kalt gewordene Pizza herum.

Am dritten Abend betrat Herr Álvarez die Küche, und weil er es mir nichts dir nichts tat, schnappte Lina wieder einmal nach Luft.

„Darf ich Ihr Telefon benutzen?“ fragte Herr Álvarez.

„Señor, wir haben kein Telefon“, antwortete Lina etwas unwirsch.

Herr Álvarez zog hörbar die Luft durch die Zähne in sich hinein und sagte dann gepresst:

„Sie haben kein Telefon? Ich habe es aber zufällig bei meiner Ankunft gesehen. Ich glaube man will mich hier hinauseln. Bezahle ich nicht, wie jeder andere Kunde auch?“

„Señor, wenn ich sage, ich habe kein Telefon, dann habe ich kein Telefon, und jetzt bitte ich Sie, meine Küche sofort zu

verlassen. Wir können das Gespräch gerne ein andermal fortsetzen.“

Ich stand am Ausguss und spülte Geschirr, während mein Willi am Küchentisch saß und Walnüsse knackte. Er hatte schon eine ganze Schüssel voll Kerne vor sich, als Herr Álvarez, sei es aus Gedankenlosigkeit, Frechheit oder Verfressenheit, in die Schüssel griff. Bevor er jedoch auch nur eine Nuss in die Finger bekam, erhielt er einen Klaps auf die Hand. Er zog sie mit einem Aufschrei zurück, stürzte in den Aufenthaltsraum und schrie:

„Man hat mich geschlagen! Dieser Deutsche hat mich geschlagen! Er hat mich geschlagen! Wegen ein paar Nüssen hat er mich geprügelt.“

Pepe stürzte mit verdattertem Gesicht in die Küche.

„Was geht denn hier vor sich?“

Mein Willi stotterte vor Aufregung:

„Der soll seine dreckigen Pfoten aus meiner...aus meiner... F...F...Flasche lassen.“ Er zeigte dabei auf die Schüssel.

Lina presste beide Hände vor ihren Mund und schüttelte sich vor Lachen über Willis Sprachschnitzer. Er habe nur den Schatten einer Hand gesehen, erklärte mein Willi später glaubhaft, dachte es sei meine und habe eben einen Klaps ausgeteilt. Von Schlagen könne überhaupt keine Rede sein, aber er bereue es fast, dass er nicht ordentlich zugehauen habe, nach allem was dieser Unterhosenfritze sich hier schon geleistet habe.

Im Saloon rief Herr Álvarez nach der Rechnung. Unmöglich könne er auch nur eine weitere Nacht hier zubringen, wo man ihn offensichtlich und aus unerfindlichen Gründen, hinauseln wolle. Das sei durchaus nicht nötig, er gehe auch so. Schlagen lasse er sich schon gar nicht. Lina versuchte ihn zu beschwichtigen, aber Herr Álvarez war zu tief gekränkt über die schmachvolle Behandlung, die ihm in jeder Hinsicht zuteil geworden sei.

Carla tippte ihn auf den Arm und wisperte

„Señor Álvarez, bitte gehen sie nicht bevor wir beide einen Tango getanzt haben.“

Unterhosen-Álvarez schaute verblüfft auf die zarte Gestalt, die ihn mit großem Augenaufschlag ansah. Carla flötete:

„Sie müssen ein wunderbarer Tango-Tänzer sein, Señor Álvarez, bitte tun sie mir den Gefallen.“

Mit diesen Worten legte sie eine Musikkassette in den Radiorecorder ein und stellte sich vor dem Mann auf, dessen Augen plötzlich glänzten.

„Bitte sehr, Señor Álvarez“, flüsterte sie lächelnd und blickte ihn abgrundtief an.

Er griff nach ihr, schloss kurz die Augen und dann legten beide einen wunderbaren Tango auf den Zementfußboden, der sicher für diese hohe Kunst nicht der richtige Untergrund war, aber ihrem Können keinen Abbruch tat. Als sie fertig waren, klatschten alle begeistert und forderten eine Zugabe.

Herr Álvarez war zwar etwas außer Atem geraten, der Schweiß stand ihm in kleinen Perlen auf der Stirn und in großen Flecken unter den Achselhöhlen, gleichwohl ergriff er, mit einer Mischung aus Stolz und Trotz, erneut Carlas Hand und ihren biegsamen, schlanken Leib. Wahre Beifallsstürme brachen über die beiden herein, als auch dieser Tanz zu Ende war. Carla strahlte Herrn Álvarez an. Herr Álvarez schluckte und versuchte nicht zu strahlen, aber seine Augen verrieten ihn.

„Señor Álvarez, es war mir wirklich eine ganz große Ehre“, säuselte Carla und der kleine Dicke wuchs in die Höhe und war ganz Mann.

„Wir wollen das auch lernen“, rief einer der jungen Burschen. „Warum machen wir heute Abend nicht einen Tango-Abend?“

Jedermann stimmte begeistert zu, alle redeten gleichzeitig auf Carla und Álvarez ein.

„Ruhe!“ wehte es von Carlas Lippen.

Alles schwieg sofort. Sie raunte ihrem Tanzpartner zu:

„Señor Álvarez, sie sind ein wunderbarer Tänzer. Mir kommt es fast unverschämt vor, sie damit zu belästigen, trotzdem möchte ich Sie fragen, ob Sie nicht die Güte hätten und uns die

Freude machen würden, den Herren hier die Grundschrirte beizubringen. Ich übe mit den Damen.“

Señor Álvarez errötete, reckte die Brust und sagte gönnerhaft:

„Nun gut, aber zuerst brauche ich einen Schluck Wasser.“

Längst hatte mein Willi seine Nüsse im Stich gelassen und die Szene von der Küchentür her verfolgt. Jetzt trat er näher und reichte Herrn Álvarez ein Glas mit eiskaltem Bier.

„Ich lade sie ein“, sagte er.

Herr Álvarez zögerte einen Moment, bevor er das Friedensangebot aus des Feindes Hand entgegennahm, ergriff dann das Glas und trank es auf einem Satz leer. Mein Willi füllte es unverzüglich wieder, um seine guten Absichten zu unterstreichen.

„Fangen wir an. Übrigens, ich heiße Gabriel, für meine Freunde Gabi“, sagte er.

Es wurde ein ganz außerordentlich vergnügter Abend, und erst lange nach Mitternacht gingen wir auseinander. Alles verabschiedete sich mit Handschlag von Gabi, der ganz ausgepumpt, aber glücklich war.

„Woher hast du eigentlich gewusst, dass Gabi so gut Tango tanzen kann?“ fragte ich Carla, als wir in die sternklare, kühle Nacht hinaustraten und gemeinsam ein Stück Wegs gingen.

„Ich habe es nicht gewusst, aber ich habe ihn neulich beobachtet, als im Fernsehen ein mieses Tango- Paar auftrat und hatte das Gefühl, der Mann hat Ahnung. Als er heute so einen Auftritt vor seinem Abtritt machte, da fiel es mir spontan ein und ich dachte: So nicht! So können wir den armen Kerl nicht gehen lassen.“

Sie hauchte mir einen Kuss auf die Wange und verschwand in der Dunkelheit Richtung Haus.

Außer uns gab es noch sechs andere Paare, die deshalb hier zelteten, weil sie die Absicht hatten in Los Abedules zu leben

und zu arbeiten. Tatsächlich sind nur zwei Paare hergezogen und das auch erst im Sommer des darauffolgenden Jahres. Damals waren jedoch alle überzeugt, dass sie sofort und für immer bleiben würden. Sie suchten nach billigen Grundstücken, Arbeitsmöglichkeiten, stellten Sachen her, die sie zu verkaufen versuchten und träumten ihre Träume vom artgerechten Dasein. Als es nach einigen Sonnentagen wieder zu regnen anfang und sehr kalt wurde, packten die ersten ihre Sachen.

Die Liebe und Eintracht der Zweiten bekam gefährliche Risse durch die Beschwernisse des einfachen Lebens und zerschellte eines Abends in unserem Beisein, an einem Brotlaib, der in der Glut des Lagerfeuers gebacken worden war und dabei verkohlte. Die Kontrahenten reisten am anderen Morgen völlig zerstritten ab.

Die Dritten bekamen ein Baby, das fast im Wäldchen das Licht der Welt erblickt hätte, wenn Pepe die kreisende Frau nicht schnell ins Hospital gefahren hätte. Als sie zwei Tage später mit dem Neugeborenen in ihrem Zelt lag, hatte der junge Vater, laut eigenen Angaben, eine Vision. Sein Sohn sei kosmischen Ursprungs und müsse schnellstens in die Berge bei Córdoba, um mit seiner kosmischen Energie in Verbindung zu treten.

Das vierte Pärchen hatte ein kleines Mädchen, das Herbst hieß und tatsächlich wirkte, wie ein fahler, nebelverhangener Novembormorgen. Nie sahen wir sie lächeln, die kleine Zweijährige. Oft blieb sie allein in der Obhut irgendeines Campingnachbarn, während die Eltern unterwegs waren. Der Vater, ein stilles Wasser, mit schön geschnittenem Indianergesicht und langem, blauschwarzem Haar, legte sich eines Tages zu einem hässlichen Entchen ins Zelt. Herbst und ihre Mutter zogen allein weiter.

Es kamen allerlei Leute: Nette, zurückhaltende, ruppige; solche, die ihre Kinder an den Ästen turnen ließen, bis der

Boden bedeckt war mit Zweigen und grünen Äpfeln und Lina vor einem Nervenzusammenbruch stand; es gab solche, denen nichts passte und solche, die Tannen im Wald abschlugen, um Lagerfeuer zu machen, obwohl Lina für einen Spottpreis Feuerholz verkaufte. Es kamen lustige Leute, laute und leise, zu Fuß, per Anhalter, auf dem Fahrrad oder mit dem Auto. Es war eine bunte Gesellschaft, aus fast allen Erdteilen. Der Japaner, der mit dem Fahrrad Argentinien vom hohen Norden bis in den tiefen Süden abstrampelte, ein Nervenarzt, ein Chirurg, ein Gynäkologe, alle drei aus Frankreich, die ebenfalls mit dem Rad unterwegs waren, Yankees und Schweizer, Deutsche und Chilenen, ein Norweger, zwei Neuseeländer und jede Menge Porteños, das sind die Leute aus Buenos Aires. Allen gemeinsam, wenn auch aus verschiedenen Gründen, war, dass sie nur kurz in Los Abedules blieben.

Die Chilenen übernachteten hier, auf der langen Fahrt nach Punta Arenas, der südlichsten chilenischen Stadt, die nur über Argentinien zu erreichen ist, denn der äußerste Süden Chiles besteht aus Gebirge, Gletschern, Urwald, Wasser und Inseln, ist fast unbewohnt und teilweise nicht einmal durch Trampelpfade erschlossen, viel weniger durch Wege oder Straßen.

Die Argentinier blieben kurze Zeit in Los Abedules, weil die meisten nur ein paar Tage Urlaub im Jahr haben, und wenig Geld. Die Weltenbummler hatten zwar Zeit, aber für sie war Los Abedules eben nur eine Station unter vielen. So kam es, dass selten jemand länger als drei Tage auf dem Campingplatz sein Lager aufschlug. Die Gesichter wechselten ständig.

Manchmal war das tröstlich, wie im Falle unseres Zeltnachbarn, der nicht nur drei quengelige Gören hatte, einen kläffenden Pekinesen und eine Frau mit kreischender Stimme, sondern jedes Mal, wenn er mit dem Auto wegfahren wollte, zuerst eine viertel Stunde lang den Motor warmlaufen ließ und uns dabei fast vergast hätte.

Manchmal war es traurig, wie damals, als die Gruppe junger Männer abreiste, unter ihnen einer, bei dessen ersten Anblick Lina durch die Zähne gepfiffen hatte. Der schöne Jüngling war sehr schlank, hatte schmale Hände und lange Finger, war

braungebrannt, hatte schwarzes, kurzgeschnittenes Haar und dunkelblaue, melancholische Augen.

„Schade, dass ich nicht einmal Zeit für einen Flirt habe“, seufzte Lina. „Mensch, Geli, lass ihn dir nicht durch die Lappen gehen, der hat Klasse.“

Sie blinzelte mir vielsagend zu.

„Aber Lina“, sagte ich vorwurfsvoll und wurde rot wie ein Schulmädchen. „Wir sind doch alte Schachteln gegen ihn. Das ist ja lächerlich.“

„Dummerchen, die guten Männer wissen, dass die reifen Früchte besser schmecken, als die grünen. Du wirst sehen, die besten und jüngsten Liebhaber hast du, wenn du erst mal die fünfzig überschritten hast, dann wirst du für die Kenner erst richtig interessant.“

„Meinem Willi wird das nicht gefallen.“

„Also Geli, ein bisschen Raffinesse muss ein Weib schon haben, sonst taugt sie nicht einmal für den eigenen Mann“, sagte Lina. „Gefällt er dir nicht?“

„Hm!“

Lina brachte meine Grundsätze über eheliche Treue beträchtlich ins Wanken, aber meine Skrupel und die Schüchternheit des Blauäugigen ließen schließlich nichts anders zu, als dass wir uns zwei Nachmittage lang über vier leere Tische hinweg verträumte Blicke zuwarfen, während draußen herrliche Sommernachmittage lockten. Der Taumel meiner Gefühle rang mir schließlich ein paar Gedichte ab, die ich in ein altes Heft ergoss. Am dritten Nachmittag saß ich alleine und starrte den leeren Platz gegenüber an. Der Blauäugige und seine Freunde waren abgereist. Ach, wäre ich doch schon fünfzig.

Die träumerischen Blicke aus Augen, die so geheimnisvoll waren, wie unergründlich tiefe Bergseen, hatten mich schmerzlich aufgeweckt. Ich spürte einen nagenden Hunger in meinem Herzen nach Zärtlichkeit und Romantik, für die es schon so furchtbar lange keinen Raum mehr gab. Wir waren Arbeitstiere geworden und unser ganzes Tun und Trachten war

ausgerichtet auf das Überleben. Würde am Ende zwar das Haus fertig, aber unsere Ehe zerbrochen sein?

4

Unser Haus machte Fortschritte, trotz all der kleinen Zwischenfälle, die eben überall in der Welt beim Bauen passieren. Ein weitverbreitetes, ja geradezu typisches Phänomen, das uns sehr zu schaffen machte, war das, was ich die Vertrauen-Vorschuss-Spirale nannte.

Der Klempner sagt:

„Ich muss das Material kaufen.“

Dafür brauche er Geld. Du duckst dich und verkrampfst deine Hand um den Geldbeutel in deiner Hosentasche. Einen Vorschuss müsse er auch haben, fährt er fort, sonst könne er mit der Arbeit gar nicht anfangen, denn er habe drei Kinder und eine Frau, die Miete sei auch noch nicht bezahlt und gerade heute habe seine Schwiegermutter wieder einen Haufen Geld zum Doktor und zum Apotheker getragen. Er seufzt tief, legt das Gesicht in Kummerfalten und sagt wehmütig den argentinischer Standardsatz, passend für alle Lebenslagen:

„Y bueno, qué quiere que haga?“ (Nun gut, was soll man da schon machen?)

Du ziehst den Geldbeutel.

„Wenn Gott will, sehen wir uns morgen“, sagt er und steckt das Geld, das du mühsam verdient hast, achtlos in die Hosentasche.

Nachdem er weg ist, kommen dir doch Bedenken, die du aber schnell verscheuchst, denn der Mann macht einen wirklich netten Eindruck. Allerdings, eine Quittung hat er dir nicht unterschrieben. Na, wird schon klappen.

Morgen kommt, aber nicht der Klempner. Es kommt Übermorgen und immer noch schaut du vergeblich nach ihm aus. Drei Tage, vier Tage, eine Woche. Offensichtlich ist es nicht Gottes Wille. Du raufst dir die Haare und schwörst, dass du nie,

nie mehr einen Vorschuss zahlst, schon gar nicht ohne Quittung und alles Material in Zukunft selber einkaufst.

Eines Tages hältst du es nicht länger aus.

„Dem Kerl werde ich was husten“, sagst du.

Mit Wut im Bauch machst du dich auf den Weg zu diesem Halunken. Unterwegs, als dir die Wut schon am Hals sitzt und dringend raus will, fällt dir ein, dass du ja Ausländer bist und deshalb besser keine zu große Lippe riskierst, denn man ist ja angewiesen auf die Leute, will es mit niemanden verderben. Du schiebst die Wut wieder in den Bauch hinunter und setzt ein verbindliches Gesicht auf.

Der herzliche Empfang durch die Klempnersfrau und den Jüngsten, der dir mit schokoladenverschmiertem Gesicht und Patschhänden, die Ärmchen entgegenstreckt, erstickt auch die letzte Absicht in dir, als abscheulicher *Gringo* aufzutreten. Frau Klempner, gnadenlos gegenüber jedwedem Besucher, wie alle vernarrten argentinischen Mütter, sagt zum klebrigen Jüngsten:

„Juanito, gib der Tante ein Küsschen.“

Du zuckst entsetzt zurück. Alles nur das nicht, aber es bleibt dir keine andere Wahl, als den feucht- süßen Kuss angeekelt zu erleiden.

Ab jetzt gehst du jeden Tag bei Klempners zu Hause vorbei.

„Da lasse ich einfach nicht locker, bis der Kerl kommt“, sagst du.

Seine Frau kennt dich schon und freut sich auf deinen Besuch. Gelegenheit für ein Plauderstündchen. Manchmal ist der Meister selber daheim. Man sitzt traut am Tisch und lässt den *mate* kreisen, wie weiland die Indianer ihre Friedenspfeife. Man spricht über dies, man spricht über das und wenn man geht, lässt man nebenbei ein paar Worte fallen, über die Notwendigkeit seines Besuches auf der Baustelle, möglichst ausgerüstet mit Zeit und Werkzeug, damit endlich einmal Gasrohre in den Boden kommen und der Estrich gelegt werden kann. Der Klempner versichert im Brustton tiefster Überzeugung, dass er selbstverständlich ohne jeden Aufschub morgen zur Stelle sei.

„So Gott will!“

Das Verrückte an der ganzen Sache ist, dass es dieser Klempner jeden Tag aufs Neue so leicht fertig bringt, in dir die Überzeugung zu festigen, dass er morgen, ohne weiteren Aufschub, die Gasleitung legt.

Mit dem Elektriker läuft das anders. Jetzt hast du Erfahrung. Er kommt, schaut sich die Sache an und will gleich morgen anfangen. Gut, das lobe ich mir! Aber ohne Vorschuss, sagt er, laufe gar nichts. Er habe Frau und einen Stall voller Kinder und die Schwiegermutter Diabetes. Er brauche das Geld auf jeden Fall. Alle Ampeln stehen auf Rot. Du schüttelst heftig den Kopf. Er sagt, dass er es sich nicht leisten könne, auf den nächsten Zahltag zu warten, der - er druckst ein bisschen herum - meistens überhaupt nie käme. Er habe schon zu viele Schuldner, lauter Geldleute wie du (das „wie du“ sagt er nicht, steht ihm aber in den Augen), die zahlen könnten, aber die Zahlungsmoral sei unter aller Sau, und er sitze lieber daheim, als gratis zu arbeiten. Du versicherst ihm, dass er, nach Abschluss einzelner Arbeitsschritte das Geld sofort ausgehändigt bekommt. Er schüttelt den Kopf. Er könne es sich, leider Gottes, nicht leisten. Du sagst:

„Ich auch nicht.“

Er sagt eingeschnappt, wenn du kein Vertrauen in ihn hättest, könne man ja sowieso auf eine Zusammenarbeit verzichten. Das gleiche, aber umgekehrt denkst du dir ebenfalls, schweigst jedoch lieber, denn du brauchst den Stromanschluss. Kerzenlicht ist zu teuer und zu umständlich. Der Kerl sitzt am längeren Hebel. Du drückst ihm am Ende mit wehem Herzen ein paar Scheine in die Hand und damit auch dein weiteres Schicksal. Mit Handschlag verabschiedet er sich und schaut dir tief in die Augen, als er sagt:

„Bis morgen. So Gott will.“

Es ist immer herzergreifend, dass es in dieser scheinbar gottlosen Zeit so viele Menschen gibt, die nach dem Willen Gottes fragen.

Es kommt Morgen, es kommt Übermorgen, aber nicht der Elektriker. Jetzt machst du schon zwei Besuche täglich. Du lernst, dass das Leben nicht nur aus Arbeit bestehen kann. Man muss genauso die sozialen Kontakte pflegen.

Auch bei Elektrikers fühlst du dich schnell heimisch. Es sind die gleichen wackeligen Stühle mit verrosteten Metallfüßen und aufgeschlitzten Plastiksitzkissen, wie bei Klempners, die gleichen Kekskrömel in Milchkafeepfützen auf dem Tisch, die gleichen feuchten Schokoladenküsse aus gespitztem Kindermund, nur der schwarze Köter, der einem Hängebauchschwein verblüffend ähnlich sieht, kläfft giftiger.

Dass eines schönen Tages doch die Gasrohre im Boden waren und die Stromleitungen in der Wand, beweist einmal mehr, dass alles kein Problem war, und wir nur künstlich aufgebauscht hatten, was seinen natürlichen Lauf nahm. Wann werden wir endlich lernen, dass wirklich etwas daran sein muss, wenn ein ganzes Volk unaufhörlich wiederholt: „No te hagas problemas.“ (Mach dir keine Probleme!)

5

Also, wie gesagt, trotz all der kleinen Zwischenfälle wuchs das Haus und gedieh. Es kam der Tag, wo es so groß geworden war, dass man die Hütte versetzen musste, denn wo ein Körper ist, das pflegte der verflossene Albert mir bei jeder Gelegenheit einzubläuen, da kann kein zweiter sein. Man hätte selbstverständlich aus der Hütte Kleinholz machen können, aber dafür war sie zu schade. Da stand sie, drei Meter lang und breit, die Eck- und Mittelpfosten in einem Betonwürfel in den Boden versenkt, mit einem Zementfußboden. Ja du liebes bisschen, was machen wir denn da? Der schwäbische Indianer-Antú hatte eine verwegene Idee, die uns fast zum Kauf einer Fotokamera verleitet hätte, um die Aktion im Bild festzuhalten. Ich wurde zunächst gefragt, wo ich die Hütte haben wollte. Wieso ich? Na klar, wer soll denn sonst die Verantwortung übernehmen, wenn sie nachher an einer ganz blöden Stelle steht.

Ich schritt zwei Tage auf unserem Grundstück herum und ließ mein räumliches Vorstellungsvermögen zur Hochform auflaufen, dann bestimmte ich den Platz. Mit der Motorsäge wurden die Pfosten unten abgesägt, und die ganze Blockhütte mit drei langen Stangen, die als Hebel dienten, hochgehievt auf Baumstämme. Mit Hebeln und Seilen, mit Manneskraft und Flüchen wurde das gute Stück Meter für Meter durch den Garten geschleift, nach dem Vorbild der ägyptischen Pyramidenbauer, genau an den Platz, den ich vorher dafür bestimmt hatte. Bis heute finden wir, dass es tatsächlich der absolut beste Platz ist. Ich habe Glück gehabt. Auf den Baumstämmen, auf denen sie angerollt gekommen war, nagelte Antú einen Bretterboden. Der Umzug war gelungen.

6

Eines sonnigen Nachmittags, an dem ich mich, zu keinem anderen Zweck, als mich des Lebens zu freuen, ins Gras gelegt hatte und mich dem gründlichen Studium der Wesensart eines alten Nussbaumes widmete, kam Indianer-Antús Lieferwagen vorgefahren. Er winkte mich her und öffnete die Klappe der Ladefläche, wo mein Willi auf prallen Zementsäcken hingestreckt lag, wie die Römer beim Saufgelage. Er lächelte mir etwas gequält zu.

„Er ist von der Leiter gefallen, hilf mir beim Abladen“, sagte Antú.

„Pech gehabt, Kleines, das verfluchten Ding ist einfach unter mir weg gerutscht“, sagte mein Willi mit sterbenskranker Stimme. „Beide Füße kaputt.“

Mir wurde plötzlich schwindelig und alle Geräusche drangen wie aus weiter Ferne zu mir. Antú fing mich in seinen starken Armen auf, als mich die Nebel einhüllen wollten. Mein Gott, Angelika, nimm dich zusammen, gebot ich mir selber und im gleichen Augenblick kam die Sonne durch die trüben Schleier. Ich sah wieder klar. Antú und ich schleppten den Verletzten zunächst in den Saloon. Ich schob zwei Bänke zu einer Liege zusammen, um den Blessierten zu lagern.

Als ich mich von dem Schreck etwas erholt hatte, immerhin sah mein Willi bei genauerer Inspektion nicht allzu mitgenommen aus, zog ich ihm Schuhe und Socken aus, krepelte seine Hosenbeine hoch und tastete die Gelenke ab. Antú verschwand, während ich meinem Willi wegen seiner Unvorsichtigkeit schwerste Vorwürfe machte, die darin gipfelten, dass ich ihm vorhielt, mich vor Sorgen um ihn vorzeitig ins Grab zu bringen.

„Fern der Heimat in fremder Erde verscharrt wie ein Hund“, schloss ich meine Vorhaltungen.

„Hör auf mit dem Seich und mach etwas, bevor das immer mehr anschwillt“, stöhnte mein Willi.

„Sollte man die Füße nicht röntgen?“ schlug ich vor.

„So ein Quatsch!“ rief mein Willi aufgebracht. „Das sage ich dir gleich, ins Hospital gehe ich nicht.“

„Hast du nicht einmal gesagt, dass das Hospital besser sei, als gar nichts, wenn man sich das Bein halb abgehackt hat?“ stichelte ich.

Vorsichtig mobilisierte ich die Fußgelenke. Mein Willi verzog das Gesicht.

„Erstens handelt sich es um Füße und nicht um ein Bein“, presste er zwischen den Zähnen heraus. „Zweitens sind sie nur etwas lädiert, nicht abgehackt. Wozu habe ich dich denn geheiratet? Anderer Leute Knochen biegst du hin und schmierst Zeug drauf und mich willst du abschieben, bloß weil ich dich nicht bezahle.“

Ich rieb, schmierte, flößte ein, sprach im Sinne von „Heile, Heile, Segen...“ auf den Verletzten ein, der unter dieser Behandlung zusehends verfiel, um genau dann eine sprunghafte Steigerung seiner Selbstheilungskräfte zu erfahren, als einige Zeit später eine hochbusige, langbeinige, knackarschige Puppe in den Saloon stöckelte. Sie setzte sich an einen der freien Tische und legte, nachdem sie meinem Willi ein strahlendes Lächeln zugeworfen hatte, das mir die Tollwut durch die Adern trieb, einen Schreibblock vor sich hin. Sie

begann hingebungsvoll an ihrem Bleistift zu nagen und sah verträumt in unbestimmte Fernen. Zwischendurch strich sie die langen, ebenholzfarbenen Haare nach hinten und feuerte Blicke auf meinen Willi, der mit einem dümmlichen Lächeln antwortete. Die Eifersucht feuerte meinen Blutdruck in die Höhe, was wenigstens dazu beitrug, meinen angeknacksten Kreislauf zu stabilisieren. Nach einer endlosen Weile packte sie ihre Sachen und verließ uns wieder.

Kaum war die Puppe abgetreten, musste mein Willi sehr dringend austreten. Jetzt war guter Rat teuer. Die eine Hälfte der Menschheit war unterwegs, die andere lag im tiefsten Mittagsschlaf. Kein Helfer war in Sicht. Kennen sie die Geschichte der Weiber von Weinsberg? Sie haben, laut Überlieferung, ihre Männer aus der Stadt getragen, als die Belagerer die Frauen ziehen ließen, wobei jede mitnehmen durfte, was sie auf dem Rücken tragen konnte. Aus mir völlig unerklärlichen Gründen entschlossen sie sich, ausgerechnet die Männer aus der Stadt zu schleppen. Damals war die strahlende Epoche der Frauenemanzipation, die Befreiung vom Mannesjoch, eben noch im Dunkel der Zukunft.

Trotz meines Willis heftigsten Widerstandes, der seinen Ursprung fast ausschließlich in der Angst vor Lächerlichkeit hatte, weniger in der Sorge um meine Knochen, lud ich mir seine 185 Zentimeter auf meine 158 und trug ihn die dreißig Schritte bis hinein in das stille Örtchen. Mein Willi überzeugte mich, dass er mit seinen Hosen alleine zurechtkam.

„Es sind die Füße, Geli, die Füße und nicht die Hände und jetzt zisch ab.“

Ich zog mich diskret zurück. Bei meinem Abgang aus dem „Herren“ stieß ich auf einen solchen, der gerade dabei war, seinen Hosenladen zu öffnen und mich entsetzt anstarrte, als ich an ihm vorbeischoss, hinaus ins Freie. Nach Ablauf einer angemessenen Frist, schaute ich nach meinem Willi, nicht ohne mich vorher dessen zu versichern, dass kein anderer Adam seinen leiblichen Geschäften nachging.

„Jetzt, wo du einmal hier bist, duschst du dich gleich und dann ab ins Bett“, sagte ich.

Mein Willi wehrte entsetzt ab.

„Duschen? Willst du einen kranken Menschen ins Grab stoßen? Fern der Heimat und in fremder Erde?“

„Ohne mit der Wimper zu zucken, wenn er eh schon stinkt wie ein Kadaver.“

Ich blieb Sieger in dem kurzen Disput der folgte, denn er hatte kein anderes Argument aufzuführen, als dass ich einen kranken Mann zu Tode quälen wolle, was mir nicht schwerfiel zu widerlegen. Eine viertel Stunde später lud ich mir seine frisch geschniegelten 80 Kilo auf den Buckel und bugsierte sie, wie einen Sack Kartoffeln, die 70 Meter bis zum Zelt. Da lag das Mannsbild nun, sauber wie ein frisch gewickeltes Baby, aber quengelig wie ein ungezogener Balg, und ich war heilfroh, dass ich mich seiner Laune entziehen konnte. Ich musste ein paar Besorgungen im Ort machen.

Am anderen Tag konnte mein Willi bereits recht gut gehen, auf meine Schulter und einen dicken Stecken gestützt. Mir tat noch wochenlang das Kreuz weh. Am dritten Tag wäre er, trotz meines Einspruchs am liebsten auf die Baustelle gegangen, aber es regnete. Über Nacht hatte sich der Regen eingestellt, buchstäblich aus heiterem Himmel.

7

Tags darauf schien die Sonne und gegen Mittag war mein Willi nicht mehr zu halten. Er schwang sich auf sein Rad und fuhr zur Baustelle. Erstaunlich schnell war er wieder zurück. Er ließ das Rad ins Gebüsch fallen und sagte mit wütend funkelnden Augen:

„Jetzt reicht es aber!“

Ich schaute ihn fragend an.

„Das ganze Dach ist futsch“, stieß er wütend hervor.

„Geklaut?“ fragte ich atemlos.

„Ach was, geklaut! Verdorben, von diesem Granatenheini verdorben! Alles hin, verdreht, aufgeworfen, was weiß ich“,

sagte mein Willi und ließ sich auf die Bank fallen. „Kein Mensch auf der Baustelle. Ich flippe gleich aus.“

Ich flitzte mit dem Rad hin. Tatsächlich, die ganze Holzdecke aus Nut- und Federbrettern war ein verdrehtes Auf und Ab.

„Wie konnte das bloß passieren?“ fragte ich meinen Willi später.

„Ist doch klar, erst regnet es und das Holz quillt auf, springt aus der Nut, dann knallt einen Tag lang die Sonne darauf und alles verzieht sich.“

Mein Willi erklärte mir, dass die Dächer hier aus mehreren Schichten bestehen. Zuerst werden Nut- und Federbretter auf die Dachbalken genagelt, darauf kommt eine Schicht Dachpappe, darauf werden dünne Vierkanthölzer genagelt, jetzt kommt eine Isolierschicht aus Glaswolle oder wie in unserem Fall aus Styroporplatten. Abgedeckt wird das ganze mit Zinkblech oder Eternitplatten. Besonders ideal sind die Dächer nicht, aber so ist das eben hier üblich.

„Wir hätten doch ein Grasdach machen sollen“, sagte ich.

„Wir hätten gar nicht herkommen sollen“, sagte mein Willi.-

„Das muss runter!“ sagte mein Willi am nächsten Morgen zu Antú.

„Das muss runter!“ pflichtete ich ihm bei.

„Das bleibt drauf“, sagte Indianer- Antú, die Hände in die Hüften gestützt.

„Das muss runter! Und zwar auf deine Kosten, Antú. Das hast du verpfuscht. Warum hast du nicht gleich die Dachpappe drauf genagelt. Jetzt ist alles hin.“

„Das bleibt drauf“, sagte Indianer-Antú hartnäckig. „Ich werde das wieder hinklopfen. Die Extra-Arbeit muss ich aber berechnen. Es ist schließlich nicht meine Schuld.“

„Ja meine vielleicht?“ schrie mein Willi außer sich. „Das Zeug kommt runter. Auf deine Kosten.“

„Das Zeug bleibt oben. Ich klopfe das wieder hin, auf Deine Kosten. Es ist schließlich nicht meine Schuld, dass es geregnet hat.“

„Aber dass du die Dachpappe nicht darauf genagelt hast.“

„Es war blauer Himmel. Ich konnte ja nicht wissen, dass es regnen würde.“

„Und warum warst du überhaupt nicht mehr auf der Baustelle?“

„Ich konnte ja nicht wissen, dass sie so schnell wieder auf den Beinen sein würden, da habe ich eben woanders gearbeitet.“

Das Zeug blieb tatsächlich drauf. Indianer-Antú konnte die Holzdecke einigermaßen retten, allerdings haben wir, solange wir in diesem Haus wohnen werden, die deutlichen Spuren jenes Wochenendes vor Augen, als es aus heiterem Himmel auf unsere neue Holzdecke regnete.

Mit Dächern schienen wir kein Glück zu haben.

Dreizehntes Kapitel

1

Der Alltag auf dem Campingplatz wurde zum einen von den Touristen bestimmt zum anderen durch allerlei Viehzeug, von dem wir in einigen Fällen nicht recht wussten, ob es uns der liebe Gott geschickt hatte oder der Teufel höchstpersönlich.

Kaum war es Sommer geworden, tummelten sich abends die stachelbewehrten Legionen der Stechmücken unter den Bäumen. Im Blutrausch stürzten sie sich zu Dutzenden auf ihr Opfer. Mein Willi sah bald aus wie ein Streuselkuchen. Vor den Mücken gab es allerdings Zuflucht: im Saloon, im beißenden Qualm eines Lagerfeuers, hinter dem Moskitonetz des Zelt und in der Kälte der vorgerückten Nacht. Keinerlei Zuflucht gab es dagegen vor den Ohrwürmern. Erna hatte mich längst vor diesen Ungeheuern gewarnt.

„Sie fressen dir den halben Garten kahl“, sagte sie, als ich am Beginn meiner Gärtner- Karriere stand.

„Nein, Erna“, belehrte ich sie. „Das sind äußerst nützliche Tiere, und der Bio-Gärtner bietet ihnen sogar Nester an, um sie im Garten zu halten. Man füllt Blumentöpfe mit Stroh und hängt sie umgekehrt in die Bäume. Das steht alles in meinem Gartenbuch.“

Im Stillen dachte ich, Mensch, Erna, du hast doch Null-Ahnung. Erna lachte aus vollem Hals.

„Na, du wirst ja selber sehen“, sagte sie.

Es war im späten Frühjahr, als ich den ersten Ohrwurm sichtete. Er befand sich in meinem Geldbeutel. Ich kam gar nicht dazu, ihm die Freiheit oder den Tod zu geben, denn wie der Blitz schoss er heraus, ließ sich fallen und verschwand im Gras. Ich nahm das sehr gleichmütig hin. Ein Schaf, ein Puma eine Kuh, eine Schlange, gegebenenfalls auch ein Hase, konnten mir jederzeit einen gelinden Schrecken einjagen. (So

geschehen auf unserer Rucksack-Tour durch Feuerland: Wir kauerten mit klopfendem Herzen hinter einem Busch, einen Puma vor Augen, der in langgestrecktem Lauf den gegenüberliegenden Hang entlang jagte. Das gefährliche Biest erwies sich nach Abwägen aller Tatsachen als Hase auf der Flucht.– Wie war das im Märchen mit den Sieben Schwaben?).

Dagegen konnte mir die Gattung der Insekten nur schwer tiefe Gefühle verursachen. Es musste sich schon um besonders gefährliche und abscheuliche Vertreter dieser Spezies handeln, was man vom Ohrwurm nicht behaupten kann. Dennoch warf mich der Ekel fast um, als ich in den Laschen am Zelt, in denen die Zeltstangen steckten, ein ganzes Volk Ohrwürmer entdeckte. Ein Knäuel so groß wie meine Faust wimmelte darin herum. Es war ein abscheulicher Anblick, wie es wuselte und krabbelte. Angewidert zerdrückte ich, so gut es ging, die Sippe mit dem Suppenlöffel. Viele entkamen und fanden sich in den Schuhen und im Rucksack wieder. Ohrwürmer krabbelten in den Hosentaschen herum, stürzten aus den Ärmeln, stolzierten aus dem hermetisch verpackten Brot und flohen flink unter jedem Gegenstand hervor, den man von seinem Platz versetzte. Scharen von Ohrwürmern belagerten das Land. Diese massive Invasion, diese Allgegenwart, brachte mir das Ekeln bei.

„Du musst das Brot klopfen“, sagte Lina.

Ich schaute sie verständnislos an.

„Dann kriechen die Ohrwürmer heraus und du kannst es beruhigt essen.“

Ab jetzt wurde am Brot, bevor es geschnitten wurde, höflich angeklopft.

Es gab auch erfreuliche Tiere, wie die beiden Hunde, die ihrerseits mit mir eine herzliche Freundschaft pflegten, die meinerseits etwas distanziert beantwortet wurde. Ihre allzu ungestümen Liebesbeweise enthielten für mich jedes mal ein Quäntchen Bedrohung.

Eines linden Frühlingstages fand Lina ein Katzenbaby, das sich vor der Unbill der Welt in den Krug geflüchtet hatte, den Lina zwischen all dem anderen Plunder auf der Terrasse lagerte.

Von dort fauchte das schwarze Biest mit dem weißen Latz jeden an, der ihm guten Tag sagen wollte. Weder sanftes Locken, noch Futterteller und Wassernapf brachten fertig, was „Schatten“ gelang: Das Kätzchen aus seiner Höhle zu holen. Er steckte seine Schnauze in den finsternen Krug und zerrte das Teufelchen ans Licht. Er kümmerte sich weder um die scharfen Krallen, noch um das wütende Fauchen, sondern trug das kleine Bündel Angst und Wut ohne Umstände auf sein Lager. Dort klemmte er es sich grob zwischen die Pfoten, knabberte daran herum und bearbeitete es mit seiner Zunge solange, bis das Kätzchen völlig eingespeichelt war. Unter dieser Behandlung entspannte sich das Energiebündel allmählich.

Krüglein liebte die Hunde und ihre grausamen Spiele. Es stieg auf einen Baum und lauerte, bis einer der Hunde unter ihm hindurchlief; pfeilschnell stürzte es sich im passenden Augenblick wie ein Berglöwe auf den Rücken des Opfers, verbiss und verkrallte sich in dessen Fell. Das war stets der Auftakt zu barbarischen Gefechten zwischen dem Winzling und den Hunden, wobei Krüglein früher oder später zum Zankapfel der beiden Racker wurde. Einer hatte das Krüglein am Hinterteil gepackt, der andere hatte Krügleins Kopf in der geifernden Schnauze, und es begann das reinste Tauziehen. Katzen haben sieben Leben, das konnte ich selber beobachten. Entweder das Katzensvieh war unglaublich zäh oder die Hunde schienen gewalttätiger, als sie waren. Krüglein schrie jedes Mal wie am Spieß dabei. Anfangs griffen wir ein. Mit der Zeit merkten wir, dass dieses Gezeter Teil des Spieles war, denn kaum hatten wir die Katze befreit, sprang sie in kühnem Schwung „Schatten“ ins Genick und alles begann von neuem.

2

Die große Nummer in der Menagerie des Campingplatzes schlüpfte bald nach Neujahr aus dem Ei und drängte sich auf der Stelle dreist in den Mittelpunkt.

„Ich gehe mal nach der Glucke zu sehen“, sagte Pepe und hängte sich den braunen, verfilzten Poncho um die Schultern.

Ein grauer Abend zerrann. Es nieselte. Ich saß in der Küche auf dem Sofa, das mit seinem Auf und Ab den Tälern und Höhen einer Mittelgebirgslandschaft glich. Im alten Badeofen bullerte ein Feuerchen und strömte linde Wärme in den Raum. Julia schenkte mir gerade Tee ein, als Pepe fröstelnd zurückkam.

„Ich brauche eine Schachtel“, sagte er.

Lina stellte die Kanne hart ab.

„Ich möchte mal wissen, wozu dieser fürchterliche Mensch gerade jetzt, wo ich endlich einmal zu Atem komme, eine Schachtel braucht“, seufzte Lina und warf ihm einen sehr finsternen Blick zu.

Pepe zog seine linke Hand unter dem Poncho hervor. Lazarus trat in unser Leben und avancierte unverzüglich zum Nabel der Welt. Lazarus war zu diesem Zeitpunkt noch namenlos, nichts als ein gelbes, flaumiges Etwas, das erst vor wenigen Augenblicken aus dem Ei geschlüpft war.

Als Lina das Küken sah, sprang sie, wie von der Tarantel gestochen, auf und knurrte:

„Bring das sofort dahin zurück, wo du es her hast, erbärmlicher Unglückswurm, nämlich unter die Flügel der Glucke.“

Pepe hielt mir strahlend das winzige Küken unter die Nase.

„Ist der nicht süß?“

„Woran erkennst du, ob es ein Er oder eine Sie ist?“ fragte ich und strich mit dem Finger über den zarten Flaum.

„Überhaupt nicht!“ fauchte Lina in meine Richtung und dann zu Pepe gewandt: „Bringe das Vieh augenblicklich zurück, du Hohlkopf.“

Pepes schwarze Augen verdüsterten sich. Er sagte:

„Die Schachtel, sag ich.“

Es klang wie fernes Donnerrollen.

Während das Neugeborene sich wohlig in Pepes Hand kuschelte und die Äuglein schloss, brach ein wahres Unwetter über die Küche herein. Es hagelte Schimpfworte, Blitze schossen von einem zum anderen, Donnerschläge

erschütterten die ganze Hütte, die Sturmböen der Entrüstung rissen alles mit sich. Die beiden Streithähne riefen mich unentwegt als Kronzeugin auf, und da ich eh nicht verstand, was jeder im Einzelnen vorbrachte, nickte ich geflissentlich in beide Richtungen. Plötzlich, wie alle echten Sommergewitter, ließ der Regen nach, der Sturm legte sich, die Wolken verzogen sich rasch. Man sah wieder klarer und es stellte sich heraus, dass Pepe befürchtete, die Glucke würde ihr Brutgeschäft, dem sie ohnehin lustlos nachgegangen war, nun völlig aufgeben, nachdem sich der erste Piepmatz aus dem Ei geschält hatte.

„Morgen früh, Lina, wenn alle geschlüpft sind, bringe ich es wieder in das Nest“, lenkte er ein.

„Die Hühner nehmen das Küken morgen früh nicht mehr an. Sag dann bitte nicht, ich hätte dich nicht gewarnt“, schloss Lina ihre zornige Rede und stapfte mit verkniffenen Lippen die schmale Leiter zum Dachboden hinauf.

Gleich darauf flog ein Karton mit der Aufschrift „Nudeln aus frischem Landei“ von oben herab, in den das Küken hineingesetzt wurde. Es bekam einen hellblauen Schal aus Angorawolle als Mutterersatz; Deckel zu und unter das Sofa damit.

„Ich gehe noch einmal raus, um nach dem Rechten zu sehen“, sagte Pepe und verschwand erneut hinaus in die Dämmerung.

„Nach dem Rechten sehen“, schnaubte Lina verächtlich und saugte lautstark am Mate-Röhrchen. „Es ist ja gar nicht auszuhalten, was ich mit diesem fürchterlichen Menschen alles mitmachen muss.“

Bei den letzten Worten schwoll ihre Stimme an, und sie schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, sprang unversehens auf, zog den Karton unterm Sofa hervor und öffnete ihn. Das Küken zuckte zusammen und flitzte laut piepsend in der Kiste herum, bis Lina es zu fassen kriegte.

„Ach du armes Ding, du“, sagte sie zärtlich und streichelte das Fläumchen. „Ersticken wollte er dich, dieser fürchterliche Mensch.“

Sie drückte mir das Küken in die Hand. Mit einem großen Messer schnitt Lina Löcher in die Seitenwände und in den Deckel der Schachtel. Das Tierlein wurde wieder hinein gesetzt.

Als ich am anderen Morgen die Küche betrat, verkündete Lina triumphierend:

„Ich habe es gleich gesagt!“

„Bisher hast du noch gar nichts gesagt, Lina“, sagte ich. „Um was handelt es sich denn?“

„Die ganze Sippe, samt der Mutter, ist heute morgen über den Winzling hergefallen, als dieser fürchterliche Mensch das arme Kerlchen seinen Mördern zum Fraß vorwarf“, erzählte Julia mit leuchtenden Augen und setzte befriedigt hinzu: „Ich habe es ja gleich gesagt.“

„Haben sie es getötet?“ fragte ich erschrocken.

„Unsinn, meinst du, ich hätte tatenlos zugesehen, wie dieser armselige Einfaltspinsel von Pepe, das Küken seinen Widersachern preisgab? Ich habe mir genau eine Sekunde angeschaut, wie sich die Meute über das bisschen Huhn hermachen wollte, und es dann unter meine Fittiche genommen. Wenigstens hat der Kerl gesehen, dass ich recht hatte.“

Das Küken zog endgültig aus dem Hühner- in den Menschenstall und begann unverzüglich seine Karriere als Haustyrann. Das artgerechte Futter, auf dem Lina bestand und das Pepe in einem kleinen Schälchen bereitstellte, verschmähte der Kleine auf Anhieb, statt dessen pickte er, wenn er nicht gerade schlief, allerlei ungesunde Naschereien vom Boden der Küche oder aus den Händen und Tellern der Gäste im Aufenthaltsraum. Er gedieh prächtig dabei. Sein durchdringendes Piep-Piep-Piep erfüllte fortan unser Dasein.

3

Wenige Tage später stellte Pepe sinnig fest:

„Der Kerl scheißt uns den ganzen Boden voll.“

Worauf Lina ihn strafend anblickte und vorwurfsvoll sagte:

„Dabei bist du Akademiker.“

Überrascht schaute Pepe von seinem Milchkaffee, in dem große Brotbrocken schwammen, auf und legte seine Stirn gedankenschwer in Falten.

„Was hat das damit zu tun?“

„Musst du eigentlich immer so ordinär sein?“

„Wieso ich? Ich scheiße doch nicht hier herum.“

„Pepe, Schluss jetzt!“ rief Lina. „Wenn dich jemand hört! Man kann das auch anders ausdrücken.“

Pepe winkte ab:

„Kann ich nicht und das Viech auch nicht. Jeder lässt halt das fahren, was in ihm ist.“

Nach einigem Hin und Her über die genaue Formulierung des Tatbestandes einigten sich die Parteien dahingehend, dass fortan dem Küken der Zugang zum Menschenstall einzig zur Schlafenszeit gestattet sei und auch das nur eingesperrt in der Schachtel unter dem Sofa.

Das Vögelchen, nicht um seine Meinung gefragt, nahm keinerlei Notiz von dem Abkommen. Schubsten wir es vor die Küchentür, die wir schnell hinter ihm schlossen, trippelte es bald darauf zur Tür des Aufenthaltsraumes wieder herein. War es eine längere Zeit im Freien, weil alle Türen geschlossen waren, drehte es die Lautstärke seines „Piep-Piep-Piep“ auf „nervtötend“ und fand am Ende jedes mal Helfershelfer, die ihm nicht nur Einlass ins verbotene Paradies gewährten, sondern es auch noch reichlich mit Leckerbissen für entgangene Freuden und erlittenen Verdruss entschädigten.

Es zeigten sich bereits allerhand Federn in seinem Kinderkleid, als er schwer verunglückte. Es herrschte reges Treiben im Saloon. Eine Gruppe Neuankömmlinge braute sich am Kaminfeuer ihr Süppchen. Unser Küken hatte die Unwissenheit der Burschen um das Aufenthaltsverbot schamlos ausgenützt. Nach späteren Zeugenaussagen sei das Vögelchen geschäftig herumgewuselt, sei nach Strich und Faden verwöhnt worden, bis der unbedachte Schritt eines der

Buben dem Treiben ein jähes Ende bereitet habe. Nach einem allerletzten gellenden Piiiep, als es zwischen Boden und Wanderschuh gequetscht wurde, lag das Tierchen leblos da.

„Ich habe es sogar knacken gehört. Der ist hin“, gab sich einer ganz abgebrüht, als ich, just nach dem Unfall, den Raum betrat.

„So ist er wenigstens dem Kochtopf entronnen“, sagte ein anderer.

„Halt dein dreckiges Maul!“ schnauzte ihn der mutmaßliche Mörder an.

Betrübt nahm ich das tote Küken. Wie winzig es auf einmal war, wie federleicht und fremd. Ich trug es hinter das Blockhaus.

„Wenn Lina und Pepe vom Einkaufen zurückkommen, kriegst du eine richtig schöne Beerdigung“, flüsterte ich, während ich den armen Kerl ins Gras bettete.

Ich setzte mich daneben und lehnte meinen Kopf an die Bretterwand, die ein wenig nach Harz duftete. Wieder einmal war der Tod Anstoß über das Leben nachzudenken. Hatte sich unser kleiner Freund nicht eben noch aufgeplustert, war herumstolziert, hatte sich gierig den Kropf gefüllt? Ein einziger ungeschickter Schritt hatte genügt, dem allem schlagartig ein Ende zu setzen.

Das Krüglein kam um die Ecke geschlichen, beschnupperte den Verblichenen, strich mir um die nackten Füße und stemmte sodann seine Vorderpfötchen auf meine Schenkel. Prüfend schaute es mir ins Gesicht. „Miau!“ brach es nach längerer Zeit das Schweigen. „Die Welt ist absolut in Ordnung. Ich bin ja noch da und du auch. Mach nicht so ein Gesicht.“ Sie rollte sich, nach solcher Rede, auf meinem Schoß zusammen und schnurrte wie eine gut geölte Nähmaschine.

Warum sich um das „Morgen“ und „Übermorgen“ und „In einem Jahr“ sorgen und verzehren, wie ich es besonders in den letzten Tagen und Nächten wieder einmal zu tun pflegte, angesichts der Möglichkeit, dieses „Morgen“ niemals zu

erleben? Es kommt sowieso alles, wie es kommen muss, Angelika, wann wirst du das begreifen? Mach lieber die Augen auf und nimm wahr, was das Leben dir an Freude schenkt, anstatt solange zu grübeln, bis du vor Sorgen die Sonne nicht mehr sehen kannst. Es ist nämlich die Freude, die dir die Kraft verleiht, die Härten des Lebens durchzustehen. Wenn dich eines Tages unvermittelt der Schuh zerquetscht und deinem Sorgen und Mühen ein jähes Ende bereitet, dannmusst du sagen können: Ich habe gelebt und nicht nur in kleinmütigem Sorgen dahinvegetiert.

Ich hob den Blick und bemerkte, dass in den Apfelbäumen die ersten reifen Früchte rot aus dem grünen Laubwerk leuchteten. Der Himmel spannte sich blau über das Tal und die Berge. Kleine weiße Sommerwölkchen huschten darüber hin.

Am späten Nachmittag kamen Lina und Pepe von ihrer Einkaufsfahrt zurück. Unzählige Kisten und Schachteln wurden aus dem klapprigen Lieferwagen geladen, Kästen mit Bier- und Limonadeflaschen ins Haus geschleppt. Als endlich alles verstaut war, verschanzte sich Pepe in seiner Werkstatt und Lina schritt zum Ritual des *Mate*-Trinkens.

„Du, Lina, das Küken...“, weiter kam ich nicht.

Ein Auto mit Wohnanhänger fuhr den Weg vom Tor herauf, und Lina stürmte hinaus.

„Vier Erwachsene! Drei Tage!“ verkündete sie wenig später freudestrahlend und fiel dann, ehe ich etwas sagen konnte, nahtlos in das Klagelied mit dem Titel „Einkaufen mit Pepe“ ein.

„Ach war das schrecklich! Dieser fürchterliche Mensch hat das Geld wie immer mit beiden Händen hinausgeschmissen. Völlig hirnlos, sage ich dir. Hast du die Fleischberge gesehen, die er in den Eisschrank gestopft hat? Bei dieser Leber!“

„Welche Leber?“ heuchelte ich Interesse, um sie nicht zu kränken.

„Na, seine“, sagte Lina und deutete mit dem Daumen Richtung Werkstatt.

Ich nickte verständnisvoll, denn erst neulich lag Pepe, wie so manches Mal, kreidebleich und mit Bauchschmerzen im Bett,

wobei Lina jedes mal routinemäßig eine Leberkrise diagnostizierte. Sie saß stundenlang am Leidenslager, hielt seine schwielige Hand und strich ihm zärtlich über die Stirn. Mit Hingabe kochte sie für den Sterbenskranken leichte Süppchen, die er verabscheute und flößte ihm bittere Tees ein. Es sei dahingestellt, ob es die leberwirksamen Stoffe der Kräuter waren oder die Abneigung gegen ihren gallebitteren Geschmack, Tatsache war, dass er jedes mal schnell auf die Füße kam.

„Natürlich, Lina, die Leber“, sagte ich und fügte schnell hinzu: „Das Küken...“

„Er wird sich eines Tages zu Tode fressen. Mir wird jedes mal speiübel, wenn ich sehe, wie hastig er mengenweise all das fette Fleisch in sich hineinstopft. Schau ihn doch an, wie er aussieht, grau, mager, abgetakelt, geradezu siech.“

Ich nickte und hakte rasch ein: „Lina, wenn wir schon vom Tod sprechen...das Küken...“

„Ach ja, das Küken, wo ist es überhaupt?“ fiel sie mir ins Wort.

„Tot!“ sagte ich.

„Nee!“ sagte sie und fuhr sich mit der Linken durch das verstrubbelte Haar, wie immer wenn ihr etwas nahe geht.

Diesmal wurde die Schilderung des tragischen Ereignisses von einer Gruppe Mädchen verhindert, die lautstark ihre Ankunft kund tat. „Geschäft“, sagte Lina und setzte ihr kommerzielles Lächeln auf, als sie ins Freie eilte.

Ich stand am Fenster und beobachtete, wie Lina mit den Mädchen verhandelte, mit ihnen scherzte, mit einer Leichtigkeit, die ich niemals zuwege bringen würde. Plötzlich fuhr ich, aufgeschreckt durch ein durchdringendes „Piieep“ herum, und sah den Geist des Kükens unter dem Tisch ein paar Kuchenkrümel aufpicken.

„Ja, aber...aber...“ stammelte Lina, die gerade wieder hereinkam. „Der Hahn ist doch tot.“

Behutsam hob sie das Federvieh auf den Tisch, wo es sich ärgerlich ihren Händen entwand, um sich auf einen Teller mit

Keks zu stürzen.

„Liebes, so wie der reinhaut, ist er quicklebendig und hungrig wie ein Löwe“, sagte sie.

„Ich schwöre dir, dass er tot ist. Mausestot und das schon seit Stunden.“

Wir schauten uns mit Leichenbittermienen an und brachen dann in schallendes Gelächter aus.

„Lazarus!“ riefen wir wie aus einem Mund.

So kam es, dass das Küken aufgehört hatte, ein namenloses Federvieh zu sein.

4

Lazarus hatte zwei Lieblingsplätze. Der eine war im Kamin, möglichst nahe dem Feuer oder direkt in der noch warmen Asche. Mehr als einmal roch es nach versengten Federn. Der andere Platz war zwischen Krügleins Pfoten. Dort genoss er mit geschlossenen Augen die, je nach Laune der Katze, sanfte oder heftige Massage mit der rauen Katzenzunge. Krüglein klemmte sich das Küken zwischen die kleinen Tatzen, leckte mit Hingabe über das Federkleid, knabberte hier am Flügel, dort am Hals und hätte, als Lazarus noch klein und namenlos war, das Hähnchen einmal dabei fast gefressen. Das markerschütternde Piepsen des Vögelchens rief in Windeseile verschiedene Helfer auf den Plan, die das Kerlchen den Fängen des gezähmten Raubtieres entrissen und dem Katzenkind ein paar überzogen.

Krüglein trug einen gehörigen Schrecken davon, zog sich stundenlang schmollend auf den Dachboden zurück und ließ fortan sehr viel Vorsicht walten im Umgang mit dem Flaumknäuel; das Küken hatte, obwohl ein winziges Blutströpflein sein Kleid verschmierte, bereits eine Sekunde später das Unheil vergessen, und fraß seinen Lebensrettern Brotkrümel aus der Hand.

5

Im zarten Alter von vier Wochen war Lazarus bereits uneingeschränkter Herrscher über Menschen und Tiere auf dem Campingplatz. Den Menschen luchste er die Leckerbissen mit List ab. Er piepste einschmeichelnd, legte den Kopf schräg und alle Herzen flogen ihm zu, die Leckereien hinterdrein. In hartnäckigen Fällen flatterte er auf die Bank und von dort auf den Tisch und nahm sich, wovon er glaubte, es stünde ihm zu. Es stand ihm einfach alles zu.

Als Pepe am Ende des Winters die Hühner angeschafft hatte, waren „Schatten“ und „Kleine“, die beiden Hunde, sofort vom Jagdfieber befallen worden, wovon Pepe sie mit mehreren Tracht Prügel nachhaltig heilte. Meist hielten sie zu Lazarus Abstand, schauten in eine andere Richtung, während er mit gleichgültiger Miene an ihnen vorüber stolzierte.

Es war meine Schuld, dass es eines Tages zum offenen Kampf zwischen Lazarus und den Hunden kam. Das Hähnchen hatte das Kinderkleid abgelegt und war unter die jugendlichen Rowdys gegangen. Von der Größe einer Taube, stellte das Handvoll Hähnchen immer noch nicht viel dar, aber seine Unverschämtheit übertraf haushoch seine Körpergröße.

Am Vorabend hatten wir eine Lammkeule gebraten, jetzt rief ich die beiden Hunde an die Küchentür. Wahrscheinlich waren sie mit wichtigen Dingen beschäftigt, denn sie kamen erst, als ich nicht mehr mit ihnen gerechnet hatte und bereits wieder am Küchentisch hantierte. Ehe ich ihren Einmarsch in die Küche verhindern konnte, waren sie schon schwanzwedelnd eingedrungen. Ich ermahnte die Plagegeister höflich, wieder zu gehen, aber für leise Töne waren ihre Ohren taub und für laute fehlte mir, angesichts ihrer Körpergröße und ungezügelten Temperaments, der Mut. Um sie abzuwimmeln, holte ich die Keule aus dem Kühlschrank, in der Absicht sie aus der Tür zu werfen, aber die Bestien bedrängten mich dermaßen, dass ich, weil mir meine Haut lieb war, den Knochen auf den Küchenboden fallen ließ. Beide warfen sich auf die Beute, an der noch reichlich Fleisch hing.

Im gleichen Moment stürzte, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der flügelschlagende Lazarus auf den Schauplatz. Ein paar rasche, gezielte Hiebe auf die empfindlichen Hundenasen und die zweimal dreißig Kilo Hund wichen verblüfft zurück. Diese kleine Unsicherheit nutzte der Held, um sich über die Fleischfetzen herzumachen. Wie die Miniatúrausgabe eines Geiers hockte er auf dem Knochen und hackte rabiat auf das Fleisch ein. Nachdem sich die Hunde vom Schreck erholt hatten, schritten sie zur Rückeroberung ihres rechtmäßigen Eigentums. Zögernd schoben sie ihre Schnauzen immer näher, woraufhin das Hähnchen seine beachtlich wirkungsvolle Drohhaltung einnahm, was die beiden Vierbeiner unverzüglich zu Salzsäulen erstarren ließ.

Schließlich wurde es „Schatten“ zu dumm. Er packte den Knochen, mitsamt dem Hähnchen darauf. Dieses, anstatt zu fliehen, pickte ihm die Nase blutig, woraufhin der Knochen, samt dem sich daran festgeklammerten Göckelchen, zu Boden fiel. Sekundenbruchteile kämpfte Lazarus mit dem Gleichgewicht, während die Hunde die Stätte ihrer Niederlage mit eingezogenen Schwänzen verließen. Das Hähnchen verhielt ein paar Atemzüge lang stolz auf seiner Beute, verlor plötzlich das Interesse daran und begab sich auf einen Spaziergang unter die Nussbäume.

6

Wir hatten es bald aufgegeben, das Hähnchen aus dem Blockhaus fernzuhalten. Erstens gelang es uns sowieso nicht und zweitens hatte es uns bald davon überzeugt, dass seine Qualitäten als Ohrwurmvernichter die Nachteile eines Hühnerschießchens hier und eines Hühnerschießchens dort bei weitem ausglich. Eines Tages schnitt ich einen Apfel auf und aus dem Kerngehäuse heraus fielen zwei dieser scherenbewehrten Biester, ließen sich geschwind aus luftiger Höhe zu Boden fallen und ehe sie sich versahen, hatte Lazarus sie vom Erdboden vertilgt. Jetzt ging mir ein Licht auf: Deshalb

gab es in der Küche fast keine Ohrwürmer, Lazarus hatte sie alle auf dem Gewissen.

Ich trug Lazarus zu unserem Zelt, klappte alle Seitenteile hoch und stellte Schuhe und Rucksäcke beiseite. Überall wimmelte es von Ohrwürmern, die überrascht das Weite suchen wollten. Das Küken beförderte mit unglaublicher Geschwindigkeit und Gründlichkeit das bei uns logierende Ungeziefer in seinen Magen hinein. Von da ab fand sich Lazarus täglich am Zelt ein, pickte hier und da, scharrte ein bisschen in der Gegend herum und machte den Ohrwürmern das Leben schwer, woraufhin diese es vorzogen, das Feld zu räumen. Nur noch ganz selten verirrte sich eines dieser Biester in unsere Sachen.

Aus dem süßen Küken wurde allzu schnell ein gewalttätiger Bursche, der er auf dem Campingplatz nicht mehr tragbar war. Als der Sommer sich dem Ende neigte, klemmte sich Lina eines Tages den störrischen Hahn unter den Arm und brachte ihn dem Mestizen, dessen Hennen schon lange auf einen Gockel warteten.

Vierzehntes Kapitel

1

Auf der Höhe des Sommers standen drei Feste ins Haus, von denen das erste seit 38 Jahren das erste Mal nicht gefeiert wurde, das zweite unversehens der Beginn einer neuen Ära wurde, das dritte uns die Nachtruhe raubte, obwohl wir gar nicht dabei waren.

Das erste Fest, mein Geburtstag, war plötzlich statt im Winter mitten im Sommer. Wir wollten ganz früh morgens in die Himbeeren gehen, dieselben bis zum Nachmittag eingekocht haben, danach mit Muse in unseren Kisten stöbern, um uns zur Feier des Tages in Schale zu werfen, denn mein Willi wollte mich zum Essen ausführen. Für den späteren Abend hatte er Karten für ein Konzert besorgt, bei dem sich die besten Chöre der Provinz ein Stelldichein gaben.

Wir gingen tatsächlich sehr zeitig in die Himbeeren und kamen mit 22 Kilo Beeren zurück - aber erst am Nachmittag. Lina hatte uns Gläser, Deckel, einen riesengroßen Topf und ihren gusseisernen Küchenherd versprochen.

„Ich habe es ganz vergessen“, sagte Lina zerknirscht, als wir mit unseren vollen Eimern vor ihr standen. Während wir von einem Bein auf das andere traten, kletterte sie flugs auf den Dachboden, blieb lange Zeit verschwunden und brachte endlich mehrere Kartons mit verstaubten Schraubgläsern ans Licht, in denen seit Jahren die Spinnen hausten.

Es war also just an meinem Geburtstag, als ich das knarrende Gartentürchen das erste und einzige Mal durchschritt, um in Linas Haus das „Gsälz“ zu kochen. Die Küche war sehr groß und hoch, hatte eine vom Ruß der Jahrzehnte fast schwarze Holzdecke, und auch die Wände waren vermutlich seit undenklichen Zeiten nicht mehr gestrichen worden. Eine lange Bank zog sich die Wand entlang,

davor ein ellenlanger Tisch. Gegenüber thronte ein majestätisches, altes Küchenbuffet aus *Radal*, einem einheimischen Holz. Neben dem mächtigen, schwarzen Herd lehnte ein abgenutzter Spülstein, darüber ragte ein Wasserhahn aus der Mauer, aus dem, sobald man ihn aufdrehte, das Wasser wild nach allen Seiten spritzte.

Nur einmal in meinem Leben, das lag schon eineinhalb Dutzend Jahre zurück, hatte ich versucht Marmelade zu machen und bin daran gescheitert. Ein nagelneuer Edelstahl-Rostfrei-Topf, in dem man leicht die Suppe für eine Kompanie Soldaten hätte kochen können, so groß war er, fand dabei sein Ende, und der Herd blieb den Rest seines Lebens gezeichnet. In meinem jugendlichen Leichtsinn hatte ich Topf, Herd und Pflaumen sich selber überlassen, in der trügerischen Hoffnung, dass das Zeug ja auch allein köcheln könne, während ich im Garten die Sonne anbetete. Irgendwann war aus dem leisen Köcheln ein Kochen geworden, dann ein Überkochen mit all seinen Folgen. Als ich die Katastrophe entdeckte, musste das Überkochen schon seit geraumer Zeit angedauert haben und es verging eine weitere Weile, bis ich den Topf vom Feuer nehmen konnte. Er war nämlich so schwer, dass ich ihn erst zur Hälfte ausschöpfen musste, um ihn vom Herd lupfen zu können. Noch lange roch es im Haus nach verkohltem Pflaumenmus.

Immerhin wusste ich also, dass man das Gsälz nicht verlassen darf, dass man es rühren, rühren, rühren muss, - aber wie lange? Dass es Zucker enthält, viel Zucker – aber wie viel? Auch Linas Erfahrung mit der Marmeladenerzeugung begrenzte sich auf den Griff in das Regal des Supermarktes.

„Wir kriegen das schon hin“, sagte mein Willi.

„Auf jeden Fall brauchst du ein Herdfeuer“, sagte Lina, legte uns die Streichhölzer auf den Herd und ließ uns allein.

„Los Willi, mach schnell Feuer“, ordnete ich an.

Er machte. Es qualmte und erstickte schließlich.

Ich sagte zu meinem Willi:

„Lass mich das machen. Geh du ins Dorf und hole Zucker.“

Beleidigt zog er ab, während ich das glimmende Holz und die dicken Papierknäuel aus dem Herd holte und alles neu einräumte. Ich zündete es an, öffnete und schloss Klappen am Herd und am Abzugsrohr. Als mein Willi eine halbe Stunde später wiederkam, machte ich immer noch Feuer.

„Hol Lina her“, knurrte ich entnervt. Willi holte. Lina zündete an. Das Feuer brannte im Handumdrehen. Jetzt füllten wir den riesengroßen Topf mit Himbeeren und hievten ihn auf den Herd. Mein Willi rührte darin herum, während ich die Gläser und Deckel zu schrubben begann. Wir rührten und schrubbten, schrubbten und rührten. Endlich kochten die Himbeeren und alle Gläser standen bereit, hundertundzwei an der Zahl.

„Der Zucker?“ fragte mein Willi. Ach du liebe Zeit, der Zucker! Der passte leider in den vollen Kochtopf nicht mehr hinein. Wir warfen uns ein paar sehr böse Blicke zu, schluckten jedoch gegenseitige Anschuldigungen aus Zeitgründen hinunter und füllten wortlos einen Teil der heißen Himbeeren in Schüsseln und Töpfe. Um Herd und Tisch sah es aus, wie nach einer blutigen Auseinandersetzung, - himbeerrot.

Bis zum Abend hatten wir den Grundstock für unsere Vorratshaltung gelegt: die gefüllten, verschraubten Gläser standen in Schachteln bereit, der Herd blitzte, der Fußboden auch und wir selber waren verschwitzt, müde und hungrig. Nach einem Blick auf die Uhr, wuschen wir uns rasch die Hände und das Gesicht, dann radelten wir, wie die wilde Jagd, ins Dorf. Wir hatten einen Bärenhunger, aber jetzt war keine Zeit mehr für ein festliches Abendessen im Restaurant, deshalb deckten wir uns beim Bäcker mit zwei Stangen Weißbrot ein. Während wir zur Turnhalle hetzten, in der das Konzert stattfinden würde, schlangen wir das Brot hinunter.

Obwohl bis zum Beginn des Konzertes nur noch zehn Minuten fehlten, waren außer uns nur ein paar Kinder da, die zwischen den aufgestellten Stuhlreihen Fangen spielten. Erschöpft sanken wir auf die kleinen Kinderstühle und streckten die Beine weit von uns. Gibt es einen größeren

Genuss, als einfach dazusitzen und die Hände in den Schoß zu legen?

Mit fast eineinhalb Stunden Verspätung begann der Sängerwettstreit. Viele Leute hatten keinen Sitzplatz mehr gefunden und lehnten nun an den Wänden, oder saßen auf dem Fußboden. Die Bühne war völlig schmucklos, das Licht so spärlich, dass die Sänger Mühe hatten, ihre Partituren zu lesen. Alles machte einen so armseligen, heruntergekommenen Eindruck, bis der Dirigent die Arme hob und die Töne die Luft erfüllten. Wer hätte gedacht, dass hier, im letzten Winkel der Erde, Kunstgenüsse von solcher Qualität dargeboten werden? Wir vergaßen allen Ärger, alle Müdigkeit und waren nur noch Herz und Ohr.

2

Das zweite Fest, nur wenige Tage später, war Pepes Geburtstag. Was schenken wir ihm? Geld hatten wir nicht, aber auf dem Dachboden lagen Nüsse, im Garten Frühäpfel und in meinen Koch- und Backbüchern gab es Rezepte dafür, wie man beide Teile schmackhaft vereint.

Lass mich im Laufe meines Lebens zehn Kuchen gebacken haben! Nach ein paar missglückten Versuchen war auch das letzte bisschen Lust vergangen, und fortan ließ ich mich zum Kuchenessen lieber einladen. Ach, du bist dem Teig so hilflos ausgeliefert. Werden dein Abwiegen, Sieben, Kneten und Rühren, dein Hoffen und Bangen von Erfolg gekrönt sein oder wird sogar dein Hund sich abwenden, wenn du ihm dein zusammengesunkenes, außen verkohltes, innen noch teigiges Werk zum Fraß vorwirfst? Erst wenn der Kuchen aus dem Ofen kommt, aufgeschnitten und probiert wurde, wirst du Gewissheit erlangt haben, in den meisten Fällen unter den skeptischen Augen der Gäste.

Da lobe ich mir das Kochen! Du kannst jederzeit dies und jenes hinzufügen, probieren, verdünnen oder eindicken, noch ein Weilchen kochen, und wenn es durchaus nichts werden will, pürierst du das ganze und machst eine Überraschungssuppe

daraus. Schon wahre Begeisterungstürme habe ich damit ausgelöst.

War es die Not oder war es eine höhere Eingebung, dass ich, trotz meiner erfolglosen Laufbahn als Kuchenbäckerin, einen halben Nachmittag bei Richard in unseren Kisten nach dem einzigen Kuchenrezept, das mit je gelungen war, stöberte. Ich fand es zwischen den Seiten von Goethes „West-Östlichen Diwan“ und fragte mich, was mich wohl dazu bewogen haben mochte, es dort zu lagern.

Gedeckter Apfelkuchen im Mürbeteig. Ich machte gleich zwei. Ein köstlicher Duft zog über den Campingplatz, als ich sie aus dem Ofen zog. Solange sie in der Springform eingezwängt waren, sahen sie so schön aus, wie auf dem Foto des Rezeptes. Kaum hatte ich den Rand der Kuchenform entfernt, kam Bewegung in das Backwerk. Der Deckel sackte hinunter und an den Seiten quollen die Äpfel heraus. Das Obst war zu saftig gewesen und lief einfach davon. Beide Kuchen waren völlig durchgeweicht. Ein Rückzug war unmöglich, denn mein Tun und Treiben war nicht verborgen geblieben und Pepe wartete bereits sehnsüchtig auf das Ergebnis meiner Mühe. Verschämt zeigte ich ihm die Katastrophe. Er war hell begeistert.

Als er mich und die Kuchen seinen Gästen präsentierte, wäre ich am liebsten in ein Mauseloch gekrochen, die Festgesellschaft ließ mich meine Niederlage jedoch bald vergessen. Unter vielen Lobeshymnen griff sie tüchtig zu, und es blieb auch nicht ein Krümel übrig. Gleich am nächsten Morgen machte ich, um meine Ehre zu retten, noch einmal den gleichen Kuchen, ganz für Pepe allein. Diesmal ließ ich die gezuckerten Äpfel erst eine Weile Saft ziehen, den ich in einer Schüssel auffing, bevor ich den Kuchenboden mit dem Obst füllte. Dieses Backwerk, dem an seiner Vollkommenheit außer ein Mehr an Äpfeln nichts mangelte, läutete meine ruhmvolle Ära als Kuchenbäcker ein.

Lina war begeistert von der Aussicht, mit dem Fallobst und den Nüssen auf dem Dachboden Geld zu machen. Von da an verbrachte ich meine Tage Äpfel schälend und Nüsse knackend.

Die Nachfrage übertraf meistens das Angebot. So kam es, dass ich mein erstes Geld auf dem fremden Kontinent ausgerechnet mit dem verhassten Backen verdiente.

3

Das dritte Fest war das Dorffest. Der Campingplatz platzte fast aus den Nähten. Vor den Duschen und Toiletten standen die Leute Schlange. In ganz Los Abedules gab es kein freies Bett mehr. Während sich Tausende aus Nah und Fern drei Tage und Nächte lang vergnügten, schälten mein Willi und ich Tag und Nacht Äpfel und knackten Nüsse, knackten Nüsse und schälten Äpfel. Für jeden Kuchen mussten wir einen ganzen Eimer wurmstichiges Fallobst schälen, ausputzen und kleinschneiden. Die Nachfrage war ungeheuer, selbst aus dem Dorf kamen Leute, um sich meinen Apfelkuchen in Mürbeteig zu kaufen. Wir kamen mit dem Backen nicht nach.

Montags, als alles vorbei war, machten wir Kassensturz. Ein armseliger Stundenlohn von einer Mark und zweiundachtzig Pfennig für jeden! Das war eine Kostprobe, wie es ist, wenn man fast rund um die Uhr schuften muss, für ein Butterbrot – ohne Ei. Immerhin hatten wir in drei Tagen, die Campingplatz-Gebühr für einen halben Monat eingenommen. Zum ersten Mal seit acht Monaten hatten wir nicht nur Ausgaben, sondern eine kleine Einnahme verzeichnet. Ein etwas bitterer Triumph, wenn ich mir vorstelle, dass es mit uns auf diese Weise weitergehen würde. Nie kämen wir auf einen grünen Zweig.

Fünfzehntes Kapitel

1

Es war Anfang März. Die Tage wurden bereits merklich kürzer. Die meisten Camper waren abgereist. Nach einer Reihe leuchtender Spätsommertage regnete es unaufhörlich. Die Arbeiten an unserem Haus waren wochenlang auf Hochtouren gelaufen, jetzt versank alle Aktivität im Regen. Antú, die Sonne, war mit der Sonne verschwunden, obwohl es eigentlich keinen Grund gab, die Kacheln im Bad bei Regen nicht zu verlegen.

Wir hockten mit anderen Dauercampern und einer Handvoll Trampnern, die wegen des Regens hier festsäßen, im Saloon und starrten in das Kaminfeuer. Einer hatte ein winziges Radio dabei, aus dem mit quäkender Stimme einer stundenlang über Fußball plärrte. Ein paar spielten Karten, andere dösten trübselig vor sich hin. Die Stimmung war grau wie der Himmel, und keine Carla brachte Farbe in unsere Tage, denn mit dem Sommer war auch dieser bunte Schmetterling davongeflogen. Über Bänke und Tische gebreitet, lagen feuchte Schlafsäcke und Woldecken; über dem Kamin war eine Leine gespannt, an der braune, grüne und beige Anoraks dampften. Es roch nach nassen, muffigen Stoffen, nach *Mate* und geröstetem Brot.

„Ich habe heute Morgen das Geld gezählt“, sagte mein Willi und rubbelte seinen Nasenrücken.

„Ja, und?“ sagte ich. „Ich zähle es täglich.“

„Dann wirst du sicher längst gemerkt haben, dass es nicht mehr allzu viel zum Zählen gibt.“

Wir machten eine Liste der Ausgaben, die noch nötig waren, um das Haus bezugsfertig zu machen. Obwohl wir allerhand Abstriche gemacht hatten, sagte mein Willi:

„Es reicht hinten und vorne nicht. Wir haben die Wahl: Entweder wir erfrieren, weil wir in einer fensterlosen Baustelle, ohne Heizung und Fußboden hausen, oder wir setzen

Glasscheiben ein, kaufen Heizkörper und verhungern, weil wir kein Geld haben, um uns Brot zu kaufen.“

„Und erfrieren trotzdem, weil wir kein Geld für Brennholz oder Gas haben“, fügte ich hinzu. „Fazit: Wir brauchen Knete.“

„Dein Scharfsinn ist bewundernswert, liebste Geli.“

Wir vergrübelten eine lange Zeit, dann sagte ich:

„Ich werde Apfelkuchen verkaufen.“

„Wunderbar! Du gehst also bei Wind und Wetter von Tür zu Tür hausieren, streckst den Leuten mit zitterigen Händen deinen Kuchen hin und flehst sie an: Erbarmen, liebe Frau, lieber Mann, kaufen sie mir ein Stückchen ab. - Von den Millionen, die du dabei einnimmst, kaufen wir dann unser Essen, ein wenig Geschirr, Brennmaterial, einen Tisch, ein Bett....“

„Mensch, Willi, sei nicht so rabenschwarz negativ. Ich werde nicht von Haus zu Haus gehen, aber von Kneipe zu Kneipe. Ist doch besser als gar nichts“, sagte ich und rechnete auf einem Zettel meine Unkosten, den Verkaufspreis und den Gewinn aus.

„Donnerwetter, Geli, hör auf, du machst mich ganz krank. Beim Dorffest haben wir gebacken wie die Weltmeister und kaum etwas dabei verdient. Vielleicht kannst du mir außerdem sagen, in welchem Backofen du in Zukunft backen willst? Sind wir erst in unser Haus eingezogen, geht die Kocherei im Kamin wieder los.“

„Aber irgend etwas müssen wir schließlich machen, nicht nur ein dummes Gesicht“, rief ich ärgerlich.

„Wir brauchen mehr Kapital“, sagte mein Willi. „Und eigentlich haben wir es auch. Bloß – wie bekommen wir es hier her?“

„Ja, wir brauchen mehr, viel mehr Kapital. Aber vor allem brauchen wir ein paar gute Ideen, die wir zu Geld machen können. Wenn wir nämlich die Kuh schlachten, können wir sie nicht mehr melken“, sagte ich.

„Alle Ideen, die wir hatten, haben sich, als wir hier waren, als Scheiß- Ideen herausgestellt“, sagte mein Willi. „Meine ganze Kreativität...“

„....die du nie gehabt hast“, unterbrach ich ihn.

„Ich wollte gerade sagen: ... hat der Bau geschluckt. Aber besten Dank für den Hinweis.“

Ich giftete noch eine Weile herum, während mein Willi verbissen an mir vorbei aus dem Fenster starrte, wo die Böen an den Zweigen des Pflaumenbaumes rissen.

„Tut mir leid“, sagte ich nach einer Weile. „Mich kotzt das alles an, und ich sehe nur Abgründe.“

„Ich auch“, knurrte mein Willi und ließ keinen Blick von den Zweigen des gebeutelten Baumes.

2

Am anderen Morgen erhielten wir ein Telegramm: „Ankommen Mittwoch den 20. Carlos mit 7 Freunden.“

Wir führten zwei kostspielige Telefongespräche mit Carlos und eines mit unserer Bank in Deutschland. Danach kauften wir mit dem letzten Geld alles Nötige, um das Haus soweit fertig zu bauen, dass wir in ein paar Wochen einziehen konnten.

„Wenn Carlos nicht kommt, dann verhungern und erfrieren wir wenigstens in einem halbwegs bewohnbaren Haus“, sagte mein Willi.

Das Wetter besserte sich, aber der Sommer war alt und müde geworden, das Licht war milder, und selbst mittags war es nicht mehr heiß. Ich klapperte alle Kneipen ab, wegen der Apfelkuchengeschichte und lernte dabei Andrès kennen, der ein sehr schönes Speiselokal mitten im Zentrum hatte. Dort wurde auch Kaffee und Kuchen serviert. Für ihn backte ich fortan täglich einen Apfelkuchen und verdiente, nachdem ich Lina die Äpfel, Nüsse und die Benutzung des Backofens bezahlt hatte, immerhin soviel, wie ein Kilo Brot und zwei Pfund Kartoffeln kosteten.

Es kam ein Telegramm von Carlos: „Sitzen in Uruguay und haben alle schrecklich Durchfall. Ungewiss ob wir kommen können.“

Ich ließ das Telegramm sinken und starrte lange darauf. Wir hatten kein Geld mehr, um nach Uruguay zu fahren und dort unser Geld zu holen, das Carlos sicherlich aus Deutschland

mitgebracht hatte. Was sollten wir tun? Wir stellten uns auf verhungern und erfrieren ein.

Drei Tage später kam ein Telegramm von Carlos: „Hurra! Wir kommen.“

Am Tag darauf kam ein Telegramm von Carlos: „Flüge alle ausgebucht. Ankunft ungewiss.“ Na, die machen es aber spannend.

Zwei Tage danach kam ein Telegramm von Carlos: „Ankommen 22. März.“

Genau an diesem Tag, das war vier Tage vor der heiß ersehnten Ankunft von Carlos, ging uns das Geld aus. Wir hielten uns mit dem täglichen Kuchengeld über Wasser.

„Siehst du“, sagte ich triumphierend zu meinem Willi, als ich ihm den Linseneintopf auf seinen Teller kippte. „Ohne meine Kuchen würdest du heute Gras fressen.“

3

Carlos kam mit seiner Frau und drei befreundeten Ehepaaren. Wir mieteten einen Kleinbus mit Chauffeur, um sie am Flughafen der Kreisstadt abzuholen. Das Fahrgeld war glücklicherweise erst bei der Ankunft fällig. Wir kauften das erste und einzige Mal in unserem Leben etwas auf Pump: Acht Kalbsschnitzel von der Größe eines Klodeckels und acht Wecken. Wir brutzelten die Fleischlappen, falteten sie zusammen und belegten die Wecken damit. Das war unser Willkommensgruß, roter Teppich und Blumenstrauß in einem, für unsere Gäste.

Carlos drückte uns ein Bündel Dollarscheine in die Hand; seine Freunde schenkten uns eine nagelneue Kofferschreibmaschine; die ganze Clique lud uns unentwegt zum Essen ein; wir hatten ein paar Ausflüge und Rundfahrten organisiert, und alles war ganz toll. Man stelle sich vor, jemand war aus unserer alten Welt gekommen, um zu sehen, wie es uns ging. Endlich konnten wir nach Herzenslust unseren Frust abladen, fühlten uns verstanden, und das Mitleid lief uns wie Öl in die Seelen.

Nie vorher hatte ich so deutlich gespürt, wie fremd mir Los Abedules war, wie jetzt, als wir ihnen unser zukünftiges Heim zeigten und sie alle wohlwollend nickten und sagten:

„Schee isch's scho, abr drhoim isch halt drhoim.“

Nie war mir der Ort so furchtbar schäbig vorgekommen, wie jetzt, als wir zusammen über die staubigen Schotterwege marschierten, unsere Besucher in untadeliger Trekking-Montur, wir mit unserer Wir-leben-auf-dem-Campingplatz-Kluft.

Die drei Tage vergingen wie im Flug, und ehe wir uns versahen, verschwand der silberne Vogel von „Aerolineas Argentinas“ mit unseren Freunden am östlichen Himmel hinter den kahlen Bergen. Wir standen wieder allein im wilden Patagonien. Während wir den Blick nicht vom leeren Himmel losreißen konnten, riss der Wind an unseren Hosen und Jacken, zauste uns die Haare und trieb uns Tränen in die Augen. Das einzige Geräusch, das man hier am Rand der Piste hörte, war das Jammern der Windsbraut in der Luft und das Zischeln des vertrockneten Pampagrases, das der Wind durchkämmte. Gibt es einen einsameren Ort, als ein verlassenes Flugfeld in der vertrockneten Einöde Patagoniens?

4

Das Loch war groß und pechschwarz, in das wir fielen. Jetzt wären wir zwar nicht verhungert oder erfroren, jedoch an Hoffnungslosigkeit eingegangen, wenn nicht eines Tages, bald nach der Abreise der Freunde, Andrés sich mit mir einen halben Vormittag lang unterhalten hätte. Vom Wetter kamen wir zu Kuchenrezepten, von dort zum Bauen, dann zur wirtschaftlichen Lage unseres Ortes, des Landes, der Welt und schließlich zu unserer ganz persönlichen Wirtschaftskrise.

Andrés setzte seine Zukunft auf die knallvollen Geldbeutel der Abenteuerlustigen, die anstatt an überfüllten Stränden den Hintern des in Reichweite schwitzenden Nebenmannes zu studieren, lieber aus einsamer Höhe, vom Gleitschirm getragen, Schneeberge, Schluchten und unser Wiesental betrachten wollten oder im Schlauchboot die Stromschnellen des Blauen

Flusses hinunter donnern oder auf dem Pferderücken in die hintersten Andentäler eindringen, die noch kaum ein Mensch betreten hatte. Ich ließ munter meine Geistesblitze zum Thema in das Gespräch einschlagen, und Andrés war Feuer und Flamme für meine Ideen.

Noch am gleichen Nachmittag stand er mit Roberto auf dem Campingplatz. Roberto war alterslos, klein, rundlich und Teilhaber eines Reisebüros in Buenos Aires, das sich auf Abenteuer- Tourismus spezialisieren wollte. Er sah aus, als säße er lieber am Kamin, ein Spiel Stricknadeln in den Händen, einen Cocker- Spaniel auf dem Teppich zu seinen Füßen und einen süßen Sherry auf dem Beistelltischen. Ja, in der Tat, so sah er aus. Als er aber von den Walen im Südatlantik sprach, vom Klettern am Fitz Roy und Cerro Torres, von Trekking-Touren in Gebiete, die noch kaum zugänglich waren, da war der Strickstrumpf plötzlich in einem abgenutzten Rucksack verschwunden. Roberto wusste, wovon er sprach. Wir redeten uns die Köpfe heiß, machten seitenlange Notizen und als mein Willi abends von der Baustelle kam, fiel ich mit den neuesten Neuigkeiten über ihn her. Ich platzte vor Tatendrang und war voller Hoffnungen.

„Ich muss nach Deutschland!“

Mein Willi zog die Augenbrauen hoch und fragte: „Zu welchem Behufe, wenn man fragen darf?“

„Wir werden Reiseveranstalter. Ich habe schon eine Menge Fäden geknüpft.“

Während mein Willi sich die Hände und das Gesicht wusch, erzählte ich ihm, dass ich eine Rundreise durch Patagonien zusammenstellen, und dass Roberto mir anfangs die einzelnen Leistungen organisieren würde. Derweil mein Willi lautstark seine heiße Gemüsebrühe schlürfte, erfuhr er, was ich in Deutschland alles auf die Beine stellen musste.

„Ich brauche auf jeden Fall eine Bankverbindung, wo die Leute einzahlen können. Ich muss das irgendwie regeln, dass das Geld rechtzeitig hier ist und zwar in Dollar, um die Leistungsträger zu bezahlen.“

„Aha!“ sagte mein Willi.

„Ich muss einen Gruppenflug organisieren, denn die Leute müssen ja irgendwie alle gemeinsam ankommen, damit ich sie in Buenos Aires abholen kann.“

„Aha!“ sagte mein Willi.

„Ich muss Werbung machen, Unterlagen zusammenstellen über die Tour und Kontakt zu einem Reisebüro herstellen.“

„Aha!“ sagte mein Willi.

„Warum sagst du eigentlich die ganze Zeit Aha? Findest du die Idee nicht gut?“ fragte ich etwas gereizt, denn ein bisschen mehr Begeisterung hätte ich schon erwartet.

„Doch, doch. Und du könntest eine Stereoanlage kaufen.“

„Stereoanlage, bist du übergeschnappt?“

„Wieso übergeschnappt?- Wenn du sofort fliegst und noch vor Ende April wieder hier bist, dann geht das gerade noch als Umzugsgut durch. Bei *den* Preisen für Importware werden wir sonst nie mehr im Leben in den Genuss von Musik kommen. Das ist unsere letzte Chance, etwas zollfrei einzuführen. Unsere Schallplatten kannst du auch gleich mitbringen. Was passt dir daran nicht?“

„Erstens, Willi, hättest du dich ruhig ein bisschen darüber freuen können, dass wir bald Geld verdienen. Zweitens hättest du ja wenigstens ein kleines Bedauern vorbringen können, dass du eine Zeit ohne mich sein musst. Drittens hätte ich dir mehr Verstand zugetraut. Pah! Stereoanlage! Schallplatten! Vielleicht noch einen CD- Player? Das ist genau das, was in unserer Bedürfnispyramide ganz oben steht, gell?“

„Aha!“ sagte mein Willi und ich wusste nicht, soll ich ihm eine kleben oder im stillen Eckchen weinen. Ich wählte Weinen, denn Kleben, so stellte ich nach einem kurzen Blick in sein Gesicht fest, hätte für mich vielleicht recht schlagkräftige Folgen haben können.

Roberto besorgte mir ein Flugticket zum Schleuderpreis, der aber immer noch deutlich über dem normalen Preis eines in Deutschland ausgestellten Tickets lag. Das ist eines der unergründlichen Geheimnisse dieses Kontinentes: Die Leute verdienen viel weniger, als in Europa und doch kostet der Flug von Buenos Aires nach Stuttgart wesentlich mehr, als der

gleiche Flug von Stuttgart nach Buenos Aires. Ob das wohl etwas mit Einsteins Relativitätstheorie zu tun hat? Vielleicht ist es von Buenos Aires nach Stuttgart relativ weiter, als von Stuttgart nach Buenos Aires. Vielleicht hat es aber auch etwas mit dem Nord-Süd-Gefälle zu tun. Die Europäer sind halt allemal oben am Globus. Jeder weiß: runter geht es halt immer leichter, als bergauf.

Alles war erledigt, gepackt, verschickt, verabschiedet und man brachte mich zum Flughafen. Auf dem Weg fragten sie mich:

„Werdet ihr wirklich dort im Elend bleiben oder kommt ihr bald wieder zurück?“

„Alles ist möglich“, sagte ich. „Es ist noch zu früh, es zu wissen.“

Sie wollten mit mir warten, bis ich abflog. Ich bat sie zu gehen. Sie gingen, wendeten sich ihrer Welt, ihrem Alltag zu, hatten mich an der nächsten Ampel schon vergessen. Nicht aus Lieblosigkeit, sondern weil das Leben eben weitergeht. Aber ich wusste, dass aus einer losen Bekanntschaft Freundschaft geworden war.

Meine Augen schweiften durch die Halle. Tobias? Die Zeiger der Uhr rückten unaufhaltsam weiter. Ich musste dringend zur Toilette und verdrückte es, weil ich Tobias nicht verpassen wollte. Ich ging aufgeregt in der Halle auf und ab, wanderte von einer Eingangstür zur anderen, stellte mich in die Nähe des Schalters, an dem ich eingecheckt hatte, bezog Posten an der Rolltreppe, ging wieder in der Halle herum. Schließlich wurde es Zeit, unwiderruflich Zeit, die Zollkontrolle zu passieren, mich zu meinem Flugsteig zu begeben. Tobias?

Da wurde mein Name über Lautsprecher ausgerufen. Ich eilte zum Informationsschalter. Eine der Angestellten reichte mir einen dicken Strauß aus Buschwindröschen und Lungenkraut, dazu einen Briefumschlag. Ich ging beiseite und öffnete den Umschlag mit fliegender Hast, während mein Flug aufgerufen wurde.

„Geh, Angelika Unseld, geh und schau nicht zurück. Ich werde da sein. Du bist nicht allein, aber schau nicht zurück. Ein Teil vom anderen wird für immer in uns sein. Vergiß das nie. Wenn deine Nacht einmal sehr finster heraufzieht, dann träume, bis der neue Morgen tagt. Und jetzt geh.“

Ich ging aufrecht, die Fäuste in den Jackentaschen geballt, wie immer, wenn mir der Arsch mit Grundeis geht. Gibt es einen einsameren Ort, als der lange, lange Gang eines Flughafens? Hinter mir Frühlingsglanz und vor mir Wintersturm. - Ich werde da sein, schau nicht zurück, geh. - Ich warf die Blumen im Vorübergehen in einen Papierkorb. Wieder einmal konnte ich nichts mitnehmen, nur Erinnerung.

Als das Flugzeug über die Piste jagte, schaute ich hinüber zum Flughafengebäude, aber ich sah es kaum durch den Tränenschleier.

Danke Tobias, dass du mich gehalten, aber nicht aufgehalten hast. Danke für die Seifenblasen, die mein Leben lang nicht platzen werden, weil ich niemals die Warze an deinem Hintern entdecken muss, oder dass du Schweißfüße hast, oder fürchterlich schnarchst, deine dreckigen Unterhosen auf dem Boden liegen läßt und der Badezimmerspiegel nach jedem Händewaschen trieft. Danke für den schwerelosen Frühlingstraum an der Schwelle des rauen Winters.

Danke, ihr Freunde, für eure Nähe und Fürsorge. Als das Flugzeug dem Himmel entgegendüste, dachte ich, genauso wie damals, vor undenklichen Zeiten, an einem grauen Tag, in einem Ort am letzten Zipfel der Erde, in einer warmen Küche: Solange es noch irgendwo in der Welt warme Küchen gibt und Tische an denen Menschen sitzen, die dir einen Teller hinschieben und ein Stück ihres Herzens dazu, solange bist du niemals wirklich verloren.

Der blaue Himmel stand über mir und Europa lag im Festtagskleid unter mir. Ich wischte mir die Tränen vom Gesicht und griff nach einer der Tageszeitungen, welche die Stewardess mir anbot. Wieder war jede Menge über die GUS- Staaten zu lesen, aber jetzt wusste ich Bescheid. Ich suchte beim

Weltwetterbericht nach Buenos Aires. Es war sonnig dort und hatte 17 Grad.

Als wir Europa hinter uns ließen und Afrikas Küste entlang flogen, die im Dunkeln der Nacht verborgen lag, schloß ich die Augen und lebte ein letztes Mal für ein paar Augenblicke das Märchen „Tobias und das Aschenbrödel“. Ein Traum, nur ein Traum, nur ein Traum aus Seifenblasen. Ich verschloß ihn für immer in meinem Herzen, kratzte das letzte bißchen Verstand zusammen, das mir geblieben war und wendete mich meiner Wirklichkeit zu. Nachdem ich sie ein Weilchen betrachtet hatte, konnte ich das Wiedersehen mit meinem Dutzendmenschen Willi kaum erwarten.

Unsere Pläne als Reiseveranstalter hatten feste Formen angenommen, wenn das Geschäft auch nicht sehr aussichtsreich war (Argentinien war damals so ziemlich das teuerste Reiseland), so lohnte sich doch der Versuch. Ich freute mich auf unser Haus. Mein Willi hatte bestimmt längst den Boden verlegt, die Wände gestrichen und alles würde blitzsauber auf die dekorierende Hand der Hausfrau warten. Ich hatte eine Stereoanlage und Gardinen im Gepäck, in Buenos Aires mein Geschirr und ein bißchen Geld in der Tasche. Wir konnten die ersten Möbel machen. Ich würde bald ein wirkliches Heim haben.

Am anderen Morgen landeten wir in Sao Paolo. Es schüttete wie aus Kübeln. Es schüttete immer noch, als wir eine Stunde später weiterflogen. Buenos Aires lag unter einer diesigen Glocke, als ich ankam. Der Himmel war unverändert grau, als ich am anderen Mittag weiterflog. Nach über zwei Stunden Flug stießen wir vom blauen Himmel, an dem gleißend die Sonne stand, hinab in die Wolken. Das Flugzeug wurde vom Wind gepackt, und wir mussten uns alle anschnallen. Als wir die Wolkenschicht hinter uns hatten, trieben Schneeflocken durch die Luft, und das öde Land unter uns war mit einer hauchdünnen, weißen Schicht bedeckt. Das Flugzeug schwankte, schlingerte wie im Wellengang auf hoher See, fiel in Luftlöcher. Während wir immer tiefer kamen, sah man, dass der

Schnee wie Staub waagrecht über das Land trieb, die Büschel des Pampagrases vor dem eisigen Wind sich beugten und die niedrigen Dornenbüsche unter seinen Peitschenhieben nickten.

Mein Willi hatte sich bestimmt längst die Augen nach dem Flugzeug ausgeschaut und drückte seine Nase an der Scheibe der Wartehalle platt. Als ich die Gangway hinabstieg, musste ich mich sehr gut festhalten, denn der Wind sprang mich an, wie ein wütendes Raubtier.

Ich war wieder da.

Ich war bereit.

Texte: HTL

Bildmaterialien: HTL

Lektorat: HTL

Alle Rechte vorbehalten.

Tag der Veröffentlichung: 25.12.2021

<https://www.bookrix.de/-pp245c955682145>